

Das Buch

«Was haben sich die Nazis von der Ausschaltung der Juden erhofft? Haben sich die Erwartungen erfüllt? Und vor allem: Welche Folgen hatte die Vernichtung der Millionen teils unmittelbar, teils mittelbar zum deutschen Kulturkreis zählenden Juden für den Verlauf des Zweiten Weltkriegs? ... Was haben die Nazis durch die Vernichtung der Juden verloren oder gewonnen? – Die deutschen Juden waren Patrioten. Sogar die Ostjuden fühlten sich kulturell nicht der slawischen Umwelt, sondern Deutschland verbunden. Weit schwerer ins Gewicht fiel aber das wissenschaftliche Potential der Juden. Gegen dreissig Prozent der Atomforscher Europas waren Juden oder jüdisch versippt. Sie entkamen rechtzeitig nach Amerika... Tatsache ist, dass Deutschland bis 1933 in Medizin und Atomforschung an der Spitze aller Länder stand und auch die lebendigste Theaterkultur der Welt hatte. Seit der Hitlerzeit ist es damit vorbei. Und die erhofften «positiven» Folgen, als da sind: «Entsexualisierung» der Literatur, Verschwinden der Massenreklame und Boulevardpresse, der Warenhäuser, der «Zinsknechtschaft», des Linksdralls, der Wehrunwilligkeit und zahlloser anderer Phänomene, die man durch den «Einfluss Judas» erklärt hatte? Sie dominieren im judenfreien Deutschland wie nie zuvor. – Eine eindrucksvolle Bilanz.» (Frankfurter Allgemeine Zeitung)

Der Autor

Bernt Engelmann, 1921 in Berlin geboren, lebt als freier Schriftsteller und Journalist in Rottach-Egern. Bekannt wurde er u.a. durch seine Beiträge für die Sendereihe «Panorama» des Norddeutschen Rundfunks. Einige Werke: «Meine Freunde – die Millionäre» (1963), «Meine Freunde – die Managen» (1966), «Eingang nur für Herrschaften» (1967), «Die goldenen Jahre» (1968), «Krupp. Legenden und Wirklichkeit» (1969), «Die vergoldeten Bräute» (1971), «O Wie oben. Wie man es schafft, ganz O zu sein» (1971), «Das Reich zerfiel, die Reichen blieben» (1972), «Grosses Bundesverdienstkreuz» (1974), «Einig gegen Recht und Freiheit» (1975).

Bernt Engelmann:
Deutschland ohne Juden Eine
Bilanz

Deutscher
Taschenbuch
Verlag



Von Bernt Engelmann

sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen: Meine Freunde – die Millionäre (375)

Meine Freunde – die Manager (584)

Die goldenen Jahre (624)

Krupp • Legenden und Wirklichkeit (726)

Die Macht am Rhein (830, 831)

Das Reich zerfiel, die Reichen blieben (1061)

Im Text ungekürzte Ausgabe

1. Auflage Februar 1974

2. Auflage August 1975: 13. bis 18. Tausend Deutscher Taschenbuch

Verlag GmbH & Co. KG,

München

© 1970 Franz Schneekluth Verlag KG, München und Bernt Engelmann • ISBN 3

795 | 003 | 3

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti

Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen

Printed in Germany • ISBN 3 - 423 - 00979 - 9

[Eingescannt mit Abbey Fine Reader](#)

Inhalt

Einleitung: Eine neue Perspektive	9
1. Kapitel: Deutschland ohne Juden ... ?	13
2. Kapitel: Sind kulturelle Verluste messbar?	54
3. Kapitel: Ein Theaterzettel	76
4. Kapitel: Auf Wiedersehen, Herr Professor!.....	100
5. Kapitel: Nobelpreis und Pour le Merité	123
6. Kapitel: Der selbstzertretene Siegerkranz	151
7. Kapitel: Die emigrierte Bombe	184
8. Kapitel: Politik und Moral	233
9. Kapitel: Träumereien an antisemitischen Kaminen .	252
10. Kapitel: Bilanz einer Ausrottung	301
Dokumente.....	313
Der Dank des Autors.....	378
Verzeichnis der hauptsächlich benutzten Literatur ...	379
Personenregister	384

Seit Erscheinen dieses Buches sind dem Autor aus aller Welt, sogar von Lesern in Neuguinea, auf den Fuji-Inseln und in Feuerland, zahlreiche und zum Teil sehr wertvolle Hinweise auf notwendige Ergänzungen und Berichtigungen zugegangen, die sämtlich überprüft und in dieser Ausgabe berücksichtigt worden sind und für die er an dieser Stelle seinen aufrichtigen Dank sagt.

In Erinnerung an Pumm, Trude und Arthur Hess, Käthe und Hermann Ullstein,
Dr. Curt Eichelbaum, Dr. Waldemar Spier und viele, allzu viele andere.

Ja, wir lieben dieses Land.

Und nun will ich euch mal etwas sagen: Es ist ja nicht wahr, dass jene, die sich «national» nennen und nichts weiter sind als bürgerlich-nationalistisch, dieses Land und seine Sprache für sich gepachtet haben.

Weder der Herr Regierungsvertreter im Gehrock noch der Oberstudienrat noch die Herren und Damen des *Stahlhelms* allein sind Deutschland. Wir sind auch noch da.

Sie reißen den Mund auf und rufen: «Im Namen Deutschlands...!» Sie rufen: «Wir lieben dieses Land, nur wir lieben es.» Es ist nicht wahr.

...Und so wie die nationalen Verbände über die Wege trommeln – mit dem gleichen Recht, mit genau demselben Recht nehmen wir, wir, die wir hier geboren sind, wir, die wir besser deutsch schreiben und sprechen als die Mehrzahl der nationalen Esel –, mit genau demselben Recht nehmen wir Fluss und Wald in Beschlag, Strand und Haus, Lichtung und Wiese: es ist unser Land.

... Deutschland ist ein gespaltenes Land. Ein Teil von ihm sind wir. Und in allen Gegensätzen steht – unerschütterlich, ohne Fahne, ohne Leierkasten, ohne Sentimentalität und ohne gezücktes Schwert – die stille Liebe zu unserer Heimat.

Kurt Tucholsky 1929

Einleitung

Eine neue Perspektive

Genau ein Vierteljahrhundert ist vergangen seit jenem Frühjahr 1945, als die von einer deutschen Regierung begonnene und später bis zum staatlich organisierten Massenmord gesteigerte Judenverfolgung mit der totalen Niederlage und dem völligen Zusammenbruch des einstigen Deutschen Reiches ihr Ende fand.

Seitdem ist vieles gesagt und geschrieben worden über den Leidensweg der Opfer dieser Verfolgung, über das Ausmass der Vernichtung und die barbarischen Methoden, derer man sich dabei bediente, auch über die vielfältigen moralischen Aspekte des grauenhaften Geschehens. Verständlicherweise stand dabei stets der – von der Führung des Reiches euphemistisch als «Endlösung» bezeichnete – millionenfache Mord im Mittelpunkt aller Betrachtungen.

Dabei ist zu bemerken, dass der dicht aufeinanderfolgende Untergang, erst der Juden, dann des Reiches ihrer Verfolger, allenfalls als eine erstaunlich rasche und gerechte, den Deutschen für die Ausrottung ihrer jüdischen Mitbürger auferlegte Sühne metaphysisch gedeutet zu werden pflegt. Die eigentlich doch recht naheliegende Möglichkeit eines ganz konkreten ursächlichen Zusammenhangs von Judenverfolgung und totaler deutscher Niederlage wurde kaum jemals in Betracht gezogen, geschweige denn einmal genauer untersucht.

Überhaupt haben der Abscheu, das Grauen oder auch die dumpfen Schuldgefühle, die die «Endlösung» noch im fast schon historischen Rückblick erwecken, eine völlig vorurteilsfreie und objektive Betrachtungsweise bislang verhindert. Man versäumte nicht nur, einmal genauer zu prüfen, ob Hitlers Judenpolitik ausser der geplanten Vernichtung der Juden nicht auch den – durchaus nicht geplanten – völligen Zusammenbruch seines Regimes und die damit verbundene deutsche Katastrophe entscheidend beeinflusst, ja erst, zumindest vornehmlich, bewirkt haben könnte (was dann die nationalsozialistische These, «die Juden sind unser Unglück», nachträglich als eine auf sehr makabre Weise erfüllte Prophezeiung erscheinen liesse); man hat nicht einmal den Versuch unternommen, sich einmal vorzustellen, was hätte geschehen können und wie dann die Welt heute aussähe, wäre es zu keiner Judenverfolgung in

Deutschland gekommen. Das aber ist keine müssige Spekulation, sondern eine Voraussetzung für die Beurteilung einer Politik, die rein gefühlsmässig oder auch nur, weil dies heute opportun erscheint, als «verhängnisvoll» bezeichnet zu werden pflegt.

Gewiss, für die Juden war sie verhängnisvoll.

Doch wir wissen bislang allzu wenig darüber, ob sie das auch für die Deutschen war oder gar sein musste; ob sie irgendwelche Vorteile gebracht hat oder hätte bringen können, und wären es auch nur diejenigen, erst noch auf ihren objektiven Wert zu prüfenden Vorteile, die sich die Judenverfolger selbst von ihrem Vorgehen erhofften ...

Versuchen wir uns einmal vorzustellen, der Antisemitismus hätte in Deutschland auf eine andere, entschieden weniger grausame, ja beinahe «humane» Weise seine judenfeindlichen Ziele verfolgt, so dass zwar Deutschland heute ebenfalls nahezu frei von Juden wäre, jedoch ohne Erinnerung an Gewalt und Zerstörung oder gar Gaskammern und Massenexekutionen, daher auch mit nur winzigem, kaum noch wahrnehmbarem Makel der Schuld behaftet.

Dann liesse sich gewiss ohne nennenswerte Skrupel und Komplexe der einen oder anderen Art darüber diskutieren, welche Vor- und Nachteile sich für Deutschland und die Deutschen aus ihrer sozusagen sanften Befreiung von der seinerzeit unerwünschten jüdischen Minderheit ergeben hätten; auch darüber, ob die von den Verfechtern der judenfeindlichen Politik angestrebten Ziele nun tatsächlich, ganz oder wenigstens teilweise, erreicht worden wären und ob die sich erst heute, im Abstand von einigen Jahrzehnten, allmählich deutlicher abzeichnenden Dauerfolgen der Judenvertreibung diese wenigstens einigermaßen rechtfertigten und die antisemitischen Ziele immer noch erstrebenswert machten.

Die Ergebnisse eines solchen streng sachlichen Abwägens des Für und Wider einer vor mehr als fünfundsiebzig Jahren begonnenen Politik wären sicherlich von immensem Wert, nicht nur für die Deutschen selbst (und natürlich für die seinerzeit vertriebenen Juden und ihre Nachkommen ebenfalls), sondern ermöglichten auch anderen Völkern eine bessere, klarere Beurteilung der Nützlichkeit einer ähnlichen Politik in ihren jeweiligen Ländern sowie des Wertes antisemitischer, vielleicht auch anderer rassistischer Thesen überhaupt.

Wenn aber schon unter der hypothetischen Voraussetzung, dass kein Massenvorgang stattgefunden hätte, einer solchen objektiven Erörterung erheblicher

Wert zugebilligt werden muss, um wieviel mehr dann angesichts der He-
katomben von Blut und Tränen, der Millionen von Menschenleben, die be-
sagte Politik gefordert hat!

Machen wir uns also frei von Abscheu, Grauen oder Schuldgefühlen. Durch-
brechen wir das Tabu, das uns bislang gehindert hat, Ursachen und Folgen
der in den Massenmorden der vierziger Jahre gipfelnden Judenverfolgung
näher zu untersuchen, dabei aber auch die zur Wahrheitsfindung nötige Un-
befangenheit und Objektivität walten zu lassen. Erkennen wir auch endlich,
dass der moderne, nicht mehr vornehmlich religiös, sondern politisch und
«rassisch» begründete Antisemitismus weder die Erfindung noch das mit ihm
erloschene Monopol Hitlers war und dass es gefährlich wäre, die Alleinver-
antwortung für alles, was geschah und daraus folgte, diesem einen zuzu-
schieben.

Versuchen wir vielmehr, alle verfügbaren Belege sorgsam zu ordnen, richtig
zu verbuchen und eine Bilanz zu ziehen, wie immer sie ausfallen mag – in der
festen Überzeugung, dass man selbst aus schrecklichsten Fehlern erst dann
etwas lernen kann, wenn man sie zu erkennen vermag.

Rottach-Egern, Obb.

Bernt Engelmann

Erstes Kapitel Deutschland ohne Juden... ?

Deutschland ohne Juden – das hat es noch nie gegeben!

Auf die Gegenwart und auf diejenigen Staaten bezogen, die zusammen den ungefähren geographischen und kulturellen Begriff «Deutschland» ausmachen, muss die Behauptung, es gebe dort keine Juden mehr, Zweifel und Widerspruch auslösen. Schliesslich leben ja heute allein in der Bundesrepublik, in West-Berlin, in der DDR und auch in Österreich noch oder wieder einige zigtausend. In und Ausländer, die ihrer Religion nach Juden sind, darüber hinaus eine statistisch nicht erfasste, nur zu schätzende Anzahl von Personen, die noch vor fünfundzwanzig Jahren als Juden galten oder gegolten hätten. Doch um ihre blosse Anwesenheit soll es uns nicht gehen, vielmehr um etwas anderes, das einiger Erläuterung bedarf:

Seit rund zweitausend Jahren haben stets Bekenner des mosaischen Glaubens in jenem Gebiet gelebt, das dann Deutschland genannt wurde. Lange vor Beginn der Entstehung einer deutschen Sprache, einer deutschen Kultur oder gar des geographisch-politischen Begriffs «Deutschland» waren Juden in den germanischen Provinzen heimisch und bildeten einen festen, oftmals dominierenden Bestandteil der Bürgerschaft römischer Städte an Rhein und Mosel, Main und Donau.

Das älteste Schriftstück, das das Vorhandensein einer grösseren Anzahl fest ansässiger jüdischer Bürger in den Mauern einer später deutschen Stadt dokumentarisch belegt, ist ein Edikt Kaiser Konstantins vom n. Dezember 321, die städtischen Ehrenämter der Juden von Köln betreffend.

Im Verlaufe des ersten nachchristlichen Jahrtausends, das die grosse Völkerwanderung, den Untergang Westroms, die Bildung germanischer Staaten, die Entstehung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und die Kolonisierung Nord- und Mitteldeutschlands brachte, wurden die Juden ein wesentliches Element städtischen Lebens in Mitteleuropa. Als wehrfähige, zu Grunderwerb berechnete Freie und an den kommunalen Angelegenheiten mit Rechten und Pflichten teilnehmende Kaufleute, Handwerker, Ärzte, Künstler, Rechtsgelehrte oder Beamte, die daneben, wie es allgemein üblich war, selbst oder mit Hilfe von Sklaven ihre Gärten, Äcker und Weinberge be-

stellten, standen sie – trotz mancherlei Versuchen der Konzile, diese vom kirchlichen Standpunkt aus bedenklichen Kontakte einzuschränken – mit ihren christlichen Nachbarn auf gutem Fuss, oftmals in sehr freundschaftlichem Verkehr, von gemeinsamen geschäftlichen Unternehmungen ganz zu schweigen.

Juden waren zahlreich und mitunter vorherrschend unter den Pionieren der ersten deutschen Siedlungen an Elbe und Saale. Auch an der Erhebung von Worms zugunsten Heinrichs IV., dem ersten selbständigen Eingreifen einer deutschen Stadt in die politischen Geschicke der Nation, hatten die Wormser Juden entscheidenden Anteil. So kommt es, dass der Vertrag, der 1074 zwischen dem Kaiser und der Stadt geschlossen wurde, mit den Worten beginnt: «*Judais ceterisque civibus Wormsae*» («Mit den Juden und den übrigen Bürgern von Worms ...»), während es sonst meist hiess: «*Unser libe bürgeren von Wormezzen, beide christene unde Juden*» ...

Schulter an Schulter verteidigten Christen und Juden ihre Heimatstädte gegen Angreifer, feierten zusammen Siege oder betrauertem Niederlagen, spielten miteinander Schach oder sangen zur Laute dieselben Lieder, zechten oder hielten zusammen mit blanken Waffen und edlen Pferden ritterliche Turniere ab, nahmen es auch in der Minne nicht gar so genau mit dem Glaubensunterschied und mussten erst durch kirchliche Verbote daran gehindert werden, gemeinsam die Badehäuser zu benutzen.

Schliesslich gehörten die meist begüterten und gebildeten Juden der Rhein-, Main- und Donaustädte auch zu den Bürgerschichten, die sich am frühesten an deutscher Dichtung beteiligten, wobei sie die hebräischen Lettern ihrer religiösen Schriften verwendeten, genau wie die Christen das gemeinsame Deutsch nicht in Runen, sondern mit den lateinischen Buchstaben schrieben, die ihre Kirchenväter benutzt hatten.

Es ist kein Zufall, dass die bei weitem älteste und einzige in mittelhochdeutscher Sprache überlieferte Fassung des Gudrun-Epos, die erst vor wenigen Jahren entdeckt wurde und sich in der Bibliothek der Universität von Cambridge befindet, in vokalisierter hebräischer Schrift aufgezeichnet ist; dass sich germanische Sagen und alte deutsche Märchen, frühmittelalterliche Volkslieder vom Rhein und sogar ein Ritterroman in Versen, das sogenannte Bovo-Buch, im Jiddischen bis heute erhalten haben und dass die berühmte Manessesche Liederhandschrift mit dem Bild auch einige Beispiele

der Kunst eines um 1250 auftretenden jüdischen Minnesängers aus Franken, des Herrn Süsskind von Trimberg, der Nachwelt überliefert hat.

Wie eng und im Wesentlichen friedlich, wichtiger noch: wie schicksalsverbunden christliche und jüdische Bürger deutscher Städte in den Jahrhunderten der Entstehung dessen, was wir Deutschland nennen, zusammenlebten, das symbolisiert das *hinter Judaeos*», mitten zwischen den Häusern der Juden und neben ihrem Bad, errichtete älteste Rathaus von Köln, der mächtigsten Stadtgemeinde des Reiches im frühen Mittelalter, wo übrigens auch manches Dokument dafür erhalten ist, dass Christen und Juden innerhalb derselben Mauern eine Lebens- und Rechtsgemeinschaft bildeten, die mitunter Vorrang hatte vor blosser Glaubensgemeinschaft mit Auswärtigen. Das geht zum Beispiel hervor aus den Fehdebriefen des Ritters Otto von Bellinchaven, der Bürger Reynolt und Roloff von Coevoerde und vierundzwanzig weiterer niederrheinischer Christen, die der Stadt Köln am 17. März und am 11. April 1401 in aller Form den Streit verkündeten wegen angeblichen Unrechts, das der mit ihnen offenbar gut befreundete «Jude Selichmann, Sohn des Schaeff», von Kölner Juden hätte erdulden müssen ...

Indessen war das zweite Jahrtausend christlich-jüdischen Zusammenlebens im Deutschen Reich im Ganzen entschieden weniger harmonisch und friedlich als das erste. In der von der wachsenden weltlichen Macht der Kirche, von religiösem Fanatismus, feudalistischer Ausbeutung, Unduldsamkeit und Aberglauben beherrschten Epoche des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit waren jedoch die deutschen Juden wahrlich nicht die einzigen Leidtragenden!

Geknechtet, ihrer Rechte als waffentragende Freie beraubt und in oft menschenunwürdigen Verhältnissen lebten nämlich damals die allermeisten Bewohner Deutschlands – auch wenn die in der Regel nur auf die Gewohnheiten, Absichten, Erfolge und gelegentlichen Niederlagen der Herrschenden eingehenden Geschichtsbücher diese Tatsache häufig bloss ahnen lassen.

Immer wieder blutig verfolgt, gedemütigt, ausgeplündert, willkürlich verjagt oder bestraft, gefoltert und auf barbarische Weise ums Leben gebracht, wurden in diesen finstersten Jahrhunderten europäischer Geschichte nicht nur die nun ausserhalb der christlichen Gemeinschaft stehenden Juden, sondern auch eine weit grössere Anzahl nicht jüdischer Gruppen: Bauern, Berg-

leute oder auch Handwerksgesellen, die sich zur Verbesserung ihrer unerträglich gewordenen Lebensbedingungen zu organisieren versuchten; Katharer, Albingenser, Wiedertäufer, Hussiten, Geusen, die Angehörigen des Frauenordens der Beginen und zahlreiche andere, nicht nur Dogmen, sondern auch die Gesellschaftsordnung in Frage stellende «Ketzer»; des Rückfalls ins Heidentum verdächtige Dithmarscher, Niedersachsen, Preussen und Wenden – ganz zu schweigen von der Verödung ganzer Provinzen durch Raubzüge und Strafexpeditionen der Feudalherren, Massenhinrichtungen im Gefolge gescheiterter Volksaufstände und ständiger Hexenverfolgung ... Mitunter wurden selbst wackere, kirchentreue und zunftgerechte Bürger, wie etwa die Kölner Weber anno 1371, die Opfer einer grausamen Verfolgung, die sich in nichts von einem gegen die Juden gerichteten Pogrom unterschied. «Die Herren mit ihrem Banner und mit den Brüderschaften», so berichtet die Koelhoff'sche Chronik, «durchgingen alle Strassen und fingen die Weber mit Gewalt... Die Weber mussten Maulwürfe werden und lagen unter der Erde. Am anderen Tage zogen die Obersten der Stadt mit den Brüderschaften und dem Stadtbanner die Bachstrasse herauf mit Posaunen und Pfeifen, und es folgte ihnen mancher fromme Mann, und wo sie die Weber greifen konnten, schlugen sie sie auf der Strasse tot. Sie suchten sie auch in ihren Häusern, in Kirchen und Klöstern; sie schonten niemandes, er war alt oder jung. Die Glocke ward geläutet zu St. Marien bei dem Malzbüchel: Da hob es sich an zu fliehen; was fliehen konnte, das floh. Man jagte die Weiber und Kinder der Weber aus der Stadt heraus, und der Rat nahm ihr Erbe, Haus und Hof ...»

Kurz, die Juden waren, wenn man ihr Schicksal nicht, wie sonst üblich, isoliert betrachtet, sondern es im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Entwicklung und der Lage der anderen Gruppen sieht, weder die am grausamsten verfolgten noch gar die einzigen Opfer der Willkürherrschaft des mittelalterlichen Establishments. Sie waren vielmehr die Leidensgenossen der meisten anderen Deutschen jener Epoche, unterschieden von den Millionen sonstiger Unterdrückter, Ausgebeuteter und Verfolgter allein durch ihren Glauben.

Die blutigen Gemetzel im Gefolge meist vergeblicher Bekehrungsversuche, vor allem durch die Kreuzfahrer, die von Frankreich her an den Rhein kamen, bewirkten eine starke Abwanderung deutscher Juden nach Osten, vor

allem nach Polen, dessen Könige sie – ebenso wie die christlichen Einwanderer aus Deutschland – mit offenen Armen empfangen und ihnen alle gewünschten Rechte und Freiheiten zusicherten, denn sie brauchten gewerbetreibende Bürger für ihre neuen Städte. Bei den in Deutschland verbliebenen Juden hatten die ihnen auferlegten Berufs- und Ansiedlungsbeschränkungen zur Folge, dass Gettos entstanden, deren Bewohner auf Handel und Geldverleih als die beinahe einzigen ihnen noch verbliebenen Erwerbsmöglichkeiten angewiesen waren. Daneben gab es zwar auch zahlreiche jüdische Ärzte und Gelehrte, Geistliche und Gemeindebeamte, Handwerker und Hausangestellte, aber da sich ihr Wirken vornehmlich auf das Getto beschränkte, während sich die wirtschaftlichen Beziehungen zur christlichen Umwelt auf Handel und Geldverleih konzentrierten, entstand neben dem religiösen Gegensatz nun auch ein ökonomisches Spannungsverhältnis.

Es wäre indessen wiederum verfehlt, in alledem eine aussergewöhnliche Sonderstellung der Juden zu vermuten. Genaugenommen lebten nämlich, zumindest anfangs, die christlichen Kleinbürger ebenfalls in «Gettos», waren auch allen möglichen Wohn- und Arbeitsbeschränkungen, Ausgehverboten, Kleidervorschriften und Zunftordnungen unterworfen, standen in ihren nachts fest verschlossenen, tagsüber an den Toren streng bewachten Städtchen unter ständiger Aufsicht kirchlicher und weltlicher Behörden und hatten willkürlich festgesetzte Wegegelder und andere Abgaben zu entrichten. Kurz, die Masse der Christen war im späten Mittelalter kaum weniger ausgebeutet und entrechtet als die Juden. Und was umgekehrt den Wucher anbetraf, zu dem sich die Juden gedrängt sahen, so war er zwar bald ihre wichtigste Erwerbsquelle, aber keineswegs ihr Monopol! Auch viele fromme Christen deutscher wie fremder Nationalität, mitunter sogar Bischöfe, Prälaten und Äbtissinnen, verstanden sich auf Geldverleih zu hohen Zinsen ... Immerhin gehörten die Juden zu den bevorzugten «Blitzableitern», an denen sich angestauter Volkszorn gelegentlich auf eine für die Herrschenden ungefährliche Weise entladen durfte: In Katastrophenfällen, vor allem bei Seuchen und Hungersnot, warf man ihnen, den «Gottesmördern», mindestens aber «Nachkommen der Mörder unseres Heilandes», einfach eine Hostienschändung, Brunnenvergiftung oder auch «rituelle» Ermordung eines Christenkindes vor und liess dann das Volk dafür grausame «Rache» üben und sich ein wenig die Taschen füllen...

Aber selbst das waren keineswegs auf die Juden beschränkte Exzesse eines obrigkeitlich gelenkten Aberglaubens, wurden doch in deutschen Landen auch Jahr für Jahr, besonders im 16. und 17. Jahrhundert, Zigtausende von Männern, Frauen und sogar Kindern christlichen Glaubens der Hexerei und Zauberei beschuldigt, hübsche Mädchen der Unzucht mit dem bocksbeinigen Satan angeklagt, durch barbarische Foltern zu absurden Geständnissen, auch zu willkürlichen Denunziationen weiterer «Hexen» und «Zaubermeister» getrieben und schliesslich, nach Einzug ihres gesamten Besitzes zugunsten der Kirche, bei lebendigem Leibe auf dem Scheiterhaufen verbrannt – offiziell «zur höheren Ehre Gottes», daneben aber wohl vor allem zur Einschüchterung des Volkes, zur Festigung der Macht der Kirche und zur Vermehrung ihres Reichtums.

Selbst die Ausweisung ganzer Gemeinden aus dem Herrschaftsbereich des einen weltlichen oder geistlichen Fürsten und die gnädige Aufnahme, zumindest der Wohlhabenderen unter den «Refugies», durch einen anderen Potentaten, widerfuhr wahrlich nicht allein den Juden; Hugenotten, Waldenser und Salzburger Protestanten, um nur einige der bekannteren Beispiele zu nennen, erlitten ein gleiches Schicksal.

In einer Hinsicht hatten es die Juden sogar ganz erheblich besser als andere unterdrückte, ausgebeutete und blutig verfolgte Gruppen oder Stände, denn es gab für sie einen – objektiv betrachtet sogar recht bequemen – Ausweg aus ihrer Misere: die Taufe. «Ketzer», die sich «reuig» zeigten, konnten allenfalls auf eine weniger grausame Art ihrer Hinrichtung hoffen; «geständige», weil unter der Folter zusammengebrochene «Hexen» und «Zauberer» erhandelten sich mit der Aufgabe ihres Widerstandes nur ein rascheres Ende ihrer Qual auf dem Scheiterhaufen; nach einem missglückten Aufstand nutzten «bussfertigen» Arbeitern und Bauern weder Gelöbnisse, sich nie wieder gegen ihren Herrn zu erheben, noch schnöder Verrat ihrer «Mitschuldigen» – sie mussten dennoch sterben, und zwar auf eine im weiten Umkreis jeden Gedanken an neuerlichen Ungehorsam erstickende, äusserst grausame Weise.

Fand sich dagegen ein Jude bereit, Christ zu werden, so nahm ihn die Kirche mit offenen Armen auf, belohnte ihn gar noch und sorgte auch dafür, dass die weltliche Obrigkeit auf jede weitere Diskriminierung des Bekehrten verzichtete und in den Jubel einstimmte, der um so grösser war, als solche Übertritte nicht allzu häufig vorkamen.

Gerade die wachsende Isolierung in einer durch den aufgekommenen religiösen Fanatismus immer weniger freundlichen Umwelt festigte die Mitglieder der jüdischen Gemeinden Deutschlands in ihrem Glauben und führte zu jener «Verstocktheit», die so manchen christlichen Prediger zu Wutausbrüchen reizte. Bitterste Not und heftigste Bedrückung haben die deutschen Juden – und erst recht die nach Polen und in andere östliche Länder abgewanderten deutsch-jüdischen Flüchtlinge aus dem Rheinland, die dort, etwa vom 17. Jahrhundert an, noch ärgeren Verfolgungen ausgesetzt waren – nur in Ausnahmefällen zu einem Glaubens Wechsel bewegen können¹; sie verhielten sich in dieser Hinsicht genauso unerschütterlich wie andere bedrängte religiöse Minderheiten. Was aber Unterdrückung und oftmals gewaltsame Bekehrungsversuche nur selten bewirken konnten, das ergab sich weit häufiger ohne jeden Zwang: Die Chronisten des frühen und späteren Mittelalters verzeichnen zahlreiche Fälle, in denen sich Juden freiwillig und, wie es scheint, aus Überzeugung taufen liessen. Allein aus der Domstadt Köln sind einige Dutzend solcher Übertritte meist gelehrter und angesehenen jüdischer Gemeindeglieder bekannt, und man darf wohl vermuten, dass es in Wirklichkeit noch weit mehr Konvertiten gegeben hat. Es ist sicherlich nicht übertrieben, wenn man annimmt, dass bis zum Ende des 18. Jahrhunderts einige tausend deutsch-jüdische Familien, zumal in den Gemeinden am Rhein, zum Christentum übergetreten sind, während sich umgekehrt eine weit geringere Anzahl von Christen zum Judentum bekehrte. Denn auch das kam vor, sogar bei prominenten Geistlichen wie dem Alemannen Bodo, Diakon am Hofe Ludwigs des Frommen, oder dem Beichtvater Kaiser Heinrichs II., Wezelin, die beide, zur Bestürzung der Christenheit, Juden wurden.

Und das führt uns zu einer Frage, die bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts ohne Bedeutung war, im 20. Jahrhundert aber plötzlich sehr akut wurde, nämlich ob die Zugehörigkeit zum Judentum nicht von der Religion des Betroffenen, sondern von seiner Abstammung bestimmt werde.

Ohne Zweifel kommt dieser Frage etwas mehr Berechtigung zu, als man ihr heute, nach ihrer übertriebenen, bis zur Absurdität gesteigerten Behand-

¹ Eine solche Ausnahme war der Massenübertritt polnischer Juden zum Katholizismus unter Führung des Jakob Frank (1726-1791). Franks Tochter Eva, die 1817 in Offenbach starb, folgte ihrem Vater in der Führung der «Frankisten», wie die ursprünglich nur eine christianisierende Sekte bildende Bewegung genannt wurde, deren Anhänger nicht mehr, wie zuvor in Polen üblich, als Taufgeschenk den Adelsbrief erhielten.

lung im «Dritten Reich» und den sich daraus ergebenden katastrophalen Folgen, noch zuzubilligen bereit ist. Denn die deutschen Juden waren natürlich, infolge ihrer jahrhundertelangen, religiös bedingten gesellschaftlichen Isolierung, mehr als nur eine konfessionelle Gruppe. Sie hatten innerhalb der deutschen Schicksalsgemeinschaft, der sie bis zu ihrem Untergang nicht bloss verbunden blieben, sondern, ob sie oder die anderen es wollten oder nicht, als fester Bestandteil angehörten, auch noch ihr eigenes Gruppenschicksal. Ihre, gleich ob freiwillige oder unfreiwillige Konzentration auf gewisse städtische Berufe, ihre religiös bedingten Sitten und Gebräuche, ihr gleichfalls vom Glauben herkommendes stärkeres Streben nach Bildung und Gelehrsamkeit, ihre ständige Abwehrhaltung gegenüber dem meist feindlichen Verhalten der christlichen Umwelt sowie – *last not least* – die relative Enge des Heiratsmarktes – das alles und einiges mehr bewirkte die allmähliche Herausbildung bestimmter gemeinsamer, individuell mehr oder minder stark ausgeprägter und je nach Standpunkt unterschiedlich bewerteter Eigenschaften und Merkmale.

Bei einem Ausscheiden einer einzelnen Familie aus der Gruppe durch Glaubenswechsel oder Auswanderung blieben die Merkmale und Eigenschaften natürlich zunächst erhalten und verwischten sich erst unter dem Einfluss einer neuen Gruppenzugehörigkeit oder Umwelt.

In diesem vagen Sinne kann man die These bejahen, wonach es eine auch unabhängig vom Glauben mehr oder weniger klar zu definierende jüdische Gruppe gab. Es bleibt jedoch die – von den Antisemiten des späten 19. und des 20. Jahrhunderts glatt verneinte – Frage, ob die deutschen Juden nicht in erster Linie Deutsche waren und sich erst in zweiter Linie durch die bereits genannten Faktoren von den anderen deutschen Gruppen auf ähnliche Weise unterschieden wie etwa katholische Mosel-Winzer von Herrenhuter Kaufleuten aus dem Wuppertal, süd-oldenburgische Grossbauern von den Heimarbeitern des Thüringer Waldes, die Bewohner der Halligen von den Vintschgauern oder der Kölner Mittelstand von dem Flensburgs, Hannovers, Stuttgarts, Innsbrucks oder Dresdens (wobei noch zu bedenken ist, dass sich solche ursprünglich noch weit stärkeren Unterschiede erst in den letzten fünfzig Jahren durch enorm vermehrte Binnenwanderung sowie durch den Massentourismus und die homogenisierende Wirkung der Massenkommunikationsmittel abgeschwächt haben ..Die antisemitische These lautet viel

mehr, dass die Juden Deutschlands und der übrigen Welt einer fremden, «semitischen» Rasse vorderasiatischen Ursprungs angehörten und infolgedessen, unabhängig von ihrer Religion, den miteinander blutsverwandten deutschen Stämmen «artfremd» wären. Die Deutschen, bei denen «nordisch-germanische» Rassenmerkmale überwogen, hätten ein gemeinsames «arisches Bluterbe», das es zu schützen gelte vor einer «unweigerlich zum Verfall führenden» Vermischung mit den «minderrassigen» Fremden.

Prüfen wir zunächst die angeblich «semitische» Herkunft der deutschen Juden, so stossen wir bereits auf eine Verwirrung der Begriffe, denn «semitisch» kann sich allein auf die Sprachgruppe beziehen, zu der das Hebräische gehört, das die Sprache der Bibel, der Theologie und des Gottesdienstes der Juden ist. Die Juden aber deshalb «Semiten» zu nennen, ist absurd; ebenso gut könnte man alle Katholiken als «Lateiner» bezeichnen oder als «Romanen».

Was nun die angeblich vorderasiatische Herkunft alles Jüdischen angeht, so trifft sie nur zu für die mosaische Religion und für diejenigen Bekenner eines einzigen, unsichtbaren Gottes, die, im ersten nachchristlichen Jahrhundert, von den Römern vertrieben oder als Sklaven verschleppt, die Gesetze des Moses bis in die letzten Winkel der damals bekannten Welt verbreiteten.

Aber deshalb die Juden, zumal diejenigen, die im 19. und 20. Jahrhundert in Mitteleuropa lebten, pauschal als Vorderasiaten und deshalb «artfremd» zu bezeichnen, ist ebenso unsinnig, wie wenn man alle Christen des Abendlandes schlicht «Levantiner» nennen wollte. Denn auch die christliche Lehre hat sich ja vor fast zweitausend Jahren von den Küsten Kleinasiens aus durch Apostel verbreitet, die dem Völkergemisch der Levante entstammten...

In ihrer überwältigenden Mehrheit waren die Juden der aus den alten römischen Kolonien am Rhein hervorgegangenen frühmittelalterlichen Städte (genau wie die dortigen Anhänger der gleichfalls aus Judäa stammenden, noch von den Römern zur Staatsreligion erhobenen jüdischen Sekte der Christen) beileibe keine reinblütigen Nachkommen des ohnehin sehr kleinen und im todesmutigen Kampf mit den römischen Kolonialherren nahezu aufgegebenen biblischen Volkes, sondern hatten allenfalls eine «nichtarische» Urgrossmutter, an der einmal ein Legionär, womöglich gallischer oder

germanischer Herkunft, Gefallen gefunden hatte; oder sie waren einfach Abkömmlinge von Bekehrten keltisch-germanischer oder anderer Deszendenz – genau wie die bekehrten Christen...

Das kann schon deshalb gar nicht anders sein, weil die mehreren hunderttausend Juden, die etwa von der Zeit der Merowinger an bis zu den ersten Kreuzzügen die deutschen Städte bevölkerten und wohl zum Teil auch beherrschten, dann grösstenteils nach Osten zogen und die Ahnen der vielen Millionen Juden Polens und Russlands wurden, unmöglich zu mehr als einem winzigen Bruchteil von Vertriebenen aus Judäa abstammen konnten.

Auch haben sämtliche anthropologischen Messungen und sonstigen Forschungen – von denen Rudolf Virchows über diejenigen Fishbergs und auch die der NS-Rasseforscher bis zu den Blutgruppen- und Rhesusfaktor-Vergleichen der UNESCO – keinerlei Verwandtschaft der europäischen Juden mit orientalischen Völkern, nicht einmal mit den Juden des Jemen oder Bucharas, feststellen können, wohl aber ihre Zugehörigkeit zu jenem abendländischen Völkergemisch, das in der Zeit des «Dritten Reiches» als «arisch» galt – weshalb die Nationalsozialisten bei der Verfolgung der Juden mangels anderer Merkmale gezwungen waren, in seltsamer Unlogik allein von der Konfession der Eltern und Grosseltern eines Staatsbürgers auf dessen «Rasse» zu schliessen, während sie gleichzeitig predigten, dass *nicht* die Religion, sondern «das Blut» den Wert oder Unwert eines Menschen bestimme ...

Tatsächlich haben sich die deutschen Juden, die sich von denen entfernter Länder und Erdteile ebenso unterschieden wie andere Mitteleuropäer, während der zwei Jahrtausende ihrer Ansässigkeit in demselben reichen Masse mit Nachbarn, Eroberern, Flüchtlingen und Sklaven vermischt wie die Christen².

Nehmen wir als Beispiel die Juden und Christen Kölns: Beide stellten in der spätrömischen Zeit nur zwei von fünf miteinander konkurrierenden religiösen Gruppen dar, die mit der Staatsreligion der Römer und dem leicht romanisierten Götterkult der eingeborenen Ubier, eines keltisch-germanischen Mischvolkes, zunächst in Konflikt standen, sie aber schliesslich verdrängten.

² Dabei gibt es zwei Besonderheiten: den sefardischen (= spanisch-jüdischen) Einschlag infolge Zuwanderung eines kleinen Teils der gegen Ende des 1. j. Jahrhunderts von der Iberischen Halbinsel vertriebenen Juden von meist südländischem Typus und den chasarischen Einschlag, zumal bei den Juden Ost- und Südosteuropas, der sich erklärt aus dem Übertritt des Königs und der Oberschicht der Chasaren, eines zuerst zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer ansässigen, alttürkischen Volkes, zum Judentum um die Mitte des 8. Jahrhunderts.

Denn ausser Christen und Juden gab es noch den von den Soldaten der Garnison bevorzugten, aus Persien stammenden Mithras-Kult, den aus Ägypten importierten Isis-Kult (der anfangs als allzu unzünftig galt, sich aber offizielle Anerkennung verschaffte und als Ursprung des Kölner Karnevals gelten darf) sowie den Kult des Jupiter Dolichenus, der aus Syrien kam und für den in Köln ein eigener Tempel errichtet worden war.

Schon aus dieser Vielfalt samt und sonders aus dem Orient stammender Kultformen lassen sich Rückschlüsse ziehen auf das bunte Völkergemisch, das die römische Kolonie Kölns bildete: Griechen, Syrer, Phönizier, Ägypter, Palästinenser und Perser, dazu Sklaven und Freigelassene aus aller Herren Ländern, Soldaten und Veteranen der in der Stadt in Garnison liegenden Truppenteile, darunter nicht nur Germanen und Gallier, sondern auch die Angehörigen der Nubischen Legion, hochgewachsene, ebenholz-schwarze Männer aus Afrika. Dazu kamen die Matrosen und Offiziere der «*Classis Germanica*», der römischen Rheinflotte, teils Bataver von der Rheinmündung, teils Seeleute aus Zypern, ja – wie Grabsteine bezeugen – aus so fernen Landschaften Kleinasien wie Phrygien und Mysien stammend. Sie alle bildeten, zusammen mit ihren meist in Köln geborenen, vorwiegend keltisch-germanischen Frauen, eine Bevölkerung, die auf dreissig- bis vierzigtausend Menschen geschätzt wird und von denen allenfalls ein paar hundert Legionäre, Freigelassene und Sklavinnen friesischer Abstammung so blond und blauäugig waren, wie es anderthalb Jahrtausende später von den (diesen Anforderungen in ihrem äusseren Erscheinungsbild selbst nur vereinzelt entsprechenden) nationalsozialistischen «Rassen»fanatikern zum Ideal erhoben wurde.

Das Ende der römischen Herrschaft und der Übergang der Macht auf die fränkischen Könige vollzog sich im Kölner Raum nahezu gewaltlos. Niemand wurde als «unerwünschter Fremder» verjagt oder auch nur verdrängt. Das Rassen- und Völkergemisch wurde nur noch vielfältiger, denn das frühe Mittelalter brachte, nach dem Durchzug immer neuer Germanenstämme, auch die Einfälle der Hunnen und anderer inner- und ostasiatischer Völkerschaften, die es als ihr vorzügliches Recht ansahen, allen Frauen und Mädchen, derer sie habhaft werden konnten, Gewalt anzutun – ein Brauch, der sich bei Eroberern bis heute erhalten hat...

Es würde Bände füllen, wollte man alle Völker aufzählen, deren Söhne als Krieger oder auch als Händler in Köln halt machten und oftmals Nachkom-

men hinterliessen; deren Töchter als Sklavinnen, Dirnen, im Gefolge der ausziehenden oder als mitgebrachte Beute der heimkehrenden Kreuzfahrer, als Marketenderinnen, Künstlerinnen des einen oder anderen Genres oder in neuester Zeit wieder als Zwangs- und schliesslich als Gastarbeiterinnen nach Köln (und natürlich auch in andere deutsche Städte und Landschaften) kamen und dort gar nicht so selten ansässig wurden.

Es gibt jedenfalls keine Nation Europas, kaum eine Völkerschaft Afrikas oder Asiens, ganz zu schweigen von den an Vielfalt der darin vertretenen ethnischen Gruppen nur noch mit der römischen Armee vergleichbaren siegreichen Streitkräften der USA des Jahres 1945, die nicht schon einmal selbst oder im Gefolge anderer Nationen die Stadt Köln für kürzere oder längere Zeit besetzt gehalten hätte – zumindest lange genug, um mit Kölnerinnen eine stattliche Anzahl von Kindern zu zeugen ...

Das Beispiel zeigt, dass von einer «Reinheit des Blutes» in deutschen Landen wie überhaupt in Europa allenfalls in sehr abgelegenen, äusserst schwer zugänglichen Gegenden die Rede sein kann (und dann, wie in einzelnen Hochtälern der Alpen, mit den kaum erstrebenswerten Folgen jahrhundertelanger Inzucht), wobei wir den ohnehin recht vagen Begriff des angeblich dominierenden «nordisch-germanischen Bluterbes» getrost ausser Betracht lassen können.

Was aber für die christlichen Bewohner Deutschlands gilt, muss auch für die deutschen Juden gelten, denn es wäre recht weltfremd, wollte man annehmen, dass die zahlreichen Eroberer aus fernen Ländern, die während zweier Jahrtausende kamen und gingen, bei der mehr oder weniger gewaltsamen Ausübung ihrer Siegerrechte streng unterschieden hätten zwischen getaufter und ungetaufter Weiblichkeit; oder dass umgekehrt die Juden, wenn sie in heidnischer Umwelt Proselyten machten, ihre freigelassenen Sklaven mittels Beschneidung in den Bund Moses aufnahmen oder hübsche Dienstmädchen, ehe sie sie heirateten, Jüdinnen werden liessen, dabei «nordisch-germanisches Bluterbe» stets respektvoll verschont hätten, ganz zu schweigen davon, dass nicht einmal die verbohrtesten Judenhasser – wie etwa der aus Mähren stammende, 1505 in Köln zum Christentum übergetretene Jude Johann Joseph Pfefferkorn, der alle jüdischen Schriften verbrennen wollte und gegen den die Freunde Johann Reuchlins ihre «Dunkelmännerbriefe» richtete-

ten – so vermessen gewesen wären, «rassische» Unterschiede zwischen Juden und Christen zu behaupten.

Indessen teilten die Juden das Geschick aller konfessionellen und sonstigen Minderheiten im Reich: Die jeweilige Mehrheit leitete aus individuellen Eigenschaften Urteile ab, die, wenn sie negativ ausfielen, auf die ganze Gruppe übertragen wurden, im positiven Falle aber als seltene Ausnahmen gewertet zu werden pflegten.

Noch Karl Josef Fürst de Ligne, 1735 bis 1814, k.u.k. Feldmarschall und dabei ein sehr aufgeklärter, den Juden im Grunde sogar wohlgesonnener Edelmann, gab etwa 1801 das folgende, nur die wohlhabende und gelehrte jüdische Oberschicht ausdrücklich ausnehmende Pauschalurteil über «zehn Millionen Hebräer in Europa» ab, vornehmlich die Juden Deutschlands und der böhmischen, ungarischen und polnischen Gebiete Österreichs betreffend:

«Soll ich ihr Bild malen? Sie triefen stets von Schweiss, weil sie die öffentlichen Plätze und Wirtshäuser ablaufen, um dort zu feilschen. Fast alle sind bucklig und tragen einen roten oder schwarzen schmutzigen Bart. Sie sind bleich, zahnlos, haben eine lange schiefe Nase, einen unsicheren, ängstlichen Blick und wackeln mit dem Kopf. Ihre ungekämmten Haare sind geringelt, die entblösten Knie gerötet, ihre langen Füße einwärtsgedreht, die Augen sind hohl, das Kinn ist spitz. Sie tragen durchlöchernte Strümpfe, die an ihren dürren Beinen heruntergleiten ... Die Söhne Sems, die viel mehr den Söhnen Judas gleichen, sehen sicherlich verworfen und wundergläubig aus. Ich bin überzeugt, dass es nicht anders sein kann. Es wäre aber nicht so, wenn sie ausser der Ungnade Gottes nicht auch noch die Ungnade jener Länder ertragen müssten, wo sie geduldet sind. Dies macht sie betrügerisch, feig, lügenhaft und niedrig gesinnt*...»

Nach diesem – nicht einmal im antisemitischen Sinne gemeinten – geradezu schaurigen Kollektivurteil über die «Söhne Sems» ist man geneigt, sich zu fragen, wie der hochedle und sehr gebildete Prince de Ligne zu solcher Meinung kommen konnte; ob sich aus seiner Schilderung nicht doch die Existenz einer jüdischen Rasse zumindest vermuten lassen müsste, vor allem aber, wie wohl nach den Vorstellungen des Prinzen die nicht zu den Millionären zählenden Juden Deutschlands und Österreichs hätten beschaffen sein sollen, um nicht als «feig, lügenhaft und niedrig gesinnt» zu gelten. Wäre der

⁵ Aus: «Der Fürst de Ligne, Neue Briefes aus dem Französischen übersetzt von Victor Klarwill, Wien 1924.

Prince de Ligne, selbst ein hervorragender Offizier, nur mit schneidigen Reitern, exzellenten Fechtern und kühnen Strategen zufrieden gewesen?

Desgleichen von halbverhungertem, von westlicher Bildung und Zivilisation abgeschnittenem Proletariat zu verlangen, wäre absurd, doch gab es umgekehrt bereits im deutschen Mittelalter jüdische Meisterfechter in solcher Anzahl, dass es sich nicht um zufällige Ausnahmen gehandelt haben kann: Die Mansfelder Chronik erwähnt das berühmte Judenturnier zu Weissenfels anno 1384, «wo die Juden stachen und tornierten, da(ss) der (Turnier-)Hof zerginge»; in den aus dem 13. Jahrhundert stammenden Rechtsgutachten des Rabbi Meir von Rothenburg werden jüdische Meisterfechter erwähnt und die Wichtigkeit der Fechtkunst betont; in einer Gothaer Handschrift von 1443 wird der Jude Ott lobend genannt, der die Kunst des Ringens, die bis dahin zur Fechtkunst gehört hatte, zur selbständigen Disziplin machte. Auf Otts Lehrbuch fusst auch Albrecht Dürers berühmtes Ringerwerk, und Ott wurde später am österreichischen Hof Fecht- und Ringlehrer der Habsburger Prinzen. Die Brüder Andreas und Jacob Liegnitzer waren ebenfalls zu ihrer Zeit gefeierte deutsch-jüdische Meisterfechter; der Ältere, «Andres Jud» genannt, verfasste ein Lehrbuch über «Das Fechten mit dem Schwerte Und Kaiser Rudolf II. erliess mehrere Verbote, das Fechten zwischen Juden und Christen, auch die Ausbildung von Juden durch andere als jüdische Fechtmeister betreffend ...

Die besondere Vorliebe der deutschen und der aus Deutschland stammenden Juden Böhmens, Polens und vor allem Ungarns für die Fechtkunst hat sich übrigens bis in unsere Zeit erhalten, und hätte der Fürst de Ligne hundertzwanzig Jahre später gelebt, so wäre er angenehm überrascht worden: Zwischen 1908 und 1936 gewannen bei sechs Olympiaden zehn (meist ungarisch-deutsche) Juden und zwei Jüdinnen zusammen dreizehn Gold- und drei Silbermedaillen im Florett- und Säbelfechten*...!

Als einer der schneidigsten Reiter der kaiserlich-deutschen Armee des Jahrhunderts, zu dessen Beginn der wohlmeinende Fürst de Ligne sein Pauschalurteil über die Juden Deutschlands und Österreich-Ungarns fällte, galt unbestritten der preussische General der Kavallerie Walter von Mossner, ein

⁴ Vgl. die Tabelle im Dokumenten-Anhang

Offizier «voll-jüdischer» Herkunft, der zweimal das Grosse Armeejagdrennen gewann ...

Wenige Monate nach dem Tode des Prinzen de Ligne, am 7. Oktober 1815, erstürmte der jüdische k. u. k. Pionierleutnant Ignatz Wetzlar den Brückenkopf von Macon und erhielt dafür das Ritterkreuz des Maria-Theresia-Ordens und den erblichen Adel. Zwei seiner «volljüdischen» Nachkommen, die Freiherren Heinrich und Gustav Wetzlar von Plankenstern, wurden später k.u.k. Feldmarschalleutnants ...

Achtzig Jahre nach dem Ableben des Fürsten de Ligne, im Jahre 1894, zählte die k.u.k. österreichisch-ungarische Armee nicht weniger als 2 179 jüdische Offiziere, darunter mindestens sieben Feldmarschalleutnants, neun Generalmajore und zwei Kommandierende Generale, vorwiegend aus jenen galizischen und karpatho-ukrainischen Dörfern und Städtchen stammend, in denen der Prince de Ligne seine traurigen und abscheuerregenden Beobachtungen gemacht hatte...

Und alle diese als Juden geborenen, gewiss sehr feschen und schneidigen k. u. k. Offiziere wären sicherlich höchst verwundert und am Ende peinlichst berührt gewesen angesichts der folgenden, aus der Feder ihres Herrn Kameraden de Ligne stammenden Empfehlungen: «Man kleide die Juden in lange orientalische Gewänder mit gleichartigen hübschen farbigen Mützen. Man gebe ihnen eine ihren Neigungen entsprechende Arbeit, und ihr Gewimmel, welches dem des Ungeziefers gleicht, das vor unseren Augen auf ihren Bärten, ihren rötlichen Haaren und ihren abscheulichen Gewändern umherkriecht, wird sich in eine gesunde, reine, schöne und nützliche Bevölkerung verwandeln.»

Lässt man einmal alle dem Stil der Zeit entsprechenden Übertreibungen und Romantizismen beiseite, so wird deutlich, dass auch der Prince de Ligne den Schmutz, die Hässlichkeit und die behaupteten Charakterfehler der von ihm beschriebenen jüdischen Massen keineswegs für «rassisch» bedingte Eigenarten hielt, sondern für die – durchaus korrigierbaren – Resultate gesellschaftlicher Isolierung, permanenter Rechtlosigkeit, grausamer Verfolgung, rücksichtsloser Verdrängung aus angesehenen Berufen und menschenwürdigen Wohnverhältnissen, ständiger Demütigung und eines Dahinvegetierens in unbeschreiblicher Armut.

Das geht schon hervor aus einem Satz der Einleitung, die der Prince de Ligne seiner «Abhandlung über die Juden» vorausschickte: «Vielleicht erscheinen in meiner kleinen Schrift die armen Juden lächerlich, aber... ich spotte nur jener, die sie verspotten. Unsere Kapuziner tragen nicht minder lange Bärte, auch sie singen ihre Chöre mit Nasentönen, und ihre Abneigung gegen die Künste ist nicht minder gross ...» Und schliesslich beweist die Person, für die die Abhandlung bestimmt war, und die enthusiastische Beschreibung, die de Ligne von ihr gibt, dass der Prinz die Judenfrage als ein rein wirtschaftliches und soziales Problem betrachtete. Er schrieb die Abhandlung nämlich für die Baronin Sophie Grotthus, die er als «Schülerin Amaliens, erfüllt vom Geiste des Grossen Friedrich» apostrophierte. Sophie von Grotthus geborene Meyer aber gehörte nicht nur zur engeren Umgebung der geistreichen und kunstsinnigen Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar, der Mutter Karl-Augusts, vor allem aber zum intimen Freundeskreis Goethes; vielmehr waren sie und ihre etwas bekanntere Schwester Marianne von Eybenberg, die heimlich mit dem k. u. k. Botschafter in Preussen, dem Fürsten Heinrich XIV. von Reuss, verheiratet und zeitweise Goethes Geliebte war, Töchter eines Berliner Bankiers und als Jüdinnen geboren und aufgewachsen. Die Frage, ob die deutschen Juden einen Bestandteil der Nation bildeten, konnte von den Zeitgenossen des Prinzen de Ligne gerade noch gestellt werden, führte doch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts die Masse der Bekenner des mosaischen Glaubens ein von der christlichen Umwelt künstlich abgeschnürtes Eigenleben, und an dieser Isolierung waren nicht allein die noch aus dem späten Mittelalter stammenden Bedrückungen durch geistliche und weltliche Instanzen der Christenheit schuld, deren allmähliche Beseitigung gerade erst begann, sondern auch die Borniertheit und Intoleranz mancher allzu glaubenseifriger Rabbiner, die den Anschluss ihrer Gemeinden an die geistige, soziale und kulturelle Entwicklung der Nichtjuden zu verhindern trachteten. Doch als sich dann die von der Aufklärung, von der Verkündung der Menschenrechte und von der Befreiung des Dritten Standes bewirkte Emanzipation der Juden in West-, Nord- und Mitteleuropa nach und nach durchsetzte, konnte in den Kleinstaaten des noch nicht vereinten Deutschlands und auch in den westlichen Landesteilen der k.u.k. Monarchie bald niemand mehr ernsthaft in Zweifel ziehen, dass die jüdischen Mitbürger, trotz jahr-

hundertelanger Unterdrückung, mit mindestens ebenso gutem Recht und gleich grosser patriotischer Begeisterung Deutsche waren wie ihre christlichen Nachbarn. Ihr Beitrag zur Entwicklung in allen gesellschaftlichen Bereichen, ihre Beteiligung am Kampf um die staatliche Einheit der deutschen Nation und auch ihr Anteil daran, dass man die Deutschen nun «das Volk der Dichter und Denker» nannte – sie waren samt und sonders weit grösser, als nach Anzahl, wirtschaftlicher Lage und bisheriger Behandlung der Juden zu erwarten gewesen wäre.

Der kleine, verwachsene und durch die Entbehrenungen seiner Jugend kränklige Moses Mendelssohn, der 1743 als Vierzehnjähriger von Dessau zu Fuss nach Berlin gekommen war, nach autodidaktischem Studium bald ein gefeierter Gelehrter, engster Freund Gotthold Ephraim Lessings wurde und den man schliesslich den «deutschen Sokrates» nannte, leistete den ersten und wohl auch bedeutendsten Einzelbeitrag: Er ermöglichte den Jahrhunderte zuvor ausgestossenen, in vieler Hinsicht noch im Mittelalter lebenden deutschen Juden den Wiederanschluss an die geistige und kulturelle Entwicklung des gemeinsamen Vaterlandes; er lehrte nicht nur seine Glaubensgenossen, sondern auch die ihre Prosa vernachlässigenden Christen ein «richtiges, klares und anmutiges Deutsch», und er wurde der erste deutsche Schriftsteller jüdischer Religion von Weltrang.

Kein Geringerer als Johann Gottfried Herder schrieb über ihn in seinen «Fragmenten über die neuere deutsche Literatur: «Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menschen; Moses ist der philosophische Schriftsteller unserer Nation, der sie mit der Schönheit des Stils vermählt; ja, er ist's, der seine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu stellen weiss, als hätte es die Muse selbst gesagt.»

Wie sich die deutschen Juden, namentlich Preussens, während der Befreiungskriege in patriotischer und speziell in militärischer Hinsicht verhielten, davon wird noch die Rede sein. Der geistige Einfluss, zunächst einiger jüdischer Frauen, war indessen noch bedeutsamer:

Bei «der Rahei» Levin, die den preussischen Diplomaten und Historiker Karl August Varnhagen von Ense geheiratet hatte, trafen sich die Humboldts und die Schlegels, Johann Gottlieb Fichte und Friedrich Gentz, Jean Paul und Adalbert von Chamisso. Heinrich von Kleist besuchte «die Rahei», der man einen «Magnetismus des Geistes und des Herzens» nachrühmte, noch kurz

vor seinem tragischen Ende/und der geniale und vom Volk vergötterte Prinz Louis Ferdinand von Preussen, der dann 1806 bei Saalfeld fiel, zählte zu ihren engeren Freunden.

Erst durch «die Rahei» und aus ihrem Salon heraus verbreitete sich das Verständnis für das literarische Werk des Geheimrats Johann Wolfgang von Goethe über ganz Deutschland, entstand jener Goethe-Kult, der aus dem anfangs gar nicht so populären Dichter den auch vom gebildeten Bürgertum anerkannten Olympier machte. Und es war ein grosser Tag, nicht nur für Frau von Varnhagen und ihre Freunde, sondern auch für den Besucher aus Weimar, als sich die beiden anlässlich einer überraschenden Morgensvisite, die Goethe «der Rahei» abstattete, endlich kennenlernten ...

Auch der Salon der schönen Berliner Jüdin Henriette Herz, der Witwe des Arztes und Philosophen Markus Herz, verdient an dieser Stelle Erwähnung. Ihr zärtlicher Seelenfreund war Friedrich Schleiermacher; die Brüder Humboldt bewiesen ihr lebenslange Anhänglichkeit, und was ihre Zirkel und Lesekränzchen anbetrifft, so ist es nicht übertrieben, «dass es damals in Berlin keinen Mann und keine Frau gab, die sich später irgendwie auszeichneten, welche nicht längere oder kürzere Zeit, je nachdem es ihre Lebensstellung erlaubte, diesen Kreisen angehört hätten».

In Wien vereinte die Baronin Fanny Arnstein, eine Tochter des Berliner jüdischen Bankiers Daniel Itzig, in ihrem Salon, zumal während des Wiener Kongresses, die Grossen der Politik mit den Koryphäen der deutschen Kunst und Literatur. Und Dorothea, die Lieblingstochter des grossen Moses Mendelssohn, stellte ein weiteres Beispiel für die ausserordentlich starken geistigen und kulturellen Einflüsse dar, die gleich zu Beginn der Judenemanzipation in Deutschland auch und gerade von jüdischen Frauen ausgingen. Sie wurde, als Mutter des Malers Philipp Veit, Inspiratorin einer ganzen Malerschule, der sogenannten «Nazarener», und ihre Romane, Liedersammlungen und Übersetzungen veröffentlichte Friedrich Schlegel, mit dem sie in zweiter Ehe verheiratet war, unter seinem Namen, so dass man Dorothea mindestens als Mitbegründerin der romantischen Schule in der deutschen Literatur bezeichnen kann ...

Ihr Neffe, Felix Mendelssohn-Bartholdy, der berühmteste der vielen genialen Enkel des «deutschen Sokrates», wurde nicht nur der eigentliche Wiedererwecker der deutschen Hausmusik; es war vielmehr tatsächlich so, wie

er selbst einmal schüchtern scherzte: «dass es ein Juden junge hat sein müssen, der den Leuten die grösste christliche Musik», nämlich Bachs Matthäuspassion, wiedergebracht hat...

Ein anderer Angehöriger dieser Generation, der 1812 als Sohn eines armen jüdischen Hausierers im oberbadischen Nordstetten geborene Berthold Auerbach, wurde – wie es Paul Landau formuliert hat – «der Schöpfer der deutschen Dorfgeschichte, der Darsteller des Bauerntums,... zum einflussreichsten deutschen Volksdichter und» – vor allem mit seiner Erzählung «Barfüssele» in den «Schwarzwälder Dorfgeschichten» – «zum populärsten Schriftsteller in der Epoche von etwa 1850 bis 1870 ...»

Schöpferin des deutschen Frauenromans und Vorkämpferin der Frauenemanzipation war Fanny Lewald, 1811 in Königsberg geboren; sie stammte aus einer angesehenen jüdischen Familie, der auch zwei bedeutende Politiker jener Zeit angehörten: ihr Vetter Heinrich Simon, als glänzender Jurist und feuriger Redner der Liberalen Mitglied des ersten deutschen Parlaments, der Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche, und Eduard von Simson, dem in allen Parlamenten des deutschen Verfassungskampfes, von der Paulskirche bis zum Deutschen Reichstag von 1871, die Ehre der Präsidentschaft zuteil wurde.

Simon, der als Zwanzigjähriger noch den Segen des achtzigjährigen Goethe empfangen und zwei preussischen Königen – dem einen, Friedrich Wilhelm IV., vergeblich, dem anderen, Wilhelm I., mit Erfolg – die deutsche Kaiserkrone angetragen hatte, wurde schliesslich noch erster Präsident des neugeschaffenen Reichsgerichts, daneben Gründer der dann von ihm bis zu seinem Tode geleiteten GoetheGesellschaft...

Von Moses Mendelssohn, dem «deutschen Sokrates», bis zu Eduard von Simson, dem «geborenen Präsidenten», spannt sich der Bogen, der die Epoche umfasst, die den Juden in Preussen und in den anderen «kleindeutschen» Staaten zwar noch immer nicht die volle Gleichberechtigung, wohl aber die Genugtuung brachte, zumindest von vielen gebildeten Christen rückhaltlos anerkannt zu werden als wertvolle, ja unentbehrliche Glieder der deutschen Nation.

In Österreich vollzog sich eine ähnliche Entwicklung, an deren Anfang indessen kein jüdischer Philosoph, sondern ein «Professor der Kameral- und Polizeiwissenschaft» stand: Josef von Sonnenfels, getaufter Sohn jüdischer El-

tern und Enkel des Berliner Rabbiners Michael. Sonnenfels war die «Leuchte der josefinischen Aufklärung»; «Verjager der Inhumanität, des Ungeschmacks, des Rokoko, der Folter, des Hanswurst (um letzteren doch schade!), Reformator der Schrift- und Geschäftssprache, Administrationsgenie, Bildner unserer berühmtesten Staatsdiener und Lehrer» – so skizzierte sein Zeitgenosse Franz Gräffer die vielfältigen Verdienste des Barons Sonnenfels.

Auch in Wien gab es für die kulturelle Entwicklung bedeutsame Salons geistreicher jüdischer Frauen: Neben dem der schon erwähnten Baronin Fanny Arnstein geborenen Itzig aus Berlin auch den ihrer Schwester, Cäcilie von Eskeles. Deren Tochter Marianne, die später den k.u.k. Generalfeldzeugmeister Graf Franz von Wimpffen heiratete, stand zwei weitere Jahrzehnte hindurch im Mittelpunkt der geistig und künstlerisch interessierten Wiener Gesellschaft. Sie und ihre Tanten waren es übrigens, die den bis dahin von «besseren Kreisen» verschmähten Weihnachtsbaum auch in Wien salonfähig machten...

Im Hause des (jüdischen) Barons Karl Abraham Wetzlar von Plankenstern fand Wolfgang Amadeus Mozart die Gastlichkeit eines kunstbegeisterten Mäzens und lernte dort seinen (ebenfalls jüdischen) Librettisten Lorenzo da Ponte kennen. Ein weiterer berühmter Gast im Hause Plankenstern war Ludwig van Beethoven, der auch mit einem anderen jüdischen Musikfreund, dem Grosskaufmann Josef Honig Edlen von Henikstein, Vater des späteren k. u. k. Generalstabschefs Alfred Baron von Henikstein, eng befreundet war.

Das Idol der Wiener aller Schichten, ja «der Liebling des Landes, des Reiches», wie ihm zu seinem fünfundzwanzigjährigen Burgtheater-Jubiläum von Ludwig Speidel versichert wurde, war Adolf Ritter von Sonnenthal, seinerzeit wohl berühmtester Schauspieler des deutschen Sprachgebiets, der als Jude seine Laufbahn in einer Pester Schneiderwerkstatt hatte beginnen müssen. Und ebenfalls von armer ungarisch-jüdischer Herkunft waren die «Walzerkönige» Johann Strauss Vater und Sohn*...!

Wem aber diese wenigen, aus einer überwältigenden Fülle herausgegriffenen Beispiele aus dem 19. Jahrhundert noch nicht genügen, wem das alles noch nicht deutsch genug ist – weder Felix Mendelssohns «Lieder ohne

* Johann Michael Strauss aus Ofen, nach den Matrikeln der Wiener St. Stephanskirche «ein getaufter Jude», war der Vater des Komponisten Johann Strauss (1804-1849) und Grossvater des gleichnamigen «Walzerkönigs» (1825-1899).

Worte» noch Auerbachs «Barfüssele», weder der Goethe-Kult der Rahei Varnhagen noch die Bemühungen Moses Mendelssohns und Josef von Sonnenfels' um die notleidende deutsche Prosa, auch nicht der Radetzky-Marsch und der Kaiserwalzer des Johann Strauss der sei an den Dichter erinnert, der nach dem Urteil, zwar nicht seiner Heimat, wohl aber der Welt, gleichrangig neben Goethe steht: Heinrich Heine.

«Heine ist in dem erst von dem Wanderer Goethe wiederentdeckten, in dem von der Romantik verklärten Altdeutschland aufgewachsen, in dem die tiefen Wälder und die frommen Kapellen stehen», so hat es Arthur Eloesser treffend formuliert. «Er hat mit Riesen und Elfen, mit Erdgeistern und Nixen gelebt, und wenn er sich auch als Geisteskämpfer zu einem permanenten Protestantismus» bekannte, der Dichter aus dem katholischen Rheinland hat nie die Ehrfurcht vor der christlichen Mutterkirche verloren, nicht ohne Lächeln für die Freigeister, die am Felsen Petri zu rütteln versuchten. Heine hat das schönste katholische Gedicht, «Die Wallfahrt nach Kevlaar», geschrieben; es konnte nicht entstehen ohne eine tiefe Liebe zu dem Volke, in dem er aufgewachsen, in das er als Kind hineingewachsen war... Man lese einmal die Gedichte von der Harzreise. Da ist die Hütte des Bergmanns, das blonde Mädchen am Fenster, die alte geduldige Harztanne, das lebt im reinsten Märchensinn von Zitherklang und Zwergenliedern, ist altdeutsch spielzeugmässig, ernst und putzig aufgerichtet wie nur ein Bild von Schwind oder von Spitzweg. Heine schenkte dem Harz so gut die Prinzessin Ilse wie dem Rhein die Loreley, zwei Figuren, von denen man vorher kaum wusste...»

Als man sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Düsseldorf darüber in die Haare geriet, ob dem grössten Sohn der Stadt eine lokale Ehrung gebührte, obwohl er doch als Jude geboren und im «welschen Exil» gestorben war, da meinte Deutschlands bedeutendster und damals populärster Staatsmann, Fürst Otto von Bismarck: «Warum soll man Heine nicht ein Denkmal setzen? Ist er doch ein deutscher Liederdichter, neben dem nur noch Goethe genannt werden kann!» Nun, die Stadt Düsseldorf verweigerte dennoch die Aufstellung des ihr gestifteten Heine-Denkmal; es fand dann einen Ehrenplatz in – New York... Ein anderes Heine-Denkmal, das die österreichische Kaiserin Elisabeth dem von ihr verehrten Dichter auf der Insel Korfu, ihrem bevorzugten Aufenthalt, hatte errichten lassen, wurde entfernt auf Veran-

lassung ihres Nachfolgers im Besitz der «Achilleion» genannten Ferienresidenz, des deutschen Kaisers Wilhelm II. Und als daraufhin Thomas Theodor Heine, «Deutschlands Daumier» und einer der führenden politischen Karikaturisten des wilhelminischen Reiches, ebenfalls jüdischer Herkunft, doch mit dem grossen Dichter allenfalls sehr entfernt verwandt, gegen diesen «Akt der Barbarei» im «Simplicissimus» vom Leder zog, wurde er wegen Majestätsbeleidigung zu sechs Monaten Festungshaft verurteilt...

Kann man aber aus alledem folgern, dass Wilhelm II. und die Düsseldorfer Bürgerschaft antisemitisch, Bismarck und der «Simplicissimus» dagegen jüdenfreundlich eingestellt gewesen wären? Natürlich nicht! Die Düsseldorfer Ratsherren hatten gar nichts dagegen einzuwenden, dass etwa Friedrich Wilhelm von Schadow, der die jüdische Juwelierstochter Marianne Devidels zur Mutter hatte, mit grosser Autorität die Düsseldorfer Kunstakademie leitete und sie zu hohem internationalem Ansehen brachte; dass sein Schwager, der jüdische Bankierssohn Eduard Bendemann – erst dessen Sohn Felix, Admiral der kaiserlichen Marine, erhielt den erblichen Adel –, Schadows Nachfolger als Akademiedirektor wurde; dass Gustav Lindemann, der aus einer Danziger jüdischen Familie stammte, zusammen mit seiner Frau, Luise Dumont, das Düsseldorfer Schauspielhaus gründete, das er dann über ein Vierteljahrhundert lang sehr erfolgreich geleitet hat und aus dessen Schule zahlreiche bedeutende Schauspieler, unter ihnen Gustav Gründgens, Peter Esser und Paul Henckels, hervorgingen; dass der gleichfalls jüdische Professor Artur Schlossmann, einer der bedeutendsten Pädiater und Sozialhygieniker seiner Zeit, Ordinarius für Kinderheilkunde an der Düsseldorfer Medizinischen Akademie und Direktor der Städtischen Kinderklinik wurde, auch Schöpfer des Vereins für Säuglingsfürsorge und Wohlfahrtspflege sowie Initiator und Organisator einer der wichtigsten Ausstellungen, die je im Rheinland stattfanden, der Düsseldorfer «Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen», kurz «Gesolei» genannt...

Auch Kaiser Wilhelm II. war durchaus kein Judenhasser, trotz gelegentlicher antisemitischer Äusserungen, die etwa dem Geschmack und Niveau des Potsdamer Garde-Kasinos entsprachen. Zu den engsten Freunden des Kaisers gehörten einige sehr bedeutende jüdische Wirtschaftsführer wie Albert Ballin, Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, zu seinen Beratern der

gleichfalls jüdische AEG-Chef Walther Rathenau oder auch der greise und halbblinde Gerson von Bleichröder, der schon Privatbankier Wilhelms I. gewesen war. Auch der Präses der Berliner Anwaltskammer und Aufsichtsrat von Fried. Krupp in Essen, Geheimrat August von Simson, ein Sohn des schon erwähnten langjährigen Reichstags- und späteren Reichsgerichtspräsidenten Eduard von Simson, zählte zu den Vertrauten des Kaisers. Und schliesslich hatte Wilhelm II. sogar einen «volljüdischen» Flügeladjutanten, nämlich den bereits wegen seiner reiterlichen Erfolge gerühmten späteren Kommandeur der exklusiven Garde-Kavallerie, Generalleutnant Walther von Mossner...

Umgekehrt war Otto von Bismarck zu Beginn seiner Laufbahn weder judenfreundlich eingestellt noch auch nur geneigt, aus Gründen der Vernunft oder der Gerechtigkeit für die Emanzipation der jüdischen Bevölkerung einzutreten. Das änderte sich jedoch, nicht zuletzt durch seine persönlichen Erfahrungen mit einer ganzen Reihe von Freunden, Bekannten und Mitarbeitern jüdischer Herkunft:

Da war zum Beispiel Hermann Barschall, der Franziska von Puttkamer, eine Kusine von Bismarcks Frau, geheiratet und, als einflussreicher Konservativer des rechten Flügels, 1849 Bismarcks Einzug in den Preussischen Landtag ermöglicht hatte. Als preussischer Gesandter trug Bismarck seine Dankeschuld gegenüber dem angeheirateten Vetter und Förderer seiner Karriere dadurch ab, dass er die Ernennung Barschalls zum Landrat von Thorn durchsetzte. Es war das erste Mal, dass ein Bürger jüdischer Herkunft königlich preussischer Landrat wurde... Da war Ferdinand Lassalle, ein Vetter Barschalls, Schöpfer und Führer der ersten (und bis 1869 einzigen) sozialdemokratischen Organisation der deutschen Arbeiterschaft. Auch zu ihm unterhielt Bismarck erstaunlicherweise recht gute Beziehungen, beriet sich gern mit ihm und bediente sich Lassalles Unterstützung im Verfassungskonflikt von 1862...

Da waren Bismarcks Minister jüdischer Herkunft, Heinrich von Friedberg und Rudolf Friedenthal. Friedberg, langjähriger preussischer Justizminister, gehörte zu den Vätern des einheitlichen Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich wie auch der Strafprozessordnung; Friedenthal, Mitbegründer der Freikonservativen Reichspartei und unter Bismarck preussischer Landwirtschafts-, zeitweise auch Innenminister, war massgeblich beteiligt an der

Ausarbeitung der Reichsverfassung, die den deutschen Juden 1871, zumindest *de jure** die volle Gleichberechtigung brachte...

Da waren Bismarcks Bankiers und Finanzberater, Gerson von Bleichröder, Robert von Mendelssohn und dessen Sohn Franz von Mendelssohn, dem gegenüber Bismarck 1884 ausdrücklich versicherte: «Ich bin kein Judenfeind und gehe gern mit Juden um...!»

Da war Maximilian Harden, gebürtig aus Posen und Sohn eines jüdischen Seidenwarenhändlers, Herausgeber der drei Jahrzehnte lang massgebenden politischen Wochenschrift «Die Zukünfte» «Nach Bismarcks Entlassung durch Wilhelm II.», so berichtet Carl Misch, der langjährige politische Redakteur der «Vossischen Zeitung», «wurde Harden einer der journalistischen Freischärler des abgesetzten Kanzlers, und der alte Bismarck unterstrich seine besondere Hochschätzung dieses Vertrauensmannes vor aller Welt, als er einer Flasche Steinberger Cabinet, die der Kaiser ihm « – als Geste der Versöhnung – « glückwünschend zu seiner Genesung geschickt hatte, demonstrativ zusammen mit Harden den Hals brach. Von Bismarck her ist Harden in die unversöhnliche Gegnerschaft zu Wilhelm II. geraten. Er hat ihn und sein Regime nicht als ein Liberaler, sondern als ein aristokratischer Einzelgänger bekämpft, der seine Hauptinformationen und seine Grundeinstellung von den Kreisen der konservativen Fronde empfing. So kam es zum Eulenburg-Skandal, aus dem Harden unstreitig als Sieger hervorging. ...»

Und da waren schliesslich die Brüder Hahn, die Söhne des jüdischen Mathematikers Elkan Markus (später: Ernst Moritz) Hahn. Der Älteste, Ludwig Hahn, kam als rechtskonservativer Publizist über das preussische Kultus- und Innenministerium, leitete von 1862 an das sogenannte «Literarische Bureau» der königlichen Regierung, das heisst: Bismarcks Presse- und Propaganda-Zentrale. Zwei Jahrzehnte hindurch war Ludwig Hahn, allgemein «Press-Hahn» genannt, «Bismarcks begeisterter Herold und Helfer... Manche Thronrede Wilhelms I., manche bedeutungsvolle Regierungsdenkschrift hatte ihn zum Autor», bemerkt Carl Misch über ihn. Ludwig Hahn verfasste auch eine regierungsfromme «Geschichte des preussischen Vaterlandes» die bis 1893 nicht weniger als dreiundzwanzig Auflagen erlebte, in der Kurzfassung eines «Leitfadens» sogar achtundvierzig Auflagen. Aus seiner Feder stammt zudem eine vierbändige Bismarck-Biographie, die nicht nur als eine

hervorragende Public-Relations-Leistung bezeichnet werden kann, sondern auch die erste ausführliche und von Bismarck autorisierte Biographie des «Eisernen Kanzlers» war.

Des «Press-Hahns» jüngerer Bruder Karl, der politisch gleichfalls zum äussersten rechten Flügel der preussischen Konservativen zählte, hatte die Richterlaufbahn eingeschlagen. Zuletzt war er Senatspräsident am Kammergericht in Berlin, und es erschien seinerzeit vielen rechtlich denkenden Bürgern ziemlich bedenklich, dass er, der Bruder des Pressechefs der Regierung, den vom Reichskanzler Bismarck betriebenen Prozess gegen den unbotmässigen Botschafter Harry Graf Arnim führte...

Der dritte der Brüder Hahn, Oscar, war Rat am königlich preussischen Oberverwaltungsgericht, auch von 1870 bis 1895 mit nur kurzen Unterbrechungen Mitglied der konservativen Fraktionen im Reichstag und im Preussischen Landtag, daneben Vorstandsmitglied der erzreaktionären Evangelischen Generalsynode, zudem ein enger Freund und wohl auch Gesinnungsgenosse des Hofpredigers Adolf Stöcker, Führers der «christlichsozialen» Antisemiten.

Gegen die jüdenfeindlichen Tendenzen der von Stöcker geführten «Berliner Bewegung» sprach sich Bismarck bereits im Jahre 1880 in eindeutiger Weise aus: «Ich missbillige ganz entschieden den Kampf gegen die Juden», so erklärte der Kanzler in einem Gespräch mit Moritz Behrend, «ob er sich nun auf konfessioneller oder gar auf der Grundlage der Abstammung bewege.» Tatsächlich war Stöckers Antisemitismus nur auf der Basis der Abstammung denkbar, richtete er sich doch gar nicht gegen die Juden als religiöse Gruppe – vielmehr gegen angeblich «jüdische Einflüsse in Politik und Wirtschaft» durch Personen, die zwar von jüdischer Herkunft, aber längst zum Christentum übergetreten waren.

Vor allem sahen der Hofprediger und seine Freunde den Liberalismus und den Sozialismus als gleichermassen jüdisch und schädlich an – schädlich, weil sie an Thron und Altar rüttelten und nagten, und als jüdisch deshalb, weil die Gründer und Führer der liberalen Parteien wie auch der Sozialdemokratie «fast ausnahmslos jüdischer Abstammung» waren, von Ludwig Bamberger und Eduard Lasker bis zu Ferdinand Lassalle und Karl Marx.

Was Hofprediger Stöcker und seine antisemitischen Gefolgsleute geflissent-

lich übersahen, war die Tatsache, dass auch ihre (schon damals nicht gerade neue) Idee eines stramm geführten «christlich-autoritären» Staates preussisch-konservativer Prägung einen gebürtigen Juden zum Vater hatte: den aus München stammenden Schelling-Schüler und Burschenschafter, späteren Ordinarius für Natur- und Kirchenrecht an der Universität Berlin, Friedrich Julius Stahl, Vorkämpfer des monarchischen Prinzips, Schöpfer des preussischen Herrenhauses, in das ihn König Friedrich Wilhelm IV. – unter gleichzeitiger Ernennung zum Kron-Syndikus – auf Lebenszeit berief, und Führer der erst durch ihn zu einer starken Partei vereinten Konservativen ... Schon dieser flüchtige Überblick über die Entwicklung im 19. Jahrhundert, das den Juden Deutschlands und Österreichs die nahezu vollständige Emanzipation brachte, lässt uns mindestens zweierlei deutlich erkennen: Einmal konnte von einer – wie das Beispiel des Prinzen de Ligne gezeigt hat, selbst von Wohlmeinenden vermuteten – Untauglichkeit der Juden für weite Bereiche des sich zu einer modernen Industriegesellschaft entwickelnden Gemeinwesens wahrlich nicht die Rede sein! Eher war es umgekehrt: Die so lange an der freien Entfaltung ihrer Talente Gehinderten erwiesen sich als geradezu übertüchtig, so als wollten sie binnen eines Menschenalters alles nachholen, was ihren Vorfahren jahrhundertlang versagt geblieben war... Zum anderen trat etwas ein, womit niemand gerechnet hatte: Viele deutsche und österreichische Juden, zumal die nach Wohlstand und Bildung zur Oberschicht zählenden jüdischen Bürger der Hauptstädte, gaben nun den durch Jahrhunderte mit äusserster Standhaftigkeit bewahrten Glauben ihrer Väter, den hartnäckigen Widerstand gegen die Taufe und ihr bis dahin infolge ihres harten Gruppenschicksals besonders stark ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl plötzlich auf, kaum dass der äussere Druck erheblich nachgelassen hatte und es gefahrlos geworden war, der bislang von Vertreibung und Ausrottung bedrohten religiösen Minderheit anzugehören! Tatsächlich traten die meisten der für die Entwicklung der deutschen Kultur und Gesellschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert wichtigen Persönlichkeiten jüdischer Herkunft, von denen wir uns mit einigen schon flüchtig befasst haben, früher oder später aus der Religionsgemeinschaft ihrer Väter aus. Dass wir sie und ihre Nachkommen dennoch – und in scheinbarem Wider-

spruch zu unserer eigenen These, wonach die Juden des deutschen Kulturbereichs Deutsche waren und keiner fremden Rasse, Nation oder Volksgemeinschaft angehörten – weiterhin als besondere Gruppe, als deutsche Juden, betrachten müssen, ja, dass die Frage, ob der eine oder andere von ihnen Dissident, Protestant oder Katholik war oder wurde, für unsere Untersuchung von untergeordneter Bedeutung ist, das hängt mit der Entwicklung zusammen, die der deutsche Antisemitismus nahm: War noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts jeder deutsche Jude, der sich taufen liess, aus der jüdischen Gemeinschaft zumindest insoweit ausgeschieden, als er das Gruppen-schicksal nicht mehr zu teilen brauchte, so trat mit dem Aufkommen des «rassisch» begründeten Antisemitismus eine allmähliche Wandlung ein, die dann binnen weniger Jahrzehnte dazu führte, dass die Masse der Konvertiten durch staatlichen Zwang in die alte Gruppe zurückkehren musste. Selbst die Kinder und Enkel von Konvertiten wurden aus der «Volksgemeinschaft» ausgesondert, und es gab für Deutsche ganz oder teilweise jüdischer Herkunft – von Ausnahmefällen abgesehen – nur die Alternative, die Zwangszugehörigkeit in einer immer weiter entrechteten Gruppe zu akzeptieren, selbst auf die Gefahr hin, wehrlose Opfer eines staatlich organisierten Massenmordes zu werden, oder aber aus der Heimat zu fliehen, solange dazu noch die Möglichkeit bestand...

Gerade die Tatsache, dass trotz Boykott, Pogromhetze, immer neuen Demütigungen und rasch zunehmender Gefahr für Leib und Leben nur ein verhältnismässig kleiner Teil der unpolitischen, allein wegen ihrer jüdischen Religion oder Herkunft verfolgten Gruppe von den bestehenden Fluchtmöglichkeiten sofort – und nicht erst im letzten Augenblick oder auch gar nicht – Gebrauch gemacht hat, lässt uns deutlich erkennen, wie es um die von den Antisemiten so energisch bestrittene, tiefe und feste Bindung der deutschen Juden an ihre Heimat in Wirklichkeit stand. Für diese Verbundenheit, die selbst durch ein Jahrzehnt des Exils in entferntesten Gegenden und das Wissen um die entsetzlichen Vorgänge im Machtbereich Hitlers keine wirkliche Lockerung erfuhr, liessen sich Tausende von Beispielen anführen; ein einziges, aus mehreren Gründen besonders rührendes und berührendes Exempel soll genügen. Es sind einige Zeilen aus einem Epos, «An die Deutschen, das der deutsche Jude Karl Wolfskehl (1869-1948), wohl der bedeutendste, gewiss aber eigenwilligste Jünger Stefan Georges, im neuseeländischen Exil

verfasste. Als er es am 3. April 1944 abschloss, bemerkte er dazu: «Es steht alles drin, was ich, der mit einem Neffen, dem Sohn meines im Konzentrationslager gestorbenen Bruders, letzte Sprosse des ältesten rheinischen Jungengeschlechts, dem Volk zu sagen habe, dem die Dichter, die Seher – und Hitler entstammen...

Euer Wandel war der meine.

Eins mit euch auf Hieb und Stich.

Unverbrüchlich, was uns eine,

Eins das Grosse, eins das Kleine:

Ich war Deutsch und ich war Ich.

Überdaure, bleib am Steuer!

Selige See lacht, Land ergleisst!

Wo du bist, du Immertreuer,

Wo du bist, du Freier, Freister,

Du, der wahr und wagt und preist – Wo du bist, ist Deutscher Geist!»

Karl Wolfskehl, gebürtiger Darmstädter, der schon mit einer Dissertation über «Germanische Werbungssagen» promoviert hatte, trat nicht nur mit eigenen Dichtungen, sondern vor allem auch als brillanter Übersetzer alt- und mittelhochdeutscher Poesie hervor. Er war übrigens, und das ist ein weiteres Kuriosum, dessen Entdeckung dem aus dem Exil zurückgekehrten und 1970 in Hannover verstorbenen deutsch-jüdischen Privatgelehrten Ludwig Lazarus zu verdanken ist, mütterlicherseits ein Nachfahre der Jente von Hameln, einer Schwägerin jener Glückel von Hameln (1645-1724), die als Witwe und Mutter von acht unmündigen Kindern ihre kulturgeschichtlich ausserordentlich interessanten Memoiren geschrieben hat, und dies zu einer Zeit, als ihre jüdischen Glaubensgenossen von Schulbildung oder gar literarischer Betätigung einer Frau noch beinahe ebensowenig hielten wie ihre christlichen deutschen Landsleute.

Wolfskehl ist, wie Lazarus nachgewiesen hat, beileibe nicht der einzige für die deutsche Literatur bedeutsame Nachkomme von Glückes Schwägerin Jente, darüber hinaus nur einer unter einer kriegsstarke Kompanie von bedeutenden Persönlichkeiten aus nahezu allen Bereichen der deutschen Kultur.

Um mit den berühmten Dichtern und Schriftstellern unter den Jente-Nachfahren zu beginnen: Heinrich Heine gehört ebenso dazu wie der heute kaum

noch gelesene, einst hochgeschätzte Literatur-Nobelpreisträger des Jahres 1910, Paul Heyse; der mit köstlichen Komödien und nicht ganz so erfolgreichen Dramen hervorgetretene Carl Sternheim ebenso wie der bedeutende protestantische Kirchenliederdichter Karl Johann Philipp Spitta.

Nachkommen der Jente von Hameln sind auch der grosse Rechtslehrer Eduard Gans, der Historiker Gustav Droysen, der Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy, der Literaturhistoriker Richard M. Meyer, der Chemie-Nobelpreisträger Adolf von Baeyer, die Philosophen Theodor Lessing und Leonard Nelson, der Kunsthistoriker Max J. Friedländer, der grosse Berliner Baumeister Friedrich Hitzig, der Chemie-Grossindustrielle Carl von Weinberg, der Satiriker, Karikaturist und rechtskonservative Politiker Johann Hermann Detmold und der Kulturhistoriker, Mäzen und Gründer der bedeutenden, nach ihm benannten Hamburger (jetzt: Londoner) Bibliothek, Aby M. Warburg.

Und schliesslich finden sich unter den weiblichen Nachkommen der Jente von Hameln nicht nur die – schon in anderem Zusammenhang erwähnten – Baroninnen Fanny von Arnstein und Cäcilie von Eskeles, die selbst und erst recht deren Kinder und Enkel im alten Österreich eine gesellschaftlich und kulturell so bedeutende Rolle spielten, sondern auch Klara Kugler, die Ehefrau des Dichters und Kunsthistorikers Franz Kugler; Martha Bernays, die Gattin Sigmund Freuds, des Begründers der Psychoanalyse, und Charlotte Hensel, die mit dem Schriftsteller Werner Bergengruen verheiratet war...

Sogar Martha Mayer-Doss, die Ehefrau des von den Nationalsozialisten als einer ihrer bedeutendsten Ideologen gefeierten Geopolitikers Karl Haushofer, war eine Jente-Nachfahrin; beider Sohn, der 1945 von der Gestapo erschossene Professor für politische Geographie und Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes, Albrecht Haushofer, ist auch als Lyriker und Dramatiker hervorgetreten.

Es liessen sich noch zahlreiche weitere auf die eine oder andere Weise hervorragende Nachkommen der Jente von Hameln nennen – von Marie Baum, der unermüdlichen Vorkämpferin der Familienfürsorge (deren Nichte, Marietta von Chaulin-Egersberg, mit Hermann von Raumer verheiratet war, im «Dritten Reich» SS-Standartenführer und Abteilungsleiter im «Amt Ribbentrop»), über Mathilde Berend, Ehefrau des Berliner Verlagsgründers Leopold Ullstein, bis zu dem Gatten der niederländischen Prinzes-

sin Margriet, Pieter van Vollenhoven, der mütterlicherseits teilweise deutsch-jüdischer Herkunft ist. Indessen sollten diese Beispiele ausreichen, auch die letzten Zweifel daran zu zerstreuen, dass der Verschmelzungsprozess, der die deutschen Juden in die kulturell tragende Schicht ihres Heimatlandes wieder integrierte, schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr weit fortgeschritten war.

Die Verschmelzung vollzog sich vor allem zwischen der jüdischen Oberschicht und den Christen der gebildeten Stände», was auch weite Teile des Adels einschloss, und viele jüdische Familien lösten sich vorher – wie Heinrich Heine, von dem das spöttische Wort stammt – «das Entree-Billet zur europäischen Gesellschaft», indem sie sich taufen liessen. Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts waren aber auch die übrigen deutschen Juden, die an ihrem Glauben festhielten, wieder nahezu vollständig integriert, selbst die in grossstadtfernen, ländlichen Gegenden.

Die allgemeine Landflucht und die sich in den Metropolen und Industriezentren rasch ausbreitende religiöse Indifferenz sorgten für einen stetigen Abbau der im Wesentlichen durch den Glaubensunterschied bedingten Schranken zwischen Christen und Juden. Schon vor dem Ersten Weltkrieg machten im Deutschen Reich die sogenannten «Mischehen» rund ein Drittel aller jüdischen Heiraten aus!

Ein weiteres Symptom für den raschen Zerfall der einst so festgefügt jüdischen Glaubensgemeinschaft war der enorme Geburtenrückgang: Die Anzahl der Neugeborenen bei den im Gebiet des Deutschen Reiches lebenden Israeliten, wie sie amtlich genannt wurden, ging von 34,7 pro Tausend in den Jahren 1841/66 auf 23,7 in den Jahren 1888/92 und weiter bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges auf 4,3 zurück! Nur der Zustrom ostjüdischer Einwanderer, vornehmlich aus dem Zarenreich, liess gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Gesamtzahl der Juden in Deutschland noch leicht ansteigen. Im Jahre 1880 hatte es im Deutschen Reich rund 560'000 Israeliten gegeben, davon etwa 15'000 oder knapp drei Prozent Ausländer; 1910 war die Gesamtzahl zwar auf 615'000 gestiegen, doch waren davon bereits 79'000 oder fast dreizehn Prozent Ausländer. Die Anzahl der deutschen Glaubensjuden hatte sich also schon geringfügig vermindert, anstatt – wie zu erwarten gewesen wäre – stark vermehrt.

Im Jahre 1911 prophezeite Felix Theilhaber, der damals eine volkswirt-

schaftliche Studie mit dem Titel «Der Untergang der deutschen Juden» veröffentlichte, bereits ihr «Aussterben» innerhalb der nächsten Generation infolge des starken Geburtenrückgangs, der vielen Austritte aus den Gemeinden und der kontinuierlichen Abwanderung vornehmlich glaubenstreuer Juden in die Vereinigten Staaten, jedoch auch nach Palästina und anderen Ländern.

Tatsächlich sank die Gesamtzahl der Juden in Deutschland, trotz erheblicher Zuwanderung aus dem Osten, bis 1925 auf 564'000 (davon 108'000 oder mehr als neunzehn Prozent Ausländer), bis 1933 auf rund eine halbe Million. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung hatte sich ohnehin ständig vermindert: von 1,25 Prozent im Jahre 1871 auf 1,04 Prozent im Jahre 1890, 0,95 Prozent im Jahre 1910, 0,93 Prozent im Jahre 1925 und 0,77 Prozent zu Beginn des Schicksalsjahres 1933... Und bringt man von diesen minimalen Hundertsätzen noch den Anteil der Ausländer in Abzug, so bleibt für das Judentum deutscher Nationalität und mosaischer Konfession gegen Ende der Weimarer Republik kaum mehr als 0,5 Prozent Anteil an der Gesamtbevölkerung!

Indessen zeigen auch diese Zahlen noch nicht das volle Ausmass dessen, was die einen bedauernd das «Aussterben der deutschen Juden» genannt haben, die anderen – mit spürbarer Erleichterung – das endliche «freiwillige und friedliche Aufgehen einer religiösen Minderheit im christlichen Deutschtum». Denn in Wirklichkeit waren selbst von den weniger als vierhunderttausend deutschen Staatsbürgern, die sich im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zur «israelitischen Konfession» bekannten, nur noch sehr wenige Juden in dem Sinne, dass sie mit einiger Regelmässigkeit und nicht bloss an den höchsten Feiertagen die Gottesdienste besuchten – von der Einhaltung der Sabbat-, Speise- und sonstigen religiösen Vorschriften ganz zu schweigen. Das Judentum der grossen Mehrheit beschränkte sich auf eine gewisse Pietät, einige kulturelle Traditionsbestände sowie eine rege Wohltätigkeit, mit der man den sonstigen Mangel an religiöser Gesetzestreue vor dem eigenen Gewissen wie vor der Gemeinde auszugleichen bemüht war.

In mancher Hinsicht typisch für das aufgeklärte, gebildete und völlig – bis zur Weihnachtsfeier mit Christbaum und Krippenspiel – assimilierte jüdische Bürgertum des Deutschen Reiches war Walther Rathenau. Wie der Hamburger Historiker Egmont Zechlin in seinem Werk «Die deutsche Politik und die

Juden im Ersten Weltkrieg» sehr anschaulich beschrieben hat, bekannte sich Rathenau «zu einer christlichen Gesinnung und versicherte wiederholt, «auf dem Boden der Evangelien» zu stehen. Nichtsdestoweniger lehnte er einen Übertritt zum Christentum beharrlich ab. Im übrigen konstatierte er ebenfalls, dass die überwältigende Mehrheit des deutschen Judentums «nur ein einziges Nationalgefühl hätte: das deutschem Für ihn war es «fest und selbstverständlich» dass «ein anderes Nationalgefühl als das deutsche für einen gebildeten und gesitteten Juden nicht bestehen kann». Ein jüdisches Volk oder eine jüdische Nation gebe es nicht mehr: «östliche Juden gelten mir wie jedem anderen Deutschen als Russen, Polen oder Galizier; Westjuden als Spanier oder Franzosenc «Mein Volk ist das deutsche Volk, meine Heimat das deutsche Land.» Denn er bestimmte die Volks- und Nationszugehörigkeit allein nach der Gemeinsamkeit des Bodens, des Erlebnisses und des Geistes» sowie nach «Herz, Geist, Gesinnung und Seele». Zwar bezeichnete er sich selbst als «Deutscher jüdischen Stammest Doch wie für Riesser und Fuchs⁶ waren ihm die deutschen Juden «ein deutscher Stamm, wie Sachsen, Bayern oder Wendern. Er stellte sie «etwa zwischen die Sachsen und Schwaben; sie sind mir weniger nah als Märker und Holsteiner, sie sind mir vielleicht etwas näher als Schlesier oder Lothringen . . .»

Rathenau, Riesser und Fuchs wollten die Israeliten im Reich als einen der deutschen Stämme betrachtet wissen; die Juden aus dem Osten waren für sie Fremde, «Russen, Polen, Galizier»...

Der grosse Historiker Heinrich von Treitschke führte die starre Sinnesart des jüdischen Arztes und streitbaren freisinnigen Politikers aus Königsberg, Johann Jacoby, auf sein Ostpreussentum zurück: «Da die Ostpreussen von allen Deutschen am besten verstehen, sich ihre Juden zu erziehen, so war auch Jacoby viel mehr Ostpreusse als Jude...»

Theodor Heuss hat Besonderheiten bei den in den Gebieten des Schwarzwaldes beheimateten Juden beobachtet und dabei auf den 1914 als Kriegsfreiwilliger gefallenem sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Ludwig Frank – «ein in entzückender Weise badischer Patriot» – hingewiesen; sicherlich hat Heuss dabei auch an Berthold Auerbach gedacht oder

⁶ Gemeint sind Gabriel Riesser, der Vizepräsident der ersten deutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche und Vorkämpfer der Emanzipation, und Eugen Fuchs, einer der geistigen Führer des «Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens».

auch an den Lyriker Jacob Picard, der noch im «Frühling in Massachusetts um die verlorene deutsche Heimat trauerte...

Der Göttinger Historiker Percy Ernst Schramm, Sohn eines Hamburger Bürgermeisters, hat die völlige Eingliederung der Juden seiner Heimatstadt in das solide Bürgertum des hanseatischen Stadtstaates gerühmt, nicht ohne hinzuzufügen, dass dort «im Gegensatz zur Reichshauptstadt das Ostjudentum im Hintergrund blieb». Er dachte wohl vornehmlich an die Familien Warburg, Hertz, Franck, Ree, Wolffson, Robinow, Hinrichsen oder Haller, von denen die ersten drei mit je einem Nobelpreisträger und zahlreichen weiteren berühmten Männern aufzuwarten hatten, während Siegmund Hinrichsen langjähriger Präsident der Bürgerschaft, Ferdinand Nicolaus Haller Hamburgs erster Bürgermeister jüdischer Herkunft war...

Friedrich Heer, Österreicher und Katholik, weist wiederum daraufhin, dass «die deutsche Hochsprache durch die Juden tief in die östlichen Länder Europas getragen wurde». Und er fügt hinzu: «Prag, die Stadt, die sich rühmte, das reinste Deutsch zu sprechen, ist auch die Stadt eines Kafka, Werfel, Brod und vieler kleinerer jüdischer Schriftsteller deutscher Zunge.» Tatsächlich lässt sich ohne Übertreibung sagen, dass die jüdischen Deutschen von Prag und anderen Städten Böhmens im bunten Völkergemisch der k. u. k. Monarchie das stärkste und kulturell bedeutendste Element des Deutschtums bildeten. Dafür legen nicht nur die Werke der von Friedrich Heer gepriesenen Prager Schriftsteller Zeugnis ab, sondern auch die Kunst der berühmten deutsch-jüdischen Malerfamilie Mengs aus Aussig, die Musik eines Josef Joachims aus Kittsee oder eines Gustav Mahlers aus Kalischt, vor allem aber die geschliffene Prosa eines Karl Kraus aus Gitschin, der als ein Meister der deutschen Sprache gelten darf, oder auch die Lyrik des aus Eger stammenden, schon 1914 gefallenen Dichters Hugo Zuckermann, von dem das berühmte Österreichische Reiterlied» stammt:

Drüben am Wiesenrand hocken zwei Dohlen –

Fall' ich am Donaustrand?

Sterb' ich in Polen?

Was liegt daran?

Eh' sie meine Seele holen kämpf ich als Reitersmann...

Nein, die jüdischen Deutschen Ostpreussens, Hamburgs, des Schwarzwaldes oder Böhmens, die jüdischen Rheinländer wie Karl Marx, Heinrich Heine, Jacques Offenbach oder auch der mütterlicherseits «nichtarische» Carl Zuckmayer, die Berliner wie Max Liebermann, Kurt Tucholsky, Walther Rathenau oder Nelly Sachs, die jüdischen Wiener wie Stephan Zweig, Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal oder Sigmund Freud – sie bildeten nicht, gemeinsam mit allen anderen Juden des deutschen Sprachgebiets, einen besonderen Stamm, ähnlich den Schwaben, Franken oder Friesen; sie waren vielmehr, selbst wenn in ihren Adern zwei Tropfen mehr «artfremden», sefardischen oder chasarischen Blutes geflossen sein mögen, ebenso typische Ostpreussen, Schlesier, Pommern, Hamburger oder Wiener wie ihre jeweiligen christlichen Nachbarn.

Und nach dieser – notgedrungen recht umständlichen – Definition dessen, was wir im Zusammenhang mit unserer Untersuchung der heutigen Situation in Deutschland unter «Juden» zu verstehen haben (und unter «Deutschland»), kommen wir nun endlich zur Beantwortung der eingangs gestellten Frage, ob Deutschland heute wirklich ohne Juden sei.

Vor 1933 gab es im Deutschen Reich rund 525'000 Deutsche, Staatenlose und Ausländer jüdischen Glaubens, in Österreich etwas über dreihunderttausend, im Saargebiet, in Danzig und in Memel zusammen rund zwanzigtausend Glaubensjuden. Dazu kamen noch mindestens hundertzwanzigtausend deutsche Juden in anderen Gebieten, die durch den Versailler Vertrag nicht mehr zu Deutschland oder Österreich gehörten – zusammen rund eine Million Menschen oder fast 1,2 Prozent der Bevölkerung des geschlossenen deutschen Sprachgebiets.

Diesen durch ihr Glaubensbekenntnis klar als Juden definierten Bürgern müssen nun noch diejenigen hinzugerechnet werden, die in den vorausgegangenen Jahrzehnten aus der jüdischen Religionsgemeinschaft ausgeschieden waren, nach 1933 aber – zunächst nur im Deutschen Reich, dann auch in den anderen Gebieten – durch die nationalsozialistische Gesetzgebung zu «Nichtariern» erklärt wurden. Hier sind wir auf sehr unterschiedliche Angaben, zum Teil auch auf Schätzungen angewiesen, doch – wie wir in anderem Zusammenhang noch sehen werden – kann man die ungefähre Gesamtzahl der Betroffenen (einschliesslich der Glaubensjuden) für das geschlossene deutsche Sprachgebiet des späteren «Grossdeutschen Reiches samt «Pro-

tektorat» mit rund 2,5 Millionen annehmen.

Heute leben in der Bundesrepublik Deutschland etwa einundzwanzigtausend Mitglieder jüdischer Gemeinden, in West-Berlin rund sechstausend und in der Deutschen Demokratischen Republik knapp eintausend. Dazu kommen noch etwa acht- bis zehntausend Juden, die keiner Gemeinde angehören, zusammen also sechszwanzig- bis achtundzwanzigtausend Personen.

In der Bundesrepublik Österreich gibt es heute, vornehmlich in Wien, noch etwa zehntausend Juden, wovon weniger als die Hälfte jüdischen Gemeinden angehört. Die im Westteil der heutigen cSSR sowie in den ehemals deutschen Westgebieten der Volksrepublik Polen lebenden Juden werden in ihrer Gesamtzahl auf zehn- bis zwölftausend Personen geschätzt.

Alles in allem gibt es in dem mitteleuropäischen Raum, der einmal das «Grossdeutsche Reich» bildete und worin noch 1933 rund eine Million jüdische Gemeindeglieder lebten, die in ihrer grossen Mehrheit Deutsche waren, nur noch knapp sechzigtausend Juden – eine Verminderung um 94 Prozent!

Indessen geben auch diese Zahlen noch keinen vollen Einblick in die tatsächliche Situation, die sich gegenüber der Zeit vor 1933 nicht bloss im Hinblick auf die enorm verminderte Anzahl jüdischer Gemeindeglieder radikal verändert hat. Da ist zunächst die Aufspaltung Mitteleuropas, die unter anderem auch dazu geführt hat, dass die wenigen noch verbliebenen Juden in den heutigen polnischen Westgebieten, in Prag und in anderen Gemeinden Böhmens, die sich selbst noch als Deutsche betrachten?, kaum noch Kontakte mit anderen Deutschen haben und, sozusagen, auf verlorenem Posten stehen. Es handelt sich zudem durchweg um Angehörige einer Generation, die in den nächsten fünfzig Jahren nahezu ausgestorben sein wird; die Jüngeren sind entweder bereits ausgewandert oder warten auf eine Gelegenheit, das Land und womöglich Europa zu verlassen, oder aber

¹ Eine Begegnung, die der Autor vor einigen Jahren in Prag hatte, mag als Beispiel dienen: Es handelte sich um einen älteren Herrn, der sich in einem – von ihm in akzentfreiem Hochdeutsch geführten – Gespräch als «tschechoslowakischer Staatsangehöriger jüdischer Konfession und deutscher Nationalität» bezeichnete. Vor 1914 in einer böhmischen Kleinstadt geboren und aufgewachsen, hatte er das deutsche Gymnasium besucht, später an der Prager Deutschen Universität studiert und sein Studium in Berlin abgeschlossen. Während der deutschen Besetzung Prags, wo er als angesehener Facharzt praktiziert hatte, war er dienstverpflichtet worden. So hatte er das «Dritte Reich» überlebt, während seine Frau, seine drei Kinder, seine Eltern und Geschwister sowie alle sonstigen Verwandten und Freunde ein Opfer der «Endlösung» geworden waren. Trotz dieser und weiterer entsetzlicher Erfahrungen hatte er – wie er wörtlich sagte – «nicht einen Augenblick lang aufgehört, Deutscher zu sein».

sie haben sowohl ihr Deutschtum wie ihren jüdischen Glauben längst aufgegeben...

In der DDR spielen die winzigen jüdischen Gemeinden, die in einigen grösseren Städten nach 1945 wieder entstanden sind, im öffentlichen Leben so gut wie gar keine Rolle. Umgekehrt haben die rund anderthalb Dutzend prominenten Altkommunisten jüdischer Herkunft, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus meist westlicher Emigration zurückgekehrt sind und am Aufbau des neuen Staates mitgewirkt haben⁸, soweit sie noch leben, stark an Einfluss verloren, zudem meist keinerlei Bindungen mehr an die deutsch-jüdische Tradition.

Auch im Nachkriegs-Österreich haben die wenigen deutschen Juden, die die Verfolgung im Lande überlebten oder dorthin zurückgekehrt sind, keinen nennenswerten Einfluss, während umgekehrt die Handvoll einflussreicher Persönlichkeiten jüdischer Herkunft, wie beispielsweise Österreichs heute bedeutendster Aussenpolitiker und derzeitiger Kanzler, Bruno Kreisky, so gut wie keine Beziehungen mehr zum Judentum hat.

Bleibt der nach Einwohnerzahl, Wirtschaftspotential und auch in politischer Hinsicht bedeutendste der Nachfolgestaaten des einstigen «Grossdeutschen Reiches», die westdeutsche Bundesrepublik. Hier wären am ehesten Zweifel möglich, ob man angesichts der über zwanzigtausend, und wenn man West-Berlin sowie die Nichtmitglieder der Gemeinden einbezieht, sogar über fünfunddreissigtausend heutigen Einwohner mosaischen Glaubens überhaupt von einem Deutschland ohne Juden» sprechen könne.

Tatsächlich gibt aber selbst der auf 0,06 Prozent verminderte Bevölkerungsanteil der Juden Westdeutschlands noch keinen richtigen Eindruck von dem wahren Ausmass der Katastrophe, die das deutsch-jüdische Element gerade dort betroffen hat, wo es sich am längsten heimisch, am engsten mit der Kultur des Landes hatte verbunden fühlen können – von der Grösse des geleisteten Beitrages ganz zu schweigen. ...

Einige Zahlen sollen das verdeutlichen: Im Frühsommer 1945, nach der Befreiung Deutschlands von der Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten, waren in den vier Besatzungszonen noch wenig mehr als zehntausend von

⁸ Wie 2. B. Alexander Abusch, Gerhart Eisler, bis 1952 Leiter des Informationsdienstes; dessen Bruder Hanns Eisler, Komponist der Nationalhymne der DDR; Professor Albert Norden, Rechtsanwalt Friedrich Kaul oder auch Schriftsteller wie Anna Seghers und Arnold Zweig.

denen übrig, die vor 1933 als Deutsche jüdischen Glaubens innerhalb der Reichsgrenzen gelebt hatten. Dass sie der Deportation und Vernichtung entronnen waren, verdankten sie meist einem «arischen» Ehepartner, der treu zu ihnen gehalten hatte, in einigen hundert Fällen auch beherzten Männern und Frauen, die ihnen unter eigener Lebensgefahr zu Hilfe gekommen waren und sie «illegal» verborgen gehalten hatten. Rund die Hälfte dieser meist physisch und psychisch aufs äusserste strapazierten Überlebenden verliess Deutschland, sobald sich nach dem Kriege eine Gelegenheit dazu bot...

Unter den im Kriege nach Deutschland verschleppten Zwangsarbeitern, die den Krieg überlebt hatten, befanden sich rund neunzigtausend ausländische, aus Ost-, Südost- und Südeuropa stammende Juden, die – da Auswanderungsmöglichkeiten noch fehlten und sie zudem völlig erschöpft, unterernährt und meist krank waren – als sogenannte «*Displaced Persons*», DPs, in Lagern untergebracht wurden. Dazu kamen in den ersten Nachkriegsjahren weitere rund zweihunderttausend ostjüdische Flüchtlinge, die auf die eine oder andere Weise der Vernichtung entgangen waren. Von diesen insgesamt nahezu dreihunderttausend Juden aus Osteuropa, die in der ersten Nachkriegszeit die westzonalen Auffanglager überfüllten, wanderten mehr als 95 Prozent so rasch wie möglich aus – nach Gründung des Staates Israel vorwiegend dorthin wie auch schon zuvor, meist illegal, in das britische Mandatsgebiet Palästina, daneben auch nach den USA und in andere überseeische Länder. Die relativ wenigen DPs, die in der Bundesrepublik blieben, hatten dafür unterschiedliche Gründe: Einige fühlten sich möglichen Strapazen eines Pionierdaseins gesundheitlich nicht mehr gewachsen; andere sahen für ihren speziellen Beruf nur sehr geringe Chancen ausserhalb Europas; wieder andere hatten deutsche Frauen geheiratet, Familien gegründet und sich eine gute Existenzmöglichkeit geschaffen, die sie nicht gegen eine unsichere Zukunft eintauschen wollten, und schliesslich gab es auch noch einen Bodensatz, der keiner Resozialisierung mehr fähig oder in ein mindestens halbkriminelles Milieu abgeglitten war...

Zu den Resten des deutschen Judentums stiessen in den frühen fünfziger Jahren – und in stetig abnehmendem Masse bis in die Gegenwart hinein – einige tausend deutsch-jüdische Rückwanderer aus allen Teilen der Welt, vornehmlich alte Leute, die sich nach anfänglichem Zögern doch noch entschlossen hatten, ihren Lebensabend in der angestammten Heimat zu ver-

bringen; die meisten von ihnen haben eine in den Jahren des Exils erworbene ausländische Staatsangehörigkeit, meist die der USA oder Grossbritanniens...

Zu den Juden aus Osteuropa, die nach dem Kriege in der Bundesrepublik geblieben waren (und von denen die meisten inzwischen die deutsche Staatsangehörigkeit erworben haben), kamen noch einige tausend Flüchtlinge aus Ostblockländern, von denen jedoch die meisten schon bald nach Israel gingen, ferner eine nicht unbedeutende Anzahl von ausländischen Geschäftsleuten, die sich, vom «Wirtschaftswunder» angezogen, in der Bundesrepublik niederliessen, sowie eine Anzahl wieder zurückgekehrter ehemaliger DPs, die beim Aufbau einer neuen Existenz in Israel oder anderswo gescheitert waren.

Umgekehrt wanderte der ohnehin spärliche Nachwuchs der neugegründeten jüdischen Gemeinden in der Bundesrepublik zu einem sehr beträchtlichen Teil nach Israel aus. Die dadurch noch sehr verstärkte Überalterung ist markanter als vor 1933, als man bereits vom «Aussterben» der deutschen Juden sprach. Inzwischen ist zwar das Durchschnittsalter wieder ein wenig gesunken und liegt heute bei 46,3 Jahren, aber das ist nahezu bedeutungslos angesichts der Tatsache^A dass es die Jugend, sobald sie flügge geworden ist, auch weiterhin nach Israel zieht.

Schliesslich ist zu bemerken, dass nur etwa ein Drittel der in der Bundesrepublik lebenden Juden erwerbstätig ist – nahezu fünfundzwanzig Prozent leben von bescheidenen Renten, rund vierzig Prozent sind Angehörige, die mit ernährt werden müssen –, und die Erwerbstätigen üben nur noch vereinzelt Berufe aus, die einst für die kulturell tragende Schicht typisch waren: Es gibt zum Beispiel bloss etwa siebzig bis achtzig jüdische Ärzte, nicht mehr als knapp zwei Dutzend (meist schon kurz vor der Emeritierung stehende) Hochschullehrer, nur zwei oder drei Privatbankiers und – laut «Spiegel» – keinen einzigen angehenden Juristen. Lediglich die Anzahl der älteren jüdischen Rechtsanwälte ist mit etwa hundertfünfzig noch verhältnismässig hoch, doch werden sich die meisten von ihnen, zumal die Wiedergutmachungsverfahren, auf die sich viele von ihnen spezialisiert hatten, nahezu abgeschlossen sind, bald zur Ruhe setzen, und ein Nachwuchs fehlt...

Wenn man die nur vorübergehend nach Deutschland gekommenen Juden ausser Betracht lässt – etwa die iranischen Geschäftsleute, die sich mit ihren Familien vorwiegend in Hamburg niedergelassen haben und dort mit

etwa hundertfünfzig Personen rund zehn Prozent der Gemeindemitglieder stellen; die dienstlich, beruflich oder auch zur Ausbildung in die Bundesrepublik gekommenen israelischen Staatsangehörigen; die im Gefolge der amerikanischen Streitkräfte, als Korrespondenten, Firmenvertreter oder Bühnenkünstler sich nur befristet hier aufhaltenden jüdischen Bürger der Vereinigten Staaten oder auch manche osteuropäische Juden, für die Westdeutschland nur eine Durchgangsstation auf dem Wege, mindestens ihrer Kinder, nach Israel ist – , dann lassen die überwiegend aus Alten und Inaktiven bestehenden Reste des deutschen Judentums wenig Hoffnung für eine Regenerierung, wie sie von einigen Männern mit bewunderungswürdiger Energie und erstaunlichem Optimismus angestrebt wird, unter kluger und tatkräftiger Führung des «Zentralrats der Juden in Deutschland», als dessen Generalsekretär seit 1950 Dr. Hendrik George van Dam fungiert, der trotz seines holländischen Namens ein waschechter Berliner ist, zudem jener grossbürgerlichen Schicht deutscher Juden entstammt, die einen so wesentlichen Beitrag zur geistigen, künstlerischen oder auch wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands geleistet hat.

Was eine solche Regenerierung so wenig aussichtsreich erscheinen lässt, ist das völlige Versiegen jener einst unerschöpflich wirkenden Quelle, aus der sich das deutsche Judentum immer wieder ergänzte: das Millionenheer der unterdrückten, vielfach verelendeten und dann oft den Abscheu der hochzivilisierten Mitteleuropäer erregenden Juden Osteuropas. Aus den Kleinstädten und Dörfern, vor allem Polens und Galiziens, Litauens und der Ukraine, kamen im 19. und frühen 20. Jahrhundert zu Zehntausenden die Nachkommen jener deutschen Juden zurück, die einst von Rhein und Mosel, Main und Donau hatten fliehen müssen. In erstaunlich kurzer Zeit und häufig zum grossen Ärger der «Alteingesessenen», Christen wie Juden, die den brennenden Ehrgeiz der so glaubenstreuen und dabei nach der so schmerzlich entbehrten westlichen Kultur und Zivilisation lechzenden «Ostjuden» als ungehörige Drängelei, wenn nicht Schlimmeres, empfanden und sehr abfällig beurteilten, assimilierten sich die Rückwanderer in jenem Land, dessen Sprache sie durch die Jahrhunderte ihres Exils treu bewahrt hatten (wenngleich dieses Jiddisch in den Ohren der Deutschen, vor allem aber der deutschen Juden, seltsam klang). Und aus den Reihen dieser oft verachteten und bei ihrem sozialen Aufstieg gewaltigen Erschwernissen ausgesetzten Neu-

bürger, erst recht ihrer Söhne und Töchter, kamen dann nicht eben wenige der bedeutendsten deutschen Gelehrten und Künstler...

Dieses Reservoir ist versiegt. Millionen fielen den «Einsatzgruppen» zum Opfer oder wurden vergast; für die in die Sowjetunion Geflohenen gibt es kaum Auswanderungsmöglichkeiten, und wo von den Resten des Judentums in Osteuropa noch Fluchtwege entdeckt und sogleich benutzt werden, da führen sie nicht mehr nach Deutschland...

So bleibt denn, ehe wir darangehen, Bilanz zu ziehen und zu untersuchen, was die nahezu vollständige Vernichtung des deutschen Judentums und seines Kräfte-reservoirs für das heutige Deutschland bewirkt hat, nur noch die Frage, was aus denen geworden ist, die vor 1933 längst keine Juden mehr waren, häufig nicht einmal mehr eine Erinnerung an ihre jüdische Herkunft hatten, aber dennoch im «Dritten Reich» zu «Nichtariern» erklärt wurden.

Ein sehr erheblicher Teil auch dieser Gruppe hat Deutschland in den dreissiger Jahren verlassen und ist nach 1945 nicht zurückgekehrt. Ja, es lässt sich sogar die Feststellung treffen, dass die von der nationalsozialistischen «Rassen»-Verfolgung um einige Grade weniger Betroffenen im Allgemeinen auch um einiges weniger Anhänglichkeit an die alte Heimat gezeigt haben – vielleicht, weil sie es im Exil, wo sie ja sogleich wieder Nichtjuden waren, meist leichter hatten, vielleicht auch aus Gründen, die in einer Anekdote zum Ausdruck kommen, derzufolge der grosse Romancier Erich Maria Remarque nach dem Kriege auf die Frage, ob er nicht nach Deutschland zurückkehren wolle, geantwortet haben soll: «Ich bin doch nicht Jude, dass ich Heimweh hätte...»

Von denen, die nicht ins Exil gingen, ist ein ebenfalls nicht unbeträchtlicher Teil der Verfolgung zum Opfer gefallen oder hat «für Führer und Vaterland» sein Leben gelassen – denn als Kanonenfutter dünkten Hitler zumindest die sogenannten «Mischlinge 2. Grades», aber auch viele Halbjuden, gerade noch tauglich...

Von den Übriggebliebenen, die auch nicht in den schweren Jahren der ersten Nachkriegszeit ihre Chance nutzten, als politisch Unbelastete zur Auswanderung nach den USA oder in ein anderes gelobtes Land zugelassen zu sein, kehrten einige tausend zum Glauben ihrer Väter (oder Mütter) zurück und ergriffen oftmals sogar die Initiative beim Wiederaufbau der jüdischen Gemeinden. Die Mehrzahl aber ist aus der Schicksalsgemeinschaft,

in die Hitler sie zurückgezwungen hatte, endgültig ausgeschieden. Immerhin ist zu bemerken, dass eine erstaunlich grosse Anzahl aus dieser einst als «Mischlinge» diskriminierten und disqualifizierten Personengruppe in allen Lagern und gesellschaftlichen Bereichen der heutigen Bundesrepublik führende Positionen einnimmt, und es wäre geradezu lächerlich, wollte man diese Tatsache allein dem Umstand zuschreiben, dass diese Leute ja – noch dazu ohne eigenes Zutun – den Vorteil gehabt hätten, in keiner Nazi-Organisation gewesen zu sein. Die unleugbar häufige Bevorzugung von Männern mit tiefbrauner Vergangenheit, zumal im Staatsdienst und in der Wirtschaft, aber auch an manchen Universitäten und in einigen Verlagshäusern, spräche eher für das Gegenteil...

Wir werden uns, im Zusammenhang mit einer Überprüfung antisemitischer Thesen auf ihren Wahrheitsgehalt, mit zahlreichen bedeutenden Persönlichkeiten aus der Gruppe dieser heute dem Judentum gänzlich oder doch sehr weitgehend Entfremdeten zu beschäftigen haben (wobei sich zumal politisch Rechtsstehende auf einige Überraschungen gefasst machen sollten). Indessen erscheint es an dieser Stelle wichtiger, daraufhinzuweisen, dass es zumindest, wenn schon nicht das, was wir als deutsches Judentum zu skizzieren versucht haben, so doch diese für die beinahe geglückte christlich-jüdische Symbiose auf deutschem Boden so ausserordentlich wichtige Gruppe von Menschen mit christlichen *und* jüdischen Traditionen bald nicht mehr geben wird.

Warum, mit welchen Konsequenzen für die einen und auch für die anderen, das wird unsere Untersuchung zeigen, die zugleich eine Antwort geben soll auf eine immer wieder - und nicht nur in Deutschland – aktuelle Frage, nämlich die nach dem Nutzen oder Schaden des Duldens oder Vernichtens einer mal mehr, mal weniger lästigen Minderheit.

Zweites Kapitel

Sind kulturelle Verluste messbar?

«Gewiss ist der Jude auch ein Mensch. Noch nie hat das jemand von uns bezweifelt. Aber der Floh ist auch ein Tier – nur kein angenehmes. Da der Floh kein angenehmes Tier ist, haben wir vor uns und unserem Gewissen nicht die Pflicht, ihn zu hüten und zu beschützen und ihn gedeihen zu lassen, sondern ihn unschädlich zu machen. Gleich so ist es mit den Juden¹... Heraus (*sic!*) mit dem Gesindel! Wir wollen für unser deutsches Volk eine judenreine deutsche Kultur...²!» Diese bemerkenswerten Feststellungen und daraus abgeleiteten Forderungen stammen von Hitlers späterem «Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda», Dr. Joseph Goebbels.

Mehr als vier Jahrzehnte sind ins Land gegangen, seit diese von Judenhass erfüllten Meinungen und Forderungen zu Papier gebracht und veröffentlicht wurden. Selbst Goebbels konnte, als er seine Pamphlete schrieb, noch nicht ahnen, dass seine Theorie vom «jüdischen Kultur-Ungeziefer» bald darauf zur Staatsdoktrin erhoben, sein Schrei – «Heraus mit dem Gesindel!» – zur offiziellen Forderung werden würde. Erst recht nicht war für irgendjemanden das Resultat vorauszusehen, das die von den Nationalsozialisten mit Hilfe aller Machtinstrumente eines modernen Industriestaates betriebene grösste Judenverfolgung der Weltgeschichte erbrachte. Ja, genaugenommen ist das Ergebnis in seinem vollen Umfang bis heute noch nicht bekannt. Wir wissen zwar, dass Millionen Menschen ermordet worden sind – wobei selbst hierbei nur die ungefähre Grössenordnung feststeht wir kennen heute in groben Umrissen das Ausmass menschlichen Leidens, das heraufbeschworen wurde, und wir ahnen zumindest, dass ausser schrecklichstem Unrecht noch mehr geschehen ist; dass etwas Unwiderbringliches verloren ging, für Juden *und* Christen des alten Europas, und dass Deutschlands kulturelles Leben wirklich nahezu «judenrein» geworden ist, wie Goebbels und seine Freunde es sich und uns gewünscht hatten, wobei der erhoffte Gewinn ausgeblieben, vielmehr ein nicht genau zu definierender Verlust eingetreten zu sein scheint, der nur zu spüren, allenfalls zu schätzen ist. Denn wie sollte man den Verlust (oder auch Gewinn) je *messen* können?

¹ J. Goebbels, «Der Nazi-Sozi», 1929, S. 8

* J. Goebbels, «Das Buch Isidor», 1928, S. 165

Nehmen wir ein Beispiel aus dem Bereich der Kunst, etwa die Malerei. Es hat in den Jahrzehnten vor 1933 in Deutschland, erst recht in den europäischen Ländern, auf die Hitler dann seine Judenverfolgung ausdehnte, eine stattliche Reihe von hervorragenden Malern jüdischer Herkunft gegeben. Einige von ihnen waren bereits verstorben, als man in Deutschland begann, der Kunst Fesseln anzulegen und unter anderem auch einen «Ariernachweis» zur Voraussetzung einer staatlichen Malerlaubnis machte. Franz Marc, beispielsweise, der einer jüdischen Familie aus Arolsen entstammte, war als Kriegsfreiwilliger 1916 vor Verdun gefallen; Lesser Ury, einer der grossen Meister des deutschen Impressionismus, war 1931 in Berlin gestorben, und auch Emil Orlik, dem bedeutenden Grafiker und Maler, seit 1905 Professor an der Berliner Kunstschule, blieb es erspart, als Jude davongejagt zu werden; er starb im Herbst 1932.

Andere erlebten zwar den Beginn der Judenverfolgung, entgingen aber den Deportationen durch Flucht – wie etwa Jankel Adler, der sich in Düsseldorf heimisch gefühlt hatte, oder Charlotte Berend, die Schülerin und spätere Ehefrau von Lovis Corinth, die nach Amerika emigrieren konnte, oder auch der grosse Marc Chagall, der lange Jahre in Berlin gelebt hatte, ehe er nach Paris übersiedelte, von wo er dann vor den einmarschierenden Deutschen nach Amerika floh; oder sie starben noch eines natürlichen Todes – wie Max Liebermann, der im Alter von 86 Jahren den Beginn des «Dritten Reiches» erlebte (sein überlieferter Kommentar dazu lautete: «Man kann gar nicht so viel essen, wie man kotzen muss. ...»), von Hitler noch mit einem Malverbot bedacht wurde und 1935 starb...

Wieder andere bedeutende – und gewiss auch unbedeutende – jüdische Maler gingen in Konzentrationslagern zugrunde, endeten in Gaskammern oder fielen den Einsatzgruppen zum Opfer. Einer der talentiertesten deutschen Nachimpressionisten, der Meisterschüler des grossen Matisse, Paul Levy aus Stettin, wurde als fast Siebzjähriger aus seiner Wohnung in Florenz von der Gestapo nach Dachau verschleppt und ist dort umgekommen. Er ist nur ein Beispiel für das Schicksal einer ganzen Reihe hervorragender Künstler, um die die Nachwelt trauert. Vielen anderen blieb keine Zeit, ihre Talente zu entwickeln und berühmt zu werden, ehe sie ermordet wurden, und wir wissen nicht, ob unter den aus Holland deportierten Juden ein zweiter Josef Israels war, unter denen Italiens vielleicht ein neuer Amadeo Mo-

digliani, ob sich unter den jüdischen Opfern der Einsatzgruppen in Osteuropa ebenso grosse Talente befanden wie die eines Marc Chagall oder Mane-Katz...

Infolgedessen ist der Versuch, den der Welt oder gar nur der deutschen Kultur auf diesem Sektor entstandenen Verlust zu messen, ohnehin zum Scheitern verurteilt, ganz zu schweigen von der Unmöglichkeit, einen Ausfall an künstlerischen Leistungen exakt zu werten und prozentual zu erfassen oder auch nur auf ein bestimmtes Land zu begrenzen.

Trotzdem sei ein weiterer Versuch gewagt, wenn auch auf einem ganz anderen Gebiet, nämlich dem einer Wissenschaft, bei der die Aussichten aus diversen Gründen besser erscheinen, einen durch die Judenverfolgung entstandenen Verlust zunächst quantitativ, dann auch qualitativ, mit einem gewissen Mass an Genauigkeit festzustellen.

Auf dem Gebiet der Medizin gab es Anfang 1933 im Deutschen Reich etwa achttausend Lehrer, Forscher und Praktiker jüdischen Glaubens, knapp die Hälfte davon in Berlin, rund zweitausendfünfhundert in anderen Grossstädten und nur etwa fünfzehnhundert in den Mittel- und Kleinstädten sowie auf dem Lande. Die Gesamtzahl der von der «Ariergesetzgebung» betroffenen Mediziner lag ohne Zweifel wesentlich höher, und wenn wir sie sowie alle «Nichtarier» in den späteren Gebieten des «Grossdeutschen Reiches» mit einbeziehen, so dürfte es innerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets mindestens zwanzigtausend Mediziner ganz oder teilweise jüdischer Herkunft gegeben haben.

Diese nur auf einer groben Schätzung beruhende Zahl mag korrekturbedürftig sein, doch ist es für unsere Untersuchung belanglos, ob es möglicherweise einige fünfhundert «nichtarische» Ärzte mehr oder weniger waren. Denn in der Bundesrepublik Deutschland, wo heute die weitaus meisten Deutschen leben, gibt es – wie wir bereits wissen – nicht einmal mehr hundert jüdische Ärzte, und selbst wenn wir West-Berlin, die DDR und Österreich hinzunehmen, ja sogar die Reste des jüdischen Deutschtums in den heutigen polnischen Westgebieten, in Prag und im übrigen Böhmen, so werden wir schwerlich mehr als insgesamt zweihundertfünfzig jüdische Mediziner finden. Das aber bedeutet, dass ein quantitativer Verlust von etwa neunundneunzig Prozent zu verzeichnen ist, und es spielt dabei keine Rolle mehr, ob diese Zahl in Wirklichkeit um einige Zehntelprozent höher oder niedriger anzusetzen wäre.

Weit interessanter ist die Tatsache, dass der rein quantitative Verlust, der durch die Auswanderung oder Ermordung der jüdischen Ärzte, Forscher und Hochschullehrer sowie durch das Fehlen jeglichen Nachwuchses an jüdischen Medizinerinnen entstanden ist, längst nicht mehr ins Gewicht fällt und – was die Bundesrepublik angeht – voll ausgeglichen ist. Es gibt heute in Westdeutschland nahezu hunderttausend Ärzte – mehr, als es je zuvor in ganz Deutschland gab! Und wenn dennoch gelegentlich von einem Ärztemangel die Rede ist, so hat dies andere Gründe, die mit dem vor rund vierzig Jahren eingetretenen Verlust an «nichtarischen» Medizinerinnen so gut wie nichts und allenfalls indirekt etwas zu tun haben.

Dagegen ist etwas anderes zu verzeichnen, das möglicherweise als unmittelbare Konsequenz der Judenverfolgung betrachtet werden muss, nämlich ein starker Verlust an internationalem Ansehen!

Diese für die deutschen Mediziner schmerzliche Behauptung bedarf natürlich des Beweises, und er soll auch erbracht werden. Doch genügt es vielleicht zunächst, an dieser Stelle nur auf ein Indiz hinzuweisen, die genauere Untersuchung aber noch aufzuschieben :

Der Nobelpreis für Leistungen auf dem Gebiet der Medizin, jene Auszeichnung, die sich des höchsten internationalen Ansehens erfreut, wurde von 1901, dem Jahr der ersten Preis Verteilung, bis einschliesslich 1932 an insgesamt zweiunddreissig Wissenschaftler¹ verliehen, und zwar an sechs Deutsche und zwei Österreicher, fünf Engländer, vier Franzosen, drei Dänen, zwei Holländer, zwei Kanadier, zwei Bürger der USA und je einen Russen, Italiener, Spanier, Schweizer, Belgier und Schweden. Die Mediziner aus dem deutschen Sprach- und Kulturraum lagen also während dieser drei Jahrzehnte eindeutig an der Spitze, und ihre Überlegenheit wird noch deutlicher, wenn man weiss, dass sechs der nichtdeutschen (oder -österreichischen) Nobelpreisträger ihre medizinische Ausbildung ganz oder teilweise in Deutschland erhalten hatten; dass einer der beiden amerikanischen Preisträger, der naturalisierte US-Bürger Karl Landsteiner, gebürtiger Wiener war und in Würzburg und München studiert hatte und dass schliesslich – ein weiteres Indiz für das weltweite Ansehen der deutschen Medizin – einige der weder in Deutschland noch in Österreich geborenen oder aus gebildeten

¹ Es sind auch die mit einem Drittel oder der Hälfte des jeweiligen Nobelpreises Ausgezeichneten mitgezählt.

Laureaten ihre Arbeiten in deutscher Sprache veröffentlichten.

Es stammten also (wenn man die Schweizer, auch die Deutschschweizer, unberücksichtigt lässt, was aus diversen Gründen zweckmässig erscheint) von den zweiunddreissig Medizin-Nobelpreisträgern der Jahre 1901 bis 1932 nicht weniger als neun (oder rund achtundzwanzig Prozent) aus dem deutschen Kulturkreis – nämlich sechs Reichsdeutsche, zwei Österreicher und ein in Wien geborener, an bayerischen Universitäten ausgebildeter Amerikaner; sechs weitere (oder knapp neunzehn Prozent) hatten in Deutschland studiert.

Von 1933 bis 1969 wurde der Medizin-Nobelpreis insgesamt neunundsechzigmal verliehen, und zwar achtunddreissigmal an Bürger der USA, zehnmal an Bürger Grossbritanniens, viermal an Deutsche, je dreimal an Schweizer und Franzosen, je zweimal an Australier und Schweden sowie an je einen Italiener, Holländer, Dänen, Österreicher, Ungarn, Portugiesen und Argentinier. Der deutsch-österreichische Anteil ist also ausserordentlich stark zurückgegangen, nämlich auf knapp sieben Prozent – oder ziemlich genau ein Viertel des Anteils an den vor 1933 verliehenen Nobelpreisen, wogegen die angelsächsischen Mediziner, insbesondere die Amerikaner, mit weitem Abstand an der Spitze liegen.

Es gäbe nun für diejenigen, die die schier hoffnungslose Überrundung der Medizin des deutschen Kulturkreises durch die Angelsachsen, zumindest soweit sie in den Nobelpreis Verleihungen zum Ausdruck kommt, bedauern, einen erheblichen Trost, wäre dieser nicht zugleich ein Beweis dafür, dass der offenbare Qualitätsverlust der deutschen Medizin eben doch keine Fiktion ist, erst recht keine bloss vorübergehende, durch Krieg und Niederlage bedingte Rückläufigkeit.

Der Trost könnte darin bestehen, dass ein beträchtlicher Teil der heute in angelsächsischen Ländern ansässigen Nobelpreisträger der Medizin nicht nur in Deutschland oder Österreich studiert hat, sondern auch schon dort zur Welt (und später zu wissenschaftlichem Ruhm) gekommen ist. Nur durch besondere Umstände sind diese deutschen Forscher und Lehrer Amerikaner oder Engländer geworden, haben sie ihre Nobelpreise nicht mehr als Deutsche erhalten, und diese besonderen Umstände waren ihre Zuge-

Er verringert sich weiter, wenn man berücksichtigt, dass der einzige österreichische Nobelpreisträger der Medizin seit 1933, ein gebürtiger Deutscher, 1938 nach den USA emigrierte.

hörigkeit zum deutschen Judentum und ihre amtliche Verfolgung als «Nicht- arier» nach 1933, die sie zur Emigration zwang.

Sir Ernst Boris Chain zum Beispiel, britischer Medizin-Nobel- preisträger des Jahres 1945, der diese Auszeichnung zusammen mit Sir Alexander Fleming und Sir Howard Walter Florey «für die Entdeckung des Penicillins und seiner Heilwirkung bei verschiedenen Infektionskrankheiten» erhielt, ist gebürtiger Berliner des Jahrgangs 1906. Seine Eltern waren als Juden aus Russland ins Deutsche Reich eingewandert. Der Sohn hatte in Berlin das Gymnasium besucht, an der Universität seiner Vaterstadt Chemie und Physiologie studiert, sich nach seiner Promotion der Biochemie zugewandt und dann am Pathologischen Institut der Charite gearbeitet, bis man ihn 1933 hinauswarf und er bald darauf in England Zuflucht und eine neue Wirkungsstätte fand. Seine besonderen Verdienste liegen in der Entdeckung der chemotherapeutischen Wirksamkeit des Penicillins und der für die praktische Anwendung der neuen Medikamente entscheidend wichtigen Antibiotika-Synthese...

Ein anderer britischer Medizin-Nobelpreisträger ist der – 1958 für seine Verdienste gleichfalls geadelte – Sir Hans Adolf Krebs, der 1900 in Hildesheim zur Welt kam, nach einem Studium an den Universitäten von Göttingen, Freiburg, München und Berlin von 1926 bis 1930 am Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie assistierte und sich dann 1932 als Privatdozent in Freiburg niederliess. Ein Jahr später wurde ihm die Lehrbefugnis wieder aberkannt, weil er Jude war. Er wanderte nach England aus, wo er zunächst in Cambridge, dann in Sheffield Vorlesungen halten konnte. Während des Krieges führte er im Auftrage der britischen Regierung wichtige ernährungswissenschaftliche Forschungen durch, wurde 1945 in den medizinischen Forschungsrat berufen, und für seine Entdeckung des Zitronensäure-Zyklus, «eine der scharfsinnigsten biochemischen Leistungen überhaupt», wie Hans Hartmann in seinem «Lexikon der Nobelpreisträger bemerkt, sollte er bereits 1952 ausgezeichnet werden. Man entschied sich dann jedoch für den Entdecker des Streptomycins, des ersten wirksamen Antibiotikums gegen die Tuberkulose, den amerikanischen Professor Selman Abraham Waksman, der 1888 als Jude deutscher Muttersprache in Priluka bei Kiew zur Welt kam.

Hans Adolf Krebs erhielt den Medizin-Nobelpreis ein Jahr später, zusammen mit dem – 1899 im ostpreussischen Königsberg geborenen – Professor

der Biochemie an der Harvard-Universität von Cambridge, Massachusetts, Fritz Albert Lipmann, der «für seine Entdeckung des Koenzyms A und dessen Bedeutung für den Zwischenstoffwechsel» ausgezeichnet wurde. Lipmann, einst Forschungsassistent an den Kaiser-Wilhelm-Instituten von Berlin und Heidelberg, war ebenfalls als deutscher Jude nach Amerika ausgewandert.

Auch der – gemeinsam mit dem Münchener Forscher Feodor Lynen – 1964 «für die Entdeckung des Mechanismus und der Regulation des Stoffwechsels beim Cholesterin und den Fettsäuren» mit dem Medizin-Nobelpreis ausgezeichnete Professor an der amerikanischen Harvarduniversität, Konrad Bloch, ist ein aus Neisse in Schlesien gebürtiger deutscher Jude, und insgesamt sind nicht weniger als sechzehn¹ der neunundsechzig von 1933 bis 1969 mit dem Medizin-Nobelpreis ausgezeichneten Wissenschaftler jüdischer Herkunft. Fast alle von ihnen sind entweder im deutschen Kulturkreis geboren oder dort ausgebildet oder sind Söhne von Auswanderern.

Die erstaunliche Tatsache, dass fast ein Viertel aller Medizin-Nobelpreisträger der Jahre 1933 bis 1969 jüdischer, in der grossen Mehrzahl sogar deutsch-jüdischer Herkunft sind, darf uns indessen nicht dazu verleiten, daraus den Schluss zu ziehen, der deutsche Kulturkreis hätte durch Hitlers Rassenwahn rund zwei Drittel seiner Koryphäen der Medizin verloren. Die Abwanderung ist ja in einem Teil der Fälle bereits viel früher erfolgt und auf den Antisemitismus des 19. Jahrhunderts zurückzuführen, der ungetauften Juden wenig Chancen gab, auch bei noch so grosser fachlicher Eignung auf einen Lehrstuhl berufen zu werden. (Selbst Paul Ehrlich, der Begründer der Chemotherapie, wurde zwar nach seiner Auszeichnung mit dem Nobelpreis im Jahre 1908 mit zahllosen Orden bedacht, erhielt den Titel Exzellenz und galt als «Deutschlands genialster Forscher auf dem Gebiet der Medizin»;

¹ Es sind dies, in der Reihenfolge, in der sie den Nobelpreis erhielten: Otto Loewi (von 1909 bis 1958 Ordinarius für Physiologische Chemie und Pharmakologie an der Universität Graz); Josef Erlanger (Amerikaner aus deutsch-jüdischer Familie); Ernst Boris Chain; Hermann Josef Müller (Amerikaner aus deutsch-jüdischer Familie); Gerty Theresa Cori geborene Radnitz (Amerikanerin deutsch-jüdischer Herkunft, aus Prag gebürtig, die zusammen mit ihrem Ehemann, Carl Ferdinand Cori, mit dem sie in die USA ausgewandert war, 1947 «für ihre Entdeckung des Verlaufs des katalytischen Glykogen-Stoffwechsels» mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde); Tadeus Reichstein (aus Wloclawek in Polen gebürtig, als Ordinarius der Universität von Basel und schweizerischer Staatsbürger 1950 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet); Selman Abraham Waksman; Sir Hans Adolf Krebs; Fritz Albert Lipmann; Joshua Lederberg (Amerikaner ostjüdischer Herkunft); Arthur Kornberg (Amerikaner, ebenfalls deutsch-jüdischer Herkunft); Konrad Bloch; Francois Jacob, Andre Lwoff und Jacques Monod (drei französische Mediziner jüdischer Herkunft) sowie S. E. Luria (in die USA geflüchteter Italiener).

aber er blieb Honorarprofessor und erhielt keine Berufung, nicht einmal als Extraordinarius .. .)

Andererseits ist die Anzahl der wegen der Judenverfolgung im «Dritten Reich» aus dem deutschen Kulturkreis ausgeschiedenen Medizin-Nobelpreisträger weit grösser, als die Liste der jüdischen Laureaten der Jahre 1933 bis 1969 erkennen lässt. So hat auch eine Anzahl von Preisträgern früherer Jahre Deutschland oder Österreich nach Beginn der Verfolgung verlassen, zum Beispiel Otto Meyerhof aus Hannover, Medizin-Nobelpreisträger des Jahres 1922 und bis 1938 Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physiologie in Heidelberg, seit 1940 an der Universität von Pennsylvania und 1951 in Philadelphia gestorben. Andere, die bereits vor 1933 einem Ruf an eine ausländische Hochschule gefolgt waren, dachten später nicht mehr an eine – ohne Hitler durchaus mögliche – Rückkehr in die Heimat. Zu dieser Gruppe gehört beispielsweise Robert Bäräny, Dozent für Ohrenheilkunde an der Universität Wien, seiner Geburtsstadt, der 1914 in der Kriegsgefangenschaft mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, später einem Ruf nach Uppsala folgte und dort 1936 gestorben ist, ferner der – bereits kurz erwähnte – Nobelpreisträger der Medizin des Jahres 1930 «für die Entdeckung der Blutgruppen des Menschen» – Karl Landsteiner, ebenfalls gebürtiger Wiener, der seit 1922 am Rockefeller-Institut in New York tätig war.

Otto Heinrich Warburg, Spross einer berühmten deutschjüdischen Familie, die zahlreiche grosse Gelehrte hervorgebracht hat, Sohn des bedeutenden Physikers und langjährigen Präsidenten der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt Emil Warburg, konnte zwar das «Dritte Reich» in Deutschland überleben, doch blieb ihm, dem hervorragenden Forscher, der 1931 «für die Entdeckung der Natur und der Funktion des Atmungsferments» mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden war, in den zwölf Jahren der Hitler-Herrschaft jede offizielle Anerkennung seiner Leistung versagt.

Und schliesslich vertrieb die Judenverfolgung auch nichtjüdische Gelehrte aus Deutschland (oder hinderte sie an der Heimkehr), beispielsweise Professor Max Delbrück, der 1937 Berlin verliess, wo er bei Warburg, Hahn und Lise Meitner gearbeitet hatte. Er lebt seitdem in den USA und erhielt für seine Arbeiten auf dem Gebiet der Molekular Biologie – «sein Beitrag zur Biologie ist der bedeutendste dieses Jahrhunderts» – den Medizin-Nobel-

preis des Jahres 1969⁶. Oder auch Carl Cori, den Ehemann und Mitpreisträger von Gerty Cori, von der bereits die Rede war...

Alle diese Fakten geben uns indessen nur Aufschluss über den abnorm hohen Anteil jüdischer, besonders deutsch-jüdischer Mediziner an der Welt-Elite ihres Fachs, soweit diese sich durch die Auszeichnung mit dem Nobelpreis definieren lässt. Denn von den zusammen hundertundeins Laureaten, die zwischen 1901 und 1969 mit dem Medizin-Nobelpreis ausgezeichnet wurden, sind 22 (oder fast 22 Prozent) Angehörige jener Minderheit, die in dem betreffenden Zeitraum maximal ein Prozent der Weltbevölkerung gebildet hat und heute nur noch etwa 0,4 Prozent darstellt. Von den zweiundzwanzig jüdischen Medizin-Nobelpreisträgern sind elf im deutschen Kulturkreis geboren und aufgewachsen; zwei weitere ostjüdischer Herkunft haben längere Zeit in Deutschland wissenschaftlich gearbeitet; von den übrigen neun sind fünf Amerikaner der zweiten oder dritten Generation und tragen deutsche Familiennamen; einer floh aus Italien; die letzten sind Franzosen, wobei der eine aus Lothringen, der andere aus Polen stammt.

Das alles zeigt jedoch nur eine Häufung von hohen Begabungen, speziell für die Medizin, unter den Nachkommen jener deutschen Juden, die im frühen Mittelalter ein wesentliches Element des Bürgertums deutscher Städte bildeten und später zu einem beträchtlichen Teil nach Osten, vor allem nach Polen, abwanderten. Tatsächlich gab es auch schon unter diesen Bürgern jüdischen Glaubens des deutschen Mittelalters sehr zahlreiche angesehene Ärzte. Wir wissen von Zedekias, dem Leibmedikus Kaiser Karls des Kahlen, dass er als ein wahrer Zauberer galt, so gross waren seine Heilerfolge. Kaiser Friedrich III. schätzte seinen Leibarzt, Jakob Loans, so hoch, dass er ihn in den Adelsstand erhob. Auch die Bischöfe liessen sich häufig von jüdischen Ärzten betreuen, und gerade dieser Umstand lässt darauf schliessen, dass die deutschen Juden ganz hervorragende Ärzte gewesen sein müssen, denn eigentlich war es den Christen strengstens verboten, sich von jüdischen Heilkundigen behandeln zu lassen, «weil es für einen Christenmenschen besser sei, zu sterben, als einem Juden sein Leben zu verdanken». So und ähnlich wurde es auf den Kirchenversammlungen zu Beziens (1255) und

⁶Übrigens ist auch Professor Max Delbrück teilweise jüdischer Herkunft. Sein Vorfahre mütterlicherseits ist der Begründer der deutschen Agrarchemie, Justus von Liebig (1803-1873), der Nachkomme einer zum Christentum übergetretenen Darmstädter Jüdin war.

Wien (1267), auf den Synoden von Avignon (1326) und Bamberg (1491), später auch von den protestantischen Fakultäten von Wittenberg und Rostock angeordnet und begründet.

Offenbar war aber die Angst vor der Exkommunizierung mit allen sich für den Gläubigen daraus ergebenden Folgen immer noch geringer als die vor Schmerzen, Leiden und vorzeitigem Tod, denn aus allen Jahrhunderten sind Berichte über die grosse ärztliche Kunst und Gelehrsamkeit zahlreicher deutscher Juden überliefert, und ihre Praxen blühten – oft zum Kummer der christlichen Bader und Medici, die sich durch die allzu erfolgreiche Konkurrenz der Juden bedroht sahen.

Martin Gumpert und Alfred Joseph sehen die Ursache für die überragende Stellung der Juden in der deutschen Medizin des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit darin, «dass die Juden von den abergläubischen und mystischen Vorstellungen ihrer Zeit relativ frei waren und über ausgezeichnete Sprachkenntnisse verfügten. So waren sie in der Lage, sich in hohem Masse medizinische Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen, besonders durch das Studium der alten arabischen Werke, die sie durch Übersetzungen erst dem Abendland zugänglich gemacht haben?.»

Tatsächlich waren es vom Ende des 15. Jahrhunderts an vornehmlich jüdische Flüchtlinge aus dem zuvor arabischen Spanien, die in Deutschland zu ärztlichem Ruhm kamen, zum Beispiel Rodrigo de Castro, der sich um 1585 in Hamburg niedergelassen hatte und dessen Rat nicht nur viele deutsche Fürsten, sondern auch der König und die Königin von Dänemark suchten. De Castro war vor allem als Gynäkologe berühmt und gilt als derjenige, der den Kaiserschnitt in Deutschland eingeführt hat. Er hat auch zahlreiche bedeutende Werke über Frauenkrankheiten verfasst. Sein Sohn Benedict (1597-1684) war ebenfalls Mediziner und Leibarzt der Königin Christine von Schweden, die nach ihrer Abdankung in seinem Hause Quartier nahm. Ein dritter Angehöriger dieser jüdischen Ärztesfamilie, Jakob de Castro-Sarmiento, hat die Heilwirkung der Chinarinde bei Fieber entdeckt. Als wie-

⁷ Vor allem die noch heute verblüffend aktuellen Werke des genialen Moses Maimonides (i i j 5-1204), der in Kairo als Leibmedikus des Sultans wirkte. Dieser jüdische Arzt, der auch als Philosoph, Rechtslehrer und Theologe weltberühmt wurde, darf als der bedeutendste Mediziner des Mittelalters gelten. Er war seiner Zeit um Jahrhunderte voraus, verwarf jeglichen Aberglauben, pries Sport, Körperpflege, Frischluft und Sonne, ja forderte sogar bereits Desinfektion, stellte als erster den Zusammenhang zwischen leiblichem und seelischem Befinden her und hielt die sexuelle Befriedigung bei Mann «za/Frau für unerlässlich.

tere berühmte Ärzte unter den nach Hamburg geflüchteten spanischen Juden sind Mussafia und Rosales zu nennen. Der letzte wurde – «unerhört seit aller Erinnerung!» – vom Kaiser selbst zum Pfalzgrafen erhoben.

«Vielen jüdischen Ärzten», so berichten Martin Gumpert und Alfred Joseph⁸, «wurden von ihren Landesherrn Privilegien zuteil, wie Steuer- und Zollfreiheit, Freizügigkeit bei Reisen, Wohnerlaubnis in Städten, wo Juden sonst der Aufenthalt verboten war. Es kam sogar vor, dass jüdische Ärzte in verschiedenen Städten mit festem Jahresgehalt als Kommunalärzte angestellt wurden. Salomon Pietsch war gegen Ende des 14. Jahrhunderts städtischer Wundarzt in Frankfurt am Main, nach ihm Meister Isaak Friedrich. In Dresden wirkte der kurfürstliche Wundarzt Baruch, in Thorn ebenfalls ein jüdischer Stadtphysikus, in Aschaffenburg der berühmte Moses (1511). Auch jüdische Ärztinnen gehörten nicht zu den Seltenheiten...»

Angesichts dieser Sonderstellung der jüdischen Mediziner Deutschlands im Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit ist es kein Wunder, dass sie auch einen wesentlichen Anteil an der Begründung und Entwicklung der modernen Medizin genommen haben. Ja, es scheint, als habe die im Gefolge der Aufklärung einsetzende Emanzipation der Juden und ihre nun nicht mehr vereinzelt Zulassung zum Studium an den Universitäten entscheidend dazu beigetragen, die Medizin zu einer von Mystik und Aberglauben freien, modernen Wissenschaft zu machen; als sei Deutschlands Ruhm auf dem Gebiet der Medizin, der im

19. Jahrhundert begann und in den dreissiger Jahren des

20. Jahrhunderts so jäh verblich, zu einem sehr beträchtlichen Teil den wissenschaftlichen Leistungen deutsch-jüdischer Gelehrter zu verdanken!

Solche Vermutungen, die natürlich erst noch der Prüfung bedürfen, sollen und können die Verdienste der grossen nichtjüdischen Mediziner selbstverständlich keineswegs schmälern. Indessen muss im Auge behalten werden, wie winzig der deutsch-jüdische Bevölkerungsanteil während jenes Jahrhunderts gewesen ist: Schon ein einziger Jude unter drei Dutzend christlichen Koryphäen erbrächte den Beweis dafür, dass die kleine und bislang bedrückte Minderheit in ganz unverhältnismässig starker Weise zum Fortschritt der Medizin beigetragen hätte.

⁸ Im Abschnitt «Medizin» des von Siegmund Kaznelson herausgegebenen Sammelwerks «Juden im deutschen Kulturbereich», dem der Autor zahlreiche wichtige Informationen verdankt.

Doch wie bereits eine oberflächliche Prüfung zeigt, fällt der Vergleich für die deutsch-jüdischen Pioniere der modernen Medizin weit günstiger aus als bloss eins zu sechsunddreissig: Anerkanntermassen beruht der enorme Fortschritt der Medizin während der letzten anderthalb Jahrhunderte zu einem grossen Teil auf der noch relativ jungen Wissenschaft der Bakteriologie, deren Begründer der Breslauer jüdische Botaniker und erste ungetaufte Ordinarius einer preussischen Universität, Ferdinand Julius Cohn, war.

Jüngere deutsche Leser mag diese Feststellung überraschen, denn sie werden von Ferdinand Julius Cohn (1828-1898) noch nie etwas gehört haben. Auch wenn sie deswegen nun ein umfangreiches Nachschlagewerk, etwa die zwölfbändige Ausgabe des Grossen Brockhaus von 1954/57, zu Rate ziehen, werden sie nichts über den Begründer der Bakteriologie in Erfahrung bringen können; sie müssten dazu schon auf ein vor 1933 erschienenes deutsches Lexikon, besser noch auf die weit zuverlässigere und von Antisemitismus freie «Encyclopaedia Britannica» zurückgreifen! Denn – so unglaublich es klingt – die «Ausmerzungen» jüdischer Gelehrter und anderer bedeutender Persönlichkeiten, die im «Dritten Reich» keine Erwähnung mehr finden durften, ist im Grossen Brockhaus nur teilweise und höchst unzulänglich, was die deutsch-jüdischen Koryphäen der Medizin betrifft, nur etwa zur Hälfte rückgängig gemacht worden. Selbst von Maimonides erfährt der Benutzer dieses bundesdeutschen Standard-Nachschlagewerkes nur, dass er «auch mehrere medizinische Werke verfasst» hätte...

Doch zurück zu Ferdinand Julius Cohn, der zuerst die Bakterien als niedere Lebewesen erkannt, sie genau beschrieben und ihre Bedeutung als Krankheitserreger und Ursache von Epidemien nachgewiesen hat. Als Direktor des Breslauer pflanzenphysiologischen Instituts setzte er sich nachdrücklich für seinen genialen (nichtjüdischen) Schüler Robert Koch ein, dessen Arbeiten ohne die vorangegangenen Forschungen Cohns kaum möglich gewesen wären, sowenig wie die Louis Pasteurs, der sich zugleich auf die Erkenntnisse eines anderen berühmten Mediziners stützen konnte, dessen jüdische Herkunft als wahrscheinlich anzunehmen ist: des «Retters der Mütter», Ignaz Semmelweis aus Ofen ...

Neben Cohn waren drei weitere berühmte deutsch-jüdische Mediziner anwesend, als Robert Koch im Breslauer Institut seine ersten bakteriologi-

schen Ergebnisse, den Milzbrandbazillus betreffend, demonstrierte, und sie versicherten ihm begeistert, dass er «die grösste bakteriologische Entdeckung aller Zeiten» gemacht hätte. Der erste war Julius Cohnheim (1839 bis 1884), der als der bedeutendste Schüler Rudolf Virchows gilt. Seinen Ruf begründete er mit einer revolutionären, von der damaligen Lehrmeinung völlig abweichenden Theorie, derzufolge ein wesentlicher Vorgang bei Entzündungen der Durchtritt weisser Blutkörperchen durch die Gefässwände sei.

Der zweite war Leopold Auerbach (1828-1897), der als Neuropathologe und Physiologe gleichermaßen berühmt wurde, und der dritte, Carl Weigert (1845-1904), hat sich Verdienste nicht nur durch seine Entdeckung erworben, dass örtliche Reize der verschiedensten Art einen lokalen Gewebetod zur Folge haben, der seinerseits Reparationsvorgänge im Übermass auslöst, sondern war auch der Begründer der Färbetechnik, die es ermöglicht, verschiedenartige Gewebestände im Schnittpräparat voneinander zu unterscheiden.

Zusammen mit seinem jüngeren Freund und Kollegen, dem grossen deutschen Mediziner gleichfalls jüdischer Herkunft, Paul Ehrlich (1854-1915), entwickelte Weigert immer neue chemische Färbemittel und -methoden, um auch die kleinsten Partikelchen des menschlichen Körpers sicher unterscheiden zu können. Die unerhörte Ausdauer und Geduld, die diese Arbeit erforderte, scheint bei Paul Ehrlich noch grösser gewesen zu sein als bei Weigert, denn in der Berliner Charite, in deren Laboratorien die beiden nächtelang experimentierten, hiess es damals, respektvoll noch im Scherz: «Ehrlich färbt am längsten...!»

Paul Ehrlich, der dann als einer der ersten Mediziner der Welt mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, gelang schliesslich auch die unterschiedliche Färbung der verschiedenen Zellen im menschlichen Blut. Er wurde damit der Begründer der Hämatologie, die für die Diagnostik ebenso unentbehrlich geworden ist wie die Diazo-Reaktion im Urin, die gleichfalls ein Beitrag Paul Ehrlichs zur modernen Medizin ist.

Neben einer ganzen Reihe weiterer wichtiger Entdeckungen und bahnbrechender Arbeiten auf verschiedensten Gebieten ist Paul Ehrlich, gemeinsam mit dem japanischen Forscher Sahachiro Hata, die Darstellung des Salvarsans, einer komplizierten organischen Arsenverbindung, zu verdanken, womit es erstmals möglich war, die Syphilis wirksam zu bekämpfen. Damit wurde Paul Ehrlich auch zum eigentlichen Begründer der modernen Chemotherapie.

Mit der Bekämpfung der Syphilis – die einst, ehe ihr durch Ehrlichs Salvarsan, die daraus weiterentwickelten Chemotherapeutika und schliesslich die modernen Antibiotika alle Schrecken genommen wurden, eine furchtbare Geissel der Menschheit war – ist auch der Name eines anderen grossen deutsch-jüdischen Arztes untrennbar verbunden: August von Wassermann. Gemeinsam mit den – gleichfalls jüdischen – Dermatologen Neisser und Bruck entwickelte er eine Blutuntersuchung auf Syphilis, die sogenannte Wassermannsche Reaktion, die für die Erkennung und Heilung der tückischen Krankheit grosse Bedeutung erlangte.

Es liessen sich Hunderte von Namen berühmter Ärzte und Forscher jüdischer Herkunft nennend die vom späten 18. Jahrhundert an bis zur Massenflicht vor Hitler der deutschen Medizin Weltruf verschafft haben. Beschränken wir uns indessen auf drei weitere Beispiele:

Friedrich Jakob Gustav Henle (1809-1885), Spross einer alten Fürther, im 19. Jahrhundert zum Christentum übergetretenen jüdischen Familie, aus der zahlreiche Berühmtheiten, darunter ein bayerischer Kronjurist, ein katholischer Bischof und der heutige Chef des Klöckner-Konzerns, Günter Henle, hervorgegangen sind, gilt als einer der bedeutendsten Anatomen der Neuzeit und wird von den Historikern der Medizin mit Vesalius verglichen ...

Benedikt Stilling (1810-1879), nur ein einfacher praktischer Arzt in Kassel, doch als Anatom und Physiologe weltberühmt, war auch als Chirurg bahnbrechend und seiner Zeit weit voraus...

Sigmund Freud schliesslich, 1856 in mährischen Freiberg geboren, von Haus aus Neurologe, Erforscher der Hysterie, der Neurosen und der krankhaften Bewusstseinszustände, gilt ausserhalb Deutschlands, wo er heute noch meist verkannt wird, und vor allem in der gesamten angelsächsischen Welt als der bedeutendste Arzt seiner Zeit und als «Einstein der Medizin». Geschmäht, verhöhnt, bereits todkrank und seines Vermögens beraubt, gelang ihm nach dem «Anschluss» Österreichs mit britischer Hilfe noch die Flucht nach London, wo er in die *Royal Society* aufgenommen und ihm von der englischen Regierung ein lebenslängliches «Sanktuarium» gewährt wurde ...

«Es soll nicht bestritten werden», so heisst es sogar in Fritschs antisemitischem «Handbuch der Judenfrage», «dass die Juden hier und da tüchtige

⁹ Vgl. die Übersicht im Dokumenten-Anhang.

Wissenschaftler gestellt haben. Aber ebenso kann kein Zweifel darüber sein, dass ihre Bedeutung, genau wie in der Kunst, mehr im Übernehmen von Ergebnissen anderer bestand. Grosse schöpferische Köpfe sehen wir doch nur in recht beschränkter Zahl.»

Und nachdem der Verfasser des Abschnitts, M. Staemmler, den Leistungen des Juden Paul Ehrlich die Note «sehr gut», denen der Juden Cohnheim, Weigert, Henle, Fränkel¹⁰ und Besredka¹¹ ein «im ganzen gut» und einem halben Dutzend weiteren jüdischen Medizinern immerhin noch ein «befriedigend» geben zu können meinte, fuhr er fort: «Aber die Frage muss grundsätzlich eine andere sein: 1. Kann man sich die deutsche medizinische Wissenschaft ohne Mitwirkung der Juden denken? Würde sie dadurch etwas Wesentliches von ihrer Eigenart verlieren, würde es ein Verlust für die deutsche Medizin sein, wenn die Juden daraus verschwinden?; und 2. Stehen den anzuerkennenden Leistungen der einzelnen jüdischen Mediziner so starke durch Juden verursachte Schäden gegenüber, dass sie diese Leistungen aufwiegen oder überwiegen?»

Und auf diese scheinbar sachlichen Fragen folgt nun nicht etwa eine ausführliche Untersuchung, sondern – was die erste betrifft, ohne eine Zeile der Erläuterung – die schlichte Feststellung: «Die erste Frage ist in dem Sinne zu beantworten, dass der Medizin bei Ausschaltung der Juden ein Schaden nicht entstünde.» Zum zweiten Komplex ergeht sich der Verfasser in allgemeinem Geschwafel über einen falsch verstandenen Sigmund Freud sowie über Magnus Hirschfeld und einige andere jüdische Sexualforscher, die geschlechtlichen Verkehr auch zwischen Unverheirateten unter einundzwanzig Jahren für durchaus natürlich hielten. «Hier steckt die Hauptgefahr des Judentums in der Medizin. Hier werden die Speisen vergiftet, an denen die deutsche Seele zugrunde gehen soll», endet der Verfasser...

Allgemeine Ressentiments, ein Pauschalurteil, dem jegliche Begründung fehlt und dem zur Vortäuschung nicht vorhandener Objektivität ein spärliches Lob für einige jüdische Koryphäen vorausgeschickt wird, sowie ein Ap-

¹⁰ Gemeint ist wohl der Laryngologe Bernhard Fränkel (1836-1911), enger Freund und Mitarbeiter Robert Kochs und Vorkämpfer der Lungenheilstätten-Bewegung, oder Albert Fränkel (1864-1938), der die intravenöse Strophanthin-Behandlung für Herzranke einführte, oder Albert Fränkel (1848-19x6), der den Erreger der Lungenentzündung entdeckte.

¹¹ Alexander Besredka aus Odessa (1870-1940), ein Serologe, der wichtige Beiträge zur Tuberkulose-Bekämpfung geleistet hat.

pell an die spießbürgerliche Prüderie – das ist alles, was das «Handbuch der Juden- frage» in seiner 32., neu bearbeiteten Auflage von 1933 zum Thema «Das Judentum in der Medizin» als Beweis dafür zu bieten hatte, «dass der Medizin bei Ausschaltung der Juden ein Schaden nicht entstünde»...!

Wenn man es sich nicht so leicht machen und zu einem fundierten Urteil über einen – nach allem, was wir bereits wissen, ja immerhin möglichen – Schaden für die deutsche Medizin kommen will, der durch die Vertreibung und Vernichtung der Juden nicht nur vorübergehend entstanden sein könnte, muss man erheblich gründlicher prüfen, wie sich der historisch gesehen kurzfristige quantitative Verlust binnen eines Vierteljahrhunderts qualitativ ausgewirkt hat. Es kann auch nicht genügen, lediglich unser «Gefühl» walten zu lassen, wie es Philo- und Antisemiten gleichermassen, wenn natürlich auch mit entgegengesetzten Ergebnissen, noch heute tun, sowenig wie wir allein die erstaunlichen Veränderungen hinsichtlich der Vergabe von Nobelpreisen bereits als Beweis für einen Qualitätsverlust der deutschen und österreichischen Medizin ansehen können.

Etwas anderes wäre es, hätten wir die Möglichkeit, anhand aller wissenschaftlichen Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Medizin Vergleiche anzustellen. Doch dazu benötigten wir ein spezielles Institut und die jahrelange Arbeit eines ganzen Stabes hochqualifizierter Wissenschaftler, um am Ende vielleicht bestimmte Verschiebungen, etwa zugunsten der amerikanischen Forschung, sowie eine ihrer möglichen Ursachen, nämlich die Masseneinwanderung deutsch-jüdischer Mediziner in die USA während der dreissiger Jahre, einigermaßen exakt nachweisen zu können.

Immerhin gibt es – zugegebenermassen weitaus primitivere – Ersatzlösungen. Eine Methode, die uns zumindest einen brauchbaren Anhaltspunkt dafür liefert, wieviel die moderne Medizin der Welt den aus Deutschland stammenden jüdischen Forschern zu verdanken hat, könnte darin bestehen, bestimmte Standardwerke, die das medizinische Wissen unserer Zeit in stark komprimierter Form enthalten, Stichwort für Stichwort daraufhin zu prüfen, wer für was den wissenschaftlichen Ruhm zu beanspruchen hat, und sodann von jedem dieser Wissenschaftler die eventuelle deutsch-jüdische Herkunft zu ermitteln.

Da indessen auch dieser Weg unerhört zeitraubend wäre, beschränken wir uns auf eine Repräsentativerhebung von ausreichender statistischer Zu-

verlässigkeit, indem wir aus Tausenden von medizinischen Eigennamenbegriffen den genauen Anteil deutsch-jüdischer Wissenschaftler ermitteln.

Glücklicherweise gibt es ein neueres Werk, «Die klinischen Eponyme – Medizinische Eigennamenbegriffe in Klinik und Praxis», das 1968 erschienen ist und zu dem die Verfasser, Professor Bernfried Leiber (Frankfurt) und Dr. Theodor Olbert (Düsseldorf), in ihrem Vorwort bemerken: «Seit vor etwa 100 Jahren vor allem die Neurologie damit begonnen hat, Krankheiten und Syndrome, aber auch bestimmte Symptome, Reflexe, Teste und andere Untersuchungsverfahren mit Personennamen zu bezeichnen, hat dieses Beispiel in allen Bereichen der Medizin eine solche Schule gemacht, dass es heute bereits wahrscheinlich viele Tausende im klinischen Sprachgebrauch verwendeter und gebräuchlicher Eponyme gibt. Mit diesen von Jahr zu Jahr zahlreicher werdenden Eigennamenbegriffen muss man in der täglichen ärztlichen Arbeit umgehen, ob man es will oder nicht... Wie der «Eponymos», d. h. der Namensgeber des klassischen Griechenlands, derjenige hohe Beamte war, nach dem das Jahr seiner Herrschaft bezeichnet wurde, so ist der medizinische Eponymos der Neuzeit meist derjenige Arzt, der die mit seinem Namen verbundenen klinischen Erscheinungen entdeckt, als erster beschrieben, ihre Bedeutung erkannt oder doch Wesentliches zu ihrer Entdeckung beigetragen hat...» Von den über dreizehnhundert klinischen Eponymen dieses Werks – von «AARON' Zeichen» bis «ZWEIFEL' Handgriff» – die, weil viele aus mehr als einem Eigennamen zusammengesetzt sind, sich von rund zweitausend mehr oder weniger grossen Leuchten der Medizin ableiten, wurde nun eine knapp zehn Prozent der Gesamtheit umfassende, Fehlerquellen soweit wie irgend möglich ausschliessende, also durchaus repräsentative Auswahl getroffen – wobei zu bemerken ist, dass hierzu die Hilfe von Fachleuten in Anspruch genommen wurde –, und die so ermittelten 193 Namen mit Eponymen geehrter Mediziner bildeten den Grundstock der weiteren Untersuchung. Anhand zuverlässiger Nachschlagewerke wurden sie einzeln daraufhin überprüft, ob ihre Träger jüdischer Herkunft sind oder waren, ob sie aus dem deutschen Kulturraum stammten und ob sie diesen verlassen hatten.

Ehe wir das Ergebnis bestaunen und darüber – je nach grundsätzlicher Einstellung – erfreut, entsetzt oder nur leicht verwundert sind, sei hinzuge-

fügt, dass es nochmals überprüft wurde, diesmal anhand des jedem Mediziner wohlbekannten Klinischen Wörterbuchs von Professor Willibald Pschyrembel, und zwar der 185.-250. neubearbeiteten und erweiterten Auflage von 1969. Denn auch «der Pschyrembel», wie er kurz genannt wird, enthält eine Vielzahl von Eponymen, dazu auch eine Fülle von kurzen biographischen Notizen über verdienstvolle Mediziner. In Anbetracht des weit grösseren Umfangs, den «der Pschyrembel» hat, beschränkte sich die Erhebung bei diesem Werk auf eine repräsentative Auswahl von nur etwa drei Prozent. Doch das Ergebnis wich nur geringfügig von dem der genaueren Prüfung ab, so dass es als Bestätigung aufgefasst werden kann. Interessanterweise gab es erstaunlich wenig Überschneidungen, das heisst in beiden Prüfungen auftauchende Namen. Sie blieben mit weniger als fünf Prozent des Materials durchaus im normalen Rahmen.

Doch nun zum Ergebnis: Rund ein Viertel, nämlich 24,8 Prozent – nach der Pschyrembel-Probe 26,2 Prozent – der von beiden Werken wegen bestimmter fachlicher Leistungen oder wegen ihres wissenschaftlichen Rufes angeführten Mediziner waren oder sind Juden. Fast alle, nämlich über 92 Prozent von ihnen, entstammen dem deutschen Kulturkreis – sei es, dass sie dort geboren sind, dass ihre Eltern von dort kamen oder dass sie sich als Juden aus den Gebieten des einstigen russischen Zarenreiches mit der deutschen Sprache und Kultur so verbunden fühlten, dass man annehmen kann, sie wären ohne den deutschen Antisemitismus nicht in ein fernes Land ausgewandert, sondern nach Deutschland. Zum letzten Punkt ist zu bemerken, dass ein beträchtlicher Teil der ostjüdischen Mediziner ohnehin, mindestens eine Zeitlang, in Deutschland oder Österreich gewirkt hat.

Und schliesslich ergab sich, dass von denen, die die Zeit des «Dritten Reiches» im Machtbereich Hitlers erlebten, nahezu alle, nämlich mit nur einer Ausnahme, entweder ausgewandert oder zugrunde gegangen sind – in Lagern, durch Selbstmord, vielleicht auch nur, wie es in einem Falle wörtlich heisst, «an gebrochenem Herzen»...

Wenn wir die Ergebnisse unserer Tests mit denen der vorangegangenen Untersuchung über die Herkunft der Medizin-Nobelpreisträger vergleichen, so ergeben sich so grosse Übereinstimmungen, dass sich nun eine vorsichtige, nicht mehr auf blossen Vermutungen beruhende, sondern von exakt berechneten Anhaltspunkten ausgehende Schätzung wagen lässt:

Der Anteil der Juden an den Errungenschaften der internationalen Medizin ist ganz unverhältnismässig hoch; er scheint – und dies nicht nur bei besonders hervorragenden, mit dem Nobelpreis ausgezeichneten Leistungen, sondern auch im breiten Mittelfeld kleinerer Beiträge, die aber zusammen das Mosaik des medizinischen Wissens unserer Zeit ausmachen – bei ziemlich genau 25 Prozent zu liegen.

Aufgrund unserer Berechnung können wir weiter mit einem hohen Mass an Wahrscheinlichkeit annehmen, dass von diesem Anteil der jüdischen Ärzte und Forscher etwa vier Fünftel auf Mediziner entfallen, die aus dem deutschen Kulturraum stammen, mindestens aber aus dessen ostjüdischem Reservoir; ihr Beitrag ist, überwiegend seit den dreissiger Jahren, aber zum kleineren Teil auch schon infolge der Abwanderungen im 19. Jahrhundert, anderen Ländern, vornehmlich den USA, zugute gekommen.

Angesichts dieser Fakten, die ergänzt werden durch unsere Feststellungen über das nahezu völlige Fehlen jüdischer Mediziner in den heutigen deutschen Staaten, den steilen Rückgang des deutschen und österreichischen Anteils am Fortschritt der Weltmedizin, wofür die Nobelpreis Verleihungen nur ein Indiz liefern, und den enormen Anstieg des amerikanischen Beitrags, dürfen wir uns in unserer Vermutung bestätigt fühlen, dass alle diese Veränderungen mindestens zum grossen Teil eine Folge des deutschen Antisemitismus und der damit eng zusammenhängenden allgemeinen Engstirnigkeit gewesen sind.

Ganz einfach ausgedrückt: Wenn Deutschland heute längst nicht mehr das ist, was es einst war, nämlich das wichtigste Zentrum medizinischer Forschung und Lehre in der Welt, so ist dies eine unmittelbare Folge des Rassenwahns. Wenn die USA heute die einst führende Stellung Deutschlands übernommen und weiter ausgebaut haben, so hängt auch dies zu einem nicht unbeträchtlichen Teil damit zusammen, dass Amerika das Hauptaufnahmeland der aus Mitteleuropa geflüchteten Verfolgten war.

Wir wollen nicht näher eingehen auf den enormen Beitrag, den schon im 19. und frühen 20. Jahrhundert jüdische Einwanderer aus Mittel- und Osteuropa entweder selbst oder durch ihre bereits in Amerika geborenen Söhne und Töchter, zum heutigen Entwicklungsstand der Medizin in den USA geleistet haben. Es genügt, wenn wir uns an die zahlreichen Nobelpreisträger erinnern und einige Namen hinzufügen, an erster Stelle den von

Jonas Salk, Entdecker des Impfstoffs gegen die Kinderlähmung, aber auch den des Nestors der amerikanischen Kinderheilkunde, Abraham Jacobi (1830-1919), der aus Baden stammte, am Aufstand von 1848/50 teilgenommen hatte, ein enger Freund von Carl Schurz war und 1910 Präsident der *American Medical Association* wurde. Simon Flexner (1863-1946) war der Organisator und erste Direktor des berühmten *Rockefeller Institute for Medical Research*, das er zweiunddreissig Jahre lang leitete, zudem Amerikas führender Bakteriologe, der sich vor allem mit den Ursachen der Kinderlähmung beschäftigt hat. Oder Helen Taussig, die berühmte Kinderärztin und – von 1927 bis 1963 – Professorin an der Johns Hopkins University in Baltimore, wo sie – mit Alfred Blalock – erstmals die sogenannte «Blue Baby»-Operation an einem Kinderherzen durchführte. Oder auch Bela Schick, Kinderarzt aus Graz und seit 1923 Professor an der New Yorker Columbia-Universität, der durch die Entdeckung der sogenannten «Schick-Reaktion» wesentlich zur Bekämpfung der Diphtherie beigetragen hat...

Neben diesen und vielen hundert Einzelbeiträgen hat Amerika jedoch ein ganzes Spezialgebiet der Medizin jüdischen Flüchtlingen aus Mitteleuropa und hier vornehmlich aus Wien zu verdanken: die Psychoanalyse und alles, was damit zusammenhängt. Der Exodus dieser im Hitler-Reich verfeimten und noch heute in Deutschland vergleichsweise ein Schattendasein führenden Disziplin und ihre gastliche Aufnahme in den USA haben für Amerika mehr bewirkt, als man vermuten kann. Laura Fermi, die Witwe des berühmten italienischen Kernphysikers und Nobelpreisträgers Enrico Fermi, widmet der Einwirkung der fast ausschliesslich von jüdischen Ärzten aus dem deutschen Kulturkreis nach Amerika und dort zur hohen Blüte gebrachten Psychoanalyse das umfangreichste Kapitel ihres Werkes «*Illustrious Immigrants – The Intellectual Migration from Europe 1930/4K*», das 1968 von der Universität Chicago herausgegeben wurde.

Sie kommt darin zu erstaunlichen Feststellungen, was die tiefreichenden Veränderungen angeht, die die Psychoanalyse in den USA während der letzten dreieinhalb Jahrzehnte hervorgerufen hat – angefangen von den Wandlungen in der Behandlung von Kleinkindern über das Bemühen, die vorhandenen eigenen Aggressionen abzubauen, bis zur nationalen Bereitschaft, mit Schuld-, Inferioritäts- und anderen Komplexen allmählich fertig zu wer-

den. Mit dieser blossen Andeutung eines enormen Gewinns für die neue Weltmacht USA – und des entsprechenden Verlusts für Deutschland und die Deutschen, die einer Behandlung ihrer Komplexe heute dringender denn je bedürftigen – müssen wir zugleich erkennen, dass sich der Gesamtverlust, der dem deutschen Kulturbereich durch die Vertreibung oder Vernichtung einer Vielzahl von Lehrern, Forschern und Praktikern entstanden ist, eben doch nicht, nicht einmal für ein einzelnes Gebiet wie zum Beispiel die Medizin, genau berechnen lässt – von qualitativer Messung ganz zu schweigen. Denn über noch so sorgfältig ermittelte Zahlen hinaus gibt es immer noch weite Bereiche, die sich der exakten Berechnung entziehen.

Immerhin wissen wir nun, dass der deutschen Medizin durch die Judenverfolgung ein beträchtlicher qualitativer Verlust entstanden ist. Wie aber steht es mit dem eventuellen Gewinn? Er sollte ja – nach Ansicht der «Antisemiten-Bibel», wie Theodor Fritschs «Handbuch der Judenfrage» einst genannt wurde – vor allem auf dem Gebiet der Geschlechtsmoral liegen. Aber trotz der nahezu vollständig gelungenen «Ausschaltung» aller jüdischen Mediziner werden selbst die fanatischsten Judenhasser nicht behaupten können, dass heute die deutsche Jugend «geschützt» wäre vor Ärzten, die die Ansicht vertreten, «ein natürlicher Geschlechtsverkehr sei, wenn kein Zwang auf den anderen ausgeübt werde», auch für Achtzehn- bis Einundzwanzigjährige «keine Sünde und nichts Unehrenhaftes» – abgesehen davon, dass ein solcher «Schutz» selbst von konservativen Kirchenmännern kaum noch befürwortet wird.

Auch die Empfängnisverhütung, wegen deren Propagierung, «selbst bei gesunden jungen Ehepaaren», Deutschland bedroht gewesen sein und deshalb von jüdischen Ärzten «befreit» werden sollte (obwohl nur wenige «nichtarische» Mediziner damals überhaupt den Mut hatten, offen für eine Geburtenregelung, zumal bei den wirtschaftlich schwächsten Schichten, offen einzutreten und die meisten konservative Ansichten vertraten oder zum Thema schwiegen), kann nach dem heutigen Stand der Dinge und im Zeichen einer immer populärer gewordenen «Pille» kaum auf die Gewinnseite gebucht werden.

Bleibt noch die Frage, ob – wie das «Handbuch der Judenfrage» ebenfalls als sicheren Gewinn für die deutsche Medizin in Aussicht stellte, sofern alle jüdischen Ärzte «ausgeschaltet» würden – der angeblich wachsenden Kommerzialisierung des ärztlichen Berufes Einhalt geboten werden konnte, nachdem die Juden, die daran schuld gewesen sein sollen, im deutschen Kul-

turbereich heute nur noch ganz vereinzelt eine Praxis ausüben. Die behauptete Kommerzialisierung sollte nach Ansicht der Verfasser der «Antisemiten-Bibel» vor allem darin bestehen, dass der jüdische Hausarzt oder Internist seine Patienten häufig an den einen oder anderen Spezialisten verwies – an einen Augen-, Hals-, Nasen-, Ohren-, Haut- oder Frauenarzt beispielsweise oder auch an eilten Chirurgen, Neurologen oder Psychiater. «Ist der leidende Mensch erst einmal einem Juden in die Hände gefallen, so kommt er aus dem Netz nicht wieder heraus», denn «natürlich ist es immer ein jüdischer Kollege, der am meisten empfohlen werden kann».

Dazu ist zu bemerken, dass die Spezialisierung der Medizin allerdings immer weitere Fortschritte macht – in Deutschland zwar geringere als etwa in den USA –, und dass daher die Überweisungen an Fachärzte seit dem Exodus der jüdischen Mediziner mit Sicherheit nicht nachgelassen, sondern stark zugenommen haben, ohne dass noch von einer dadurch hervorgerufenen Kommerzialisierung des Ärztestandes die Rede ist. So drängt sich der Verdacht auf, dass es nicht so sehr die Sorge um das Wohl des Volkes und die Standesmoral war, die die Judenhasser unter den deutschen Ärzten solche Beiträge für das «Handbuch der Judenfrage» schreiben liess, sondern bestenfalls Borniertheit und schlimmstenfalls blanker Neid. Und damit sind wir an einem Punkt angelangt, dessen Untersuchung uns zwingt, uns nicht allein auf den Bereich der Medizin zu beschränken: bei der Suche nach den wirklichen Motiven des Judenhasses und der Frage nach ihrer Berechtigung.

Drittes Kapitel

Ein Theaterzettel

Als Adolf Hitler Reichskanzler wurde, war ein sehr erheblicher Teil der deutschen Ärzteschaft mosaischer Konfession und ein weiterer Teil jüdischer Herkunft insofern, als die Betreffenden selbst oder ihre Eltern zur Glaubensgemeinschaft der Juden gehört hatten.

Eine antisemitische Quelle, nämlich eine 1931 im Verlag der Burschenschaften erschienene Zusammenstellung von Karl Hoppmann, nannte für einzelne Städte des Reiches und der Republik Österreich den prozentualen Anteil der jüdischen Mediziner. Danach gab es in Berlin 52 Prozent, in Beuthen 36 Prozent, in Chemnitz 17 Prozent, in Danzig 13 Prozent, in Dürkheim 37 Prozent, in Glogau 36 Prozent, in Hamburg 25 Prozent, in Hannover 12 Prozent, in Hildesheim 10 Prozent, in Kassel 13 Prozent, in Köln 27 Prozent, in Küstrin 16 Prozent, in Mainz 28 Prozent, in Meiningen 23 Prozent, in Nürnberg 50 Prozent, in Saarbrücken 10 Prozent, in Stettin 23 Prozent, in Wien 80 Prozent und in Worms 30 Prozent Juden unter den Ärzten. Zwar darf an der Genauigkeit dieser Angaben gezweifelt werden, weil es sich um eine private und mit unzulänglichen Methoden durchgeführte Untersuchung zu handeln scheint, doch im grossen und ganzen mögen die Zahlen ungefähr richtig gewesen sein. Worauf es allein ankommt, ist die unbestreitbare Tatsache, dass die Juden eine weit höhere Anzahl von Ärzten stellten, als es ihrem Bevölkerungsanteil entsprochen hätte. Dies wurde (und wird im Rückblick vielfach noch heute) für dreist, schädlich, besorgniserregend, auch vom Standpunkt der Juden aus unklug gehalten. Die Prämisse, von der man ausging, lautete etwa: Die Juden sind eine kleine Minderheit, die still und bescheiden sein und sich nicht vordrängen sollte; Minoritäten haben keine Ansprüche zu stellen, denn sie sind nur aus Gutmütigkeit geduldet...

Indessen beschränkte sich die «Vordrängelei der Juden» ja keineswegs allein auf den Ärztestand oder auf die medizinischen Fakultäten der deutschen Hochschulen, wo sie allein an der Universität von Berlin über 50 Prozent, an der von Breslau 37 Prozent und an der von Göttingen 34 Prozent der Dozenten stellten! Vielmehr war die Lage in anderen akademischen Be-

rufen fast genauso: Die Anwaltschaft Berlins und Wiens, aber auch von Breslau, Frankfurt und Nürnberg war überwiegend jüdisch; die juristischen Fakultäten ebenso wie die der Nationalökonomie wiesen einen hohen Prozentsatz jüdischer Lehrstuhlinhaber und Privatdozenten, ihre Fachliteratur weit grössere Mengen jüdischer Autoren auf, als der Minderheit ihrem Bevölkerungsanteil entsprechend «zugestanden» hätte... Und im gesellschaftlichen und künstlerischen Leben der Metropolen spielten die Juden eine so bedeutende Rolle, dass sie jede andere vergleichbare Gruppe in den Schatten stellten...

Ein umseitig in Faksimile wiedergegebener Berliner Theaterzettel des Jahres 1929 wirft ein Schlaglicht auf diese Situation und zeigt besser, als lange Abhandlungen es könnten, wie es um die Rolle der Juden im kulturellen und gesellschaftlichen Leben der Reichshauptstadt am Vorabend der Weltwirtschaftskrise bestellt war, also gerade um jene Zeit, die als die glänzendste in der Geschichte Berlins gilt, das damals, zumal auf dem Gebiet des Theaters, selbst Paris, London und New York übertraf.

Es handelte sich um ein besonderes Ereignis, nämlich um eine einmalige Aufführung von Wedekinds «Marquis von Keith» aus Anlass einer Gedächtnisfeier für Albert Steinrück, einen kurz zuvor verstorbenen, heute fast vergessenen Schauspieler, der in Berlin und München, in seinen letzten Lebensjahren wiederum in Berlin, ausserordentliche Erfolge als Charakterdarsteller, vor allem in Stücken von Frank Wedekind, erzielt hatte, daneben aber auch als Kunstmaler hervorgetreten war.

Dem verstorbenen Kollegen zu Ehren stand an diesem Abend, dem 28. März 1929 – zu so später Stunde, dass alle Schauspieler ihren normalen Bühnenverpflichtungen nachkommen konnten –, nahezu alles, was im deutschen Theaterleben Rang und Namen hatte, auf der Bühne des Schauspielhauses am Gendarmenmarkt: Bis in die Komparserie hinein war jede Rolle besetzt mit einem Star! Und für das Ehrenkomitee hatte sich die Prominenz Berlins zusammengefunden...

So bietet sich uns eine seltene Gelegenheit, einmal sozusagen am grünen Holz und nicht bloss anhand trockener Statistiken zu prüfen, welche Rolle die Juden im Berlin der Vor-Hitler-Zeit gespielt haben – einmal speziell für das Theater der Metropole, die sich damals rühmen konnte, in der Bühnenkunst international führend zu sein, zum anderen aber als Repräsentanten der kulturtragenden Schicht der damaligen Reichshauptstadt.

Beginnen wir mit den Darstellern, die an diesem denkwürdigen Abend,

der in die Theatergeschichte eingegangen ist, auf der Bühne standen, so finden wir in den Haupt- und Nebenrollen sechsunddreissig, als blosse Statisten weitere fünfzig Stars jener Tage, von denen die meisten noch heute, nach über vierzig Jahren, unvergessen sind.

Von diesen insgesamt 86 bedeutenden, vom Publikum stürmisch gefeierten, in ganz Deutschland populären und weit über die Grenzen des Reiches hinaus bekannten Bühnen- und auch Filmschauspielern wurden zweiundzwanzig – also mehr als ein Viertel – wenige Jahre später wegen ihrer jüdischen Herkunft aus dem deutschen Theaterleben und von der Leinwand verbannt, nämlich Elisabeth Bergner, Sybille Binder, Lucie Mannheim, Fritz Massary, Eleonore von Mendelssohn, Irene Triesch, Rosa Valetti und Gisela Werbezirk sowie ihre männlichen Kollegen Ernst Deutsch, Julius Falkenstein, Kurt Gerron, Alexander Granach, Paul Grätz, Max Hansen, Fritz Kortner, Max Pallenberg, Dr. Max Pohl, Heinrich Schnitzler, Ernst Stahl-Nachbaur, Hermann Vallentin, Conrad Veidt und Otto Wallburg. Der Schauspieler und Regisseur Kurt Gerron, noch heute bekannt aus seiner Rolle als Tingeltangel-Direktor in dem klassischen Tonfilm «Der blaue Engeh, blieb in Deutschland, wurde später nach Auschwitz deportiert und dort ermordet; auch Otto Wallburg kam in Auschwitz um. Fast alle anderen konnten nach 1933 noch ins Ausland flüchten (und mit ihnen in ein für Schauspieler oft besonders bitteres Exil gingen noch viele, die an jenem Abend zufällig nicht dabei waren, zum Beispiel Siegfried Arno, Albert und Else Bassermann, Curt und Ilse Bois, Felix Bressart, Maria Fein, Franziska Gaal, Therese Giehse, Ernst Ginsberg, Ilka Grüning, Dolly Haas, Peter Lorre, Paul Morgan, Grete Mosheim, Lilli Palmer, Camilla Spira, Szöke Szakall und Adolf Wohlbrück, um nur einige der bekanntesten zu nennen, oder auch die Sängerinnen Gitta Alpar und Erna Sack, die Tenöre Jan Kiepura, Josef Schmidt und Richard Tauber..).

Auch von den «Ariern», die an jenem grossen Theaterereignis als Darsteller teilnahmen, kehrten einige Deutschland nach 1933 den Rücken: Marlene Dietrich zum Beispiel, die in den USA Triumphe feiern konnte, aber ihre in Not geratenen deutsch-jüdischen Kollegen niemals im Stich liess – Richard Tauber wäre ohne ihre Hilfe verhungert... Oder Tilla Durieux, die mit ihrem jüdischen Ehemann flüchten konnte, durch die Kriegsergebnisse von ihm ge-

trennt wurde, von seiner Verhaftung in Saloniki und seinem Tod in Deutschland erfuhr, aber dennoch bis nach dem Ende des «Dritten Reiches» ins Exil blieb...

Wieder andere rettete nur ihre grosse Popularität vor einem Berufsverbot, zum Beispiel Hans Albers, der es ablehnte, sich von seiner «nichtarischen» Frau, der Schauspielerin Hansi Burg, zu trennen... Joachim Gottschalk beging in gleicher Lage mit Frau und Kind Selbstmord. Seinen Schädel vermachte er als letzte Geste eines gefeierten Mimen – dem Deutschen Theater als Requisit für den «Hamlet»...

Nimmt man hinzu, dass auch der Leiter dieses Theaterabends, der grosse Regisseur Leopold Jessner, Intendant des Staatlichen Schauspielhauses in Berlin und bis 1930 Generaldirektor der preussischen Staatstheater, ebenfalls Jude war und emigrieren musste, so beginnt man zu ermessen, dass die Judenverfolgung im «Dritten Reich» für das deutsche Theater mehr bedeutet hat als den einen oder anderen personellen Verlust. Doch ehe wir uns dieser Frage zuwenden, wollen wir uns noch den «Ehrenausschuss» einmal näher betrachten.

Die unter dieser Überschrift auf dem Theaterzettel aufgeführten Persönlichkeiten stellen, wie es in diesem Rahmen kaum anders zu erwarten ist, eine Auslese der mit dem Theater und darüber hinaus mit dem kulturellen Leben Berlins jener Tage besonders verbundenen oder dafür aus dem einen oder anderen Grunde wichtigen Prominenz dar. Einschliesslich der (sämtlich nicht jüdischen) amtlichen Vertreter – vom Reichstagspräsidenten Paul Lobe und dem preussischen Landtagspräsidenten Bartels über den Kultusminister Dr. Becker bis zum Berliner Oberbürgermeister Böss – sind es vierunddreissig Personen, und von diesen wurden nicht eben wenige schon ein paar Jahre später ein Opfer «rassischer» Diskriminierung:

Neben dem bereits erwähnten Generalintendanten Professor Leopold Jessner finden sich in diesem «Ehrenausschuss» zwei weitere für die deutsche Theatergeschichte sehr bedeutsame Männer jüdischer Herkunft, Victor Barnowsky und Max Reinhardt.

Barnowsky, 1875 in Berlin geboren, von 1905 an Leiter führender Berliner Bühnen, zuletzt des Theaters an der Königgrätzer Strasse und des Komödienhauses, wurde 1933 zum Rücktritt und bald darauf zur Emigration gezwungen; er starb 1952 in New York.

Max Reinhardt, 1873 Baden bei Wien geboren, seit 1894 in Berlin, hat –

so der Kritiker Fritz Engel – «wie mit einem Zauberstab dem Theater alles gegeben, ja fast mehr, als es zu fordern hat». Sein Name ist eng verbunden mit dem «Deutschen Theater», den «Kammerspielen», der «Komödie» und dem «Grossen Schauspielhaus» in Berlin, den Salzburger Festspielen und dem «Theater in der Josefstadt» in Wien. 1933 musste Max Reinhardt aus Deutschland, 1938 auch aus Österreich flüchten, nachdem er zuvor in einem Brief an Hitlers Propagandaminister und Kultur-Kommissar Dr. Joseph Goebbels sein geliebtes «Deutsches Theater» «an das deutsche Volk übertragen» hatte. Er starb 1943 in New York. Mit Max Reinhardt verlor das deutsche Theater übrigens auch noch eine bedeutende «arische» Schauspielerin: Helene Thimig, die mit ihm verheiratet war und ihn ins Exil begleitete...

Ausser Barnowsky und Reinhardt gehörten dem «Ehrenaussch» noch zwei weniger bekannte Männer des Theaters an: Dr. Paul Klein und Dr. Eugen Robert, die ebenfalls Juden waren, genau wie die beiden Repräsentanten der Künste in diesem Kreis, Generalmusikdirektor Professor Bruno Walter und Professor Max Liebermann.

Von dem Maler Max Liebermann, damals Präsident der preussischen Akademie der Künste, ist bereits die Rede gewesen. Bruno Walter, als Bruno Walter Schlesinger 1876 in Berlin geboren, war schon als junger Mann Dirigent an der Königlichen Oper seiner Vaterstadt, dann an der Hofoper in Wien. Über München und London kam er zurück nach Charlottenburg, ging dann nach Leipzig, wo er – nun schon weltberühmt – das Gewandhausorchester dirigierte, bis er 1933 «aus rassistischen Gründen» seine Entlassung, ja sogar Berufsverbot erhielt. Er flüchtete zunächst nach Österreich, dann in die USA, wo ihn, den gefeierten Interpreten Mozarts, aber auch Gustav Mahlers, der sein Lehrmeister gewesen war, die New Yorker Metropolitan Opera mit Freuden aufnahm. Er dirigierte noch viele berühmte (oder erst durch ihn berühmt gewordene) amerikanische Orchester, trat auch mit eigenen Kompositionen sowie als Buchautor hervor («Von der moralischen Kraft der Musik», «Gustav Mahler und die Autobiographie «Thema und Variationen» sind seine bekanntesten Werke), löste dann vorübergehend Otto Klemperer ab, der aus Gesundheitsrücksichten die Leitung des Philharmonischen Orchesters von Los Angeles abgeben musste, und starb 1962 in Beverly Hills.

Auch Otto Klemperer, 1885 in Breslau geboren, berühmt als Dirigent und

Komponist und vor 1933 zunächst in Köln, dann Opern- und Generalmusikdirektor der Berliner Krolloper und zuletzt an der Staatsoper Unter den Linden, war vor dem Rassenwahn des «Dritten Reiches» nach Amerika geflüchtet. Das nationalsozialistische «Lexikon der Juden in der Musik» widmet ihm zwei volle Textspalten, worin es unter anderem heisst: «Seine letzte Berliner Schandtat war eine Tannhäuser-Aufführung, über die unter der Überschrift «Pilgerchor als Fussballmannschaft» in der Schrift von Alfred-Ingmar Berndt, «Gebt mir vier Jahre Zeith (München 1937) zusammenfassend folgendes berichtet wird: «Als besonders bezeichnend soll nur darauf hingewiesen werden, dass noch am 13. Februar 1933, nach der Machtergreifung, der jüdische Generalmusikdirektor Klemperer die Frechheit besass, anlässlich des 50. Todestages Richard Wagners eine Tannhäuser-Inszenierung in der Berliner Staatsoper vorzunehmen, die als gewollte Beleidigung des grossen deutschen Meisters¹ und als Faustschlag ins Gesicht aller noch gesund empfindenden Menschen gelten mussten...»

Bruno Walter und Otto Klemperer waren indessen nicht die einzigen grossen Dirigenten und Komponisten, die dem deutschen Kulturkreis durch den Antisemitismus Hitlers und seiner Gefolgsleute verloren gingen. Leo Blech, 1871 in Aachen geboren, seit 1913 am Dirigentenpult der Berliner Staatsoper und dort als Generalmusikdirektor von Hermann Göring bis 1936 gehalten, emigrierte nach Stockholm, wo er Hofkapellmeister wurde; Arnold Schönberg, 1874 in Wien geboren, bis 1933 Professor einer Meisterklasse an der Berliner Hochschule für Musik und Wegbereiter des «Zwölftonsystems», folgte einem Ruf nach Boston; Kurt Weill, gebürtiger Dessauer des Jahrgangs 1900, Komponist der «Dreigroschenoper» und anderer Werke von Bert Brecht, ging ebenfalls nach Amerika, wo er 1950 in New York starb, und Paul Hindemith, der grosse Komponist und Musikwissenschaftler, bis 1933 Professor an der Berliner Hochschule für Musik, emigrierte mit seiner «nichtarischen» Frau zunächst in die Türkei, dann nach den USA, wo er einen Lehrstuhl an der Universität von Yale erhielt und

¹ Auch der grosse deutsche Meister Richard Wagner, der für Hitler und die Nationalsozialisten der «grösste Repräsentant artgemässer germanisch-deutscher Musik» war, hätte eigentlich die Liste der geächteten Künstler im NS-Lexikon zieren müssen, wenn auch mit einem Kreuz versehen, das darin «diejenigen Musiker bezeichnet, deren jüdische Abstammung als feststehend gelten kann, bei denen der urkundliche Nachweis aber nicht lückenlos vorliegt». Richard Wagner, der sich zunächst (nach seinem offiziellen Stiefvater, einem jüdischen Schauspieler) Geyer nannte, hat später seinem Freunde Friedrich Nietzsche gegenüber erklärt, er wisse, dass Ludwig Geyer sein leiblicher Vater sei. Neuere Forschungen, u.a. von Ernest Newman, bestreiten indessen Ludwig Geyers jüdische Herkunft.

Aufführungen seiner Werke durch die New Yorker Philharmoniker selbst dirigierte...¹

Bruno Walter, Otto Klemperer, Leo Blech, Arnold Schönberg, Kurt Weill, Paul Hindemith, Arthur Schnabel, Leonid Kreutzer – sie alle und ihre in der übrigen Welt geschätzten Werke wurden aus dem deutschen Musikleben verbannt, und es wären noch viele zu nennen, die dieses Schicksal teilten, ohne schon so berühmt zu sein.

Auch viele Komponisten der Operette, des Films, der Revue und des Chansons verfielen der Ächtung - von Oscar Straus, Jean und Robert Gilbert, Emmerich Kalman, Leo Fall, Paul Abraham oder Victor und Friedrich Holländer bis zu Rudolf Nelson, Willy Rosen, Mischa Spoliansky, Frederick Loewe aus Wien, der in New York «My Fair Lady» komponierte, Paul Dessau und Werner Richard Heymann, der unter anderem die Musik zu Filmen wie «Der Kongress tanzt», «Bomben auf Monte Carlo» oder «Melodie des Herzens» schrieb.

Umgekehrt waren Richard Wagner und die – ebenfalls bereits erwähnten – «Walzerkönige» Johann Strauss, Vater und Sohn, beileibe nicht die einzigen «Nichtarier», deren jüdische Herkunft man im «Dritten Reich» ignorierte oder sogar – wie im Falle Strauss – durch Urkundenfälschung zu vertuschen suchte². Das ohnehin von Musikern und Publikum als äusserst bedauerlich und lästig empfundene Verbot der Aufführung von Werken «nichtarischer» Komponisten wäre sonst für Volk und Führer unerträglich geworden... Schon dass die Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy, Jacques Offenbach, Giacomo Meyerbeer, Jacques Halevy oder Fritz Kreisler nicht aufgeführt werden durfte, hatten die Volksgenossen «erst zum geringsten Teil begriffen», wie die Verfasser des parteiamtlichen «Lexikons der Juden in der Musik» klagten; nun führten sie – neben einigen tausend anderen Werken – in ihrer Verbotsliste auch noch mit zweieinhalb enggedruckten Textspalten viele hundert beliebte Tänze des Herrn kaiserlichen Hofballettmeisters Emil Waldteufel (eigentlich Levy) auf...! Dafür liessen sie Georges Bizet, obwohl er wahrscheinlich jüdischer Herkunft und zudem Halevys Schwiegersohn gewesen war, «artgemäss» sein, denn sonst hätte das Volk auch noch auf «Carmen» verzichten müssen...

Dem Führer zuliebe drückte man auf dem Gebiet der Operette, der Film-

² Der dokumentarische Nachweis der von Amts wegen vorgenommenen Fälschung findet sich bei Hanns Jäger-Sustenau, Johann Strauss, der Walzerkönig und seine Dynastien Wien 1965.

musik und des Schlagers hie und da ein Auge zu, denn Hitlers Lieblingsopern war beispielsweise «Die lustige Witwe» und stammte von Franz Lehár, der mit einer Jüdin verheiratet war, sowie von den jüdischen Librettisten Viktor Leon und Leo Stein. Auch liess sich der «Führer» - wie auch sein Intimus Albert Speer in seinen «Erinnerungen» spürbar bekümmert vermerkt - jahrelang Abend für Abend zwei Unterhaltungsfilme vorführen, meist «Revuefilme mit vielen nackten Beinen». Und ein so unersättlicher Bedarf liess sich natürlich nicht decken, ohne dass man in die durch die «Arier»-paragraphen stark gelichtete Schar der deutschen Filmschaffenden wenigstens ein paar unentbehrliche «Artfremde» einschmuggelte...

Es war fast ein Wunder zu nennen, dass es den deutschen Film überhaupt noch gab, nachdem nicht allein fast vierzig Prozent der Stars und Sternchen durch die «Arier»-gesetzgebung von weiterer Mitarbeit ausgeschlossen worden waren, sondern auch mehr als die Hälfte der Produzenten und Regisseure - und wahrlich nicht die schlechtesten...!

Erich Pommer, zum Beispiel, der Produktions-Chef der Ufa, deren Ruhm er begründet hatte, musste Deutschland verlassen und ging nach Hollywood, wo er 1966 starb. Der gebürtige Hildesheimer vom Jahrgang 1889 war in Amerika nicht minder erfolgreich als zuvor in Berlin, wo er viele der bedeutendsten deutschen Filme der zwanziger Jahre produziert hatte - von «Dr. Mabuse», «Phantom», «Der verlorene Schuh» über das Monumentalwerk «Die Nibelungen» bis zu «Der blaue Engel» und «Der Kongress tanzt»...

Oder Fritz Lang, 1890 in Wien geboren, der Regisseur des «Dr. Mabuse» und der «Nibelungen», der 1935 nach Hollywood emigrierte... Oder E. A. Dupont, 1891 in Zeitz geboren, Regisseur von «Variete», «Salto Mortale» und «Atlantis»...

Oder Josef von Sternberg, geboren 1894 in Wien, der mit dem «Blauen Engel» Weltruhm erwarb und auch bei den anderen grossen Marlene-Dietrich-Filmen wie «Shanghai Express» oder «Die blonde Venus» Regie führte...

Oder Ernst Lubitsch, dem eigentlich der erste Platz unter den deutsch-jüdischen Filmregisseuren gebührte, doch war er bereits vor 1933 nach Hollywood gegangen. Der gebürtige Berliner, Jahrgang 1892, war ein Schüler Max Reinhardts; er hat viel dazu beigetragen, dass einige der aus Berlin vertriebenen Schauspieler und Regisseure rasch und erfolgreich in Hollywood Fuss fassen konnten...

Oder, um noch einige der Jüngerer zu nennen, die 1933, als ihre Karriere in Deutschland «aus rassistischen Gründen» jäh endete, noch nicht so berühmt waren: Max Ophuels etwa, Robert Siodmak und vor allem Billy Wilder, 1906 in Krakau geboren, 1931 in Berlin erstmals sehr erfolgreich hervorgetreten als Regisseur von «Emil und die Detektive» nach dem Kinder-Roman von Erich Kästner. Billy Wilder emigrierte 1934 nach den USA und erwarb sich in Hollywood Weltruhm, u.a. mit dem Drehbuch für «Ninotschka» und der Regie von «Lost Weekend», «Sunset Boulevard», «Zeugin der Anklage» und vielen anderen preisgekrönten Filmen.

Von den zahlreichen weiteren jüdischen Regisseuren, die dem deutschen Film verloren gingen, seien noch erwähnt: Der Ungar» Alexander (später: Sir Alexander) Korda, der mit Maria Farkas, seiner Frau, von Berlin nach London ging und dort – zumal mit «Heinrich VIII» – Weltruhm erwarb; Paul Czinner, der mit seiner Ehefrau, Elisabeth Bergner, sowie mit Emil Jannings und Conrad Veidt erstmals Kammerspiel-Theater auf die Leinwand gebracht hatte; Leontine Sagan, die Regisseurin von «Mädchen in Uniform», einem Meisterwerk, mit dem sie 1931 einen grossen Erfolg errang; Kurt Bernhard, der mit Conrad Veidt den sehr eindrucksvollen Film «Die letzte Kompanien mit Louis Trenker den «Rebell» gedreht hatte; Dr. Friedrich Dalsheim, Kulturfilmregisseur von hohen Graden und sehr erfolgreich mit seinem Bali-Film «Die Insel der Dämonen»; Wilhelm Thiele, der Regisseur zahlreicher sehr populärer Lustspiele, meist mit Lilian Harvey und Willy Fritsch in den Hauptrollen, und schliesslich – *last not least* – Hanns Schwarz, Hans Behrend und Richard Oswald. Hanns Schwarz war der Regisseur des ersten Ufa-Tonfilms, «Melodie des Herzens»; später drehte er neben vielen anderen erfolgreichen Filmen den Kassenschlager «Bomben auf Monte Carlo». Hans Behrend, der auch das Drehbuch des ersten einer ganzen Serie von stramm-nationalen Fride-ricus-Rex-Filmen der Ufa geschrieben hatte, verfilmte später mit grossem Erfolg «Grün ist die Heide» (nach Hermann Löns) und «Ich geh aus und du bleibst da» (nach Wilhelm Speyer). Richard Oswald schliesslich ist vor allem in Erinnerung geblieben mit seinem Film «Der Hauptmann von Köpenick» (nach Carl Zuckmayer).

Und das bringt uns zu einem weiteren Gebiet, auf dem nach 1933 durch den Rassenwahn der neuen Machthaber sehr fühlbare Lücken gerissen wurden: zu den Filmstoffen und ihren Au toren. Denn auch Wilhelm Speyer und Carl

Zuckmayer durften im «Dritten Reich» nicht mehr gedruckt, geschweige denn aufgeführt oder verfilmt werden, so wenig wie Vicki Baum («Menschen im Hotel»), Alfred Döblin («Berlin Alexanderplatz») oder Stefan Zweig («Brennendes Geheimnis»). Auch Walter Hasenclever und Ernst Toller fielen nun aus, die zusammen für den deutschen Film das Drehbuch zu «Menschen hinter Gittern» geschrieben hatten. Genauso waren die spezifischen Drehbuchautoren «nichtarischer Abstammung» für den deutschen Film verloren, beispielsweise Carl Mayer (Autor von «Dr. Cagliari» und «Der träumende Mund»), Albrecht Joseph («Peter Voss der Millionendieb»), Franz Schulz («Zwei Herzen im Dreivierteltakt und «Drei von der Tankstelle», Adolf Lantz und Ossip Dymow («Rasputin»), Heinz Goldberg («Affäre Dreyfus»), Friedrich Raff («Der Stolz der dritten Kompanie»), Irmgard von Cube und Anatol Litvak («Ein Lied für dich»), vor allem aber Robert Liebmann und Norbert Falk.

Robert Liebmann, 1890 in Berlin geboren, hat für sehr zahlreiche, meist ausserordentlich erfolgreiche Filme das Drehbuch geschrieben, unter anderem für «Voruntersuchung» «Ich und die Kaiserin» und – zusammen mit Norbert Falk – für den «Blauen Engel». Norbert Falk schliesslich schrieb die Skripte der grossen Lubitsch-Filme, später auch das Drehbuch für «Der Kongress tanzt, einen der erfolgreichsten Ufa-Filme überhaupt... Und Norbert Falk, 1873 in Mährisch-Weisskirchen geboren, bringt uns zurück zu unserem Ausgangspunkt, dem Theaterzettel des Schauspielhauses am Gendarmenmarkt vom Donnerstag, dem 28. März 1929. Dort finden wir seinen Namen in der Reihe der Mitglieder des Arbeits-, nicht des Ehrenausschusses, zu dessen Vervollständigung aber noch einige jener Mäzene genannt seien, die die Kunst, vor allem die des Theaters, zu ihrer ungehemmten Entfaltung braucht. Auch unter diesen Mäzenen finden sich zahlreiche «Nichtarier», die wenige Jahre später die Theater, die sie so sehr gefördert hatten, nicht einmal mehr betreten durften.

An erster Stelle ist hier Franz von Mendelssohn (1865 bis 1935) zu nennen, Seniorchef des alten Berliner Bankhauses Mendelssohn & Co. und seit 1914 Präsident der Industrie- und Handelskammer von Berlin, deren Vizepräsident er bereits seit ihrer Gründung im Jahre 1902 gewesen war. Ebenfalls im Jahre 1902 war er in das Kollegium der Ältesten der Berliner Kaufmannschaft berufen worden, dem schon sein Urgrossvater und sein Vater als Präsidenten vorgestanden hatten. Bis 1913, als er von Kaiser Wilhelm II.

zum Mitglied des preussischen Herrenhauses ernannt wurde und er daraufhin dieses Amt niederlegen zu müssen glaubte, war er auch königlich belgischer Generalkonsul in Berlin gewesen. Von 1921 an präsierte er dem Deutschen Industrie- und Handelstag, und 1931 wurde er auch noch Präsident der Internationalen Handelskammer.

Franz von Mendelssohn hatte den öffentlichen Kunstsammlungen seiner Vaterstadt eine Reihe alter Meisterwerke von unschätzbarem Wert geschenkt, darunter ein Gemälde von Hieronymus Bosch; er hatte sich auch als Förderer des Theaters grosse Verdienste erworben, und er gehörte zu den Gründern des «Vereins zum Schutz der Kinder vor Ausnutzung und Miss-handlung», um nur ein Beispiel für seine Beteiligung an der Sozialarbeit anzuführen. Doch das alles zählte bald nicht mehr. Noch im Jahre 1933 wurde das Bankhaus Mendelssohn & Co., gegründet 1795, liquidiert und von der bereits «arisierten» Deutschen Bank AG, an deren Gründung einst Ludwig Bamberger massgeblich beteiligt gewesen war, übernommen. Die Mendelssohns verliessen ihre Heimatstadt, an deren wirtschaftlicher und kultureller Entwicklung sie durch fünf Generationen so grossen Anteil gehabt hatten - genaugenommen seit dem denkwürdigen Tag des Jahres 1743, als ein blasser, kleiner und verwachsener Junge aus Dessau durch das Rosenthaler Tor nach Berlin eingelassen wurde-von einem bezopften Wachtposten, der in sein Journal zunächst die genaue Anzahl Rindvieh und Schweine notierte, die an jenem Tage in die Stadt getrieben worden waren, und erst diesem Eintrag hinzufügte: «1 Jude» nämlich Moses Mendelssohn, der wie keine zweite Einzelpersönlichkeit dazu beigetragen hat, aus einer unbedeutenden Winterresidenz, in der Militärs und Beamte den Ton angaben, eine Stadt der Intelligenz und Kultur zu machen...

Von den anderen Mäzenen jüdischer Herkunft, die dem «Ehrenausschuss» jener aussergewöhnlichen Berliner Theateraufführung des Jahres 1929 angehörten, ist zunächst der Bankier Jakob Goldschmidt zu nennen. Goldschmidt, 1882 in dem Dorf Eldagsen bei Hannover geboren, hatte sich aus kleinsten Verhältnissen emporgearbeitet, galt als einer der gescheitesten Köpfe der deutschen Bankwelt und ist vor allem durch zwei besondere Leistungen in die deutsche Wirtschaftsgeschichte eingegangen: die Sanierung des Stinnes-Konzerns, durch die Zehntausende von Arbeitsplätzen erhalten

wurden, und die Fusion der Darmstädter Bank und der Nationalbank für Deutschland zur «Danat»-Bank. Jakob Goldschmidt wurde von der deutschen Industrie wie ein Held verehrt und genoss höchste Autorität. Er verstarb 1955 nahezu unbemerkt in New York...

Ein Kunstsammler und -mäzen wie Goldschmidt, jedoch aus sehr reicher und angesehener Familie stammend, war ein weiteres Mitglied des «Ehrenausschusses»: Eugen (Freiherr von) Landau, geboren 1852 in Breslau. Auf die Führung des schon seinem Vater, Jacob Landau, verliehenen Adelstitels hatten Eugen Landau und sein älterer Bruder stolz verzichtet. Sie hatten es auch abgelehnt, sich taufen zu lassen. Trotzdem hatte es Eugen Landau, ein exzellenter Reiter, bei einem feudalen Kürassierregiment zum Rittmeister gebracht - eine Seltenheit in der damaligen Zeit. Im Ersten Weltkrieg hatte er sich als Mittsechziger wieder zu den Fahnen gemeldet und war eingestellt, später noch zum Major befördert worden. Er war jahrzehntelang Aufsichtsratsvorsitzer der Nationalbank für Deutschland, stellvertretender Vorsitzender des Aufsichtsrats der Commerzbank und zählte zu den Gründern der Brauerei Patzenhofer, die sich nach ihrer Vereinigung mit Schultheiss unter seinem Vorsitz zur grössten Brauerei der Welt entwickelte. Eugen Landau, auch Generalkonsul von Spanien, war führend tätig im «Hilfsverein der deutschen Juden», langjähriger Vorsitzender des Vorstands und Förderer des Auerbachschen Waisenhauses, Schatzmeister des Erziehungsbeirats für schulentlassene Waisen, massgebend bei der Stiftung «Invalidendank» und bei zahlreichen weiteren philanthropischen Einrichtungen. 1933 weigerte sich der schon über Achtzigjährige, Deutschland zu verlassen. Er starb 1935 in Berlin...

Von den weiteren jüdischen Mitgliedern des «Ehrenausschusses» aus dem Bereich der Wirtschaft seien noch erwähnt: Herbert Gutmann, in der Berliner Gesellschaft wohlbekannt, doch als Nachfolger seines Vaters, des Geheimrats Eugen Gutmann, dem die Dresdner Bank ihren Aufstieg zu einem Institut von Weltruf zu verdanken hatte, ohne Fortune; Ludwig Katzenellenbogen, der mit Tilla Durieux verheiratet war und dessen Konzerngründung, die mit der Schultheiss-Patzenhofer-Brauerei vereinigten «Ostwerke», ein Opfer der Weltwirtschaftskrise wurde; der als Kunstsammler, aber auch als Mäzen bekannte Victor Hahn; Walter Sobernheim, ein Stiefsohn Eugen Landaus, Generaldirektor der Schultheiss-Patzenhofer-Brauerei, die er durch alle Krisen sicher steuerte, auch Mitglied des Vorstands

des Reichsverbandes der Deutschen Industrie und des Hauptausschusses der Internationalen Handelskammer, und schliesslich der Generalkonsul Dr. Paul Kempner, Schwiegersohn und Teilhaber Franz von Mendelssohns, dazu ein brillanter Jurist, der einer sehr angesehenen jüdischen Familie entstammte, aus der zahlreiche grosse Talente hervorgegangen sind.

Sein Vater, Geheimrat Maximilian Kempner (1854-1927), war ein sehr bekannter Rechtsanwalt und Industrieller, auch Leiter des Reichskalirats. Andere, entferntere Verwandte Kempners waren Lydia Rabinowitsch-Kempner (1871-1935), Bakteriologin, enge Mitarbeiterin von Robert Koch, erster weiblicher Universitätsprofessor in Preussen und bis 1933 Direktorin des Bakteriologischen Laboratoriums am Krankenhaus Berlin-Moabit; ihr Sohn, der Jurist Robert M. Kempner, war einer der amerikanischen Anklagevertreter bei den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen; Friederike Kempner (1836-1904), zu unfreiwilliger Berühmtheit gelangt durch ihre rührend komischen, aber durchaus ernstgemeinten Gedichte, dabei sehr bedeutend in ihrer Sozialarbeit, mit der sie zur Abschaffung der lebenslänglichen Einzelhaft und zu gesetzlichen Massnahmen zur Verhinderung der Bestattung von Scheintoten massgeblich beitrug, und schliesslich deren Neffe, der berühmte Theaterkritiker und Essayist Alfred Kempner, genannt Kerr, der eigentliche Wegbereiter so bedeutender Dramatiker wie Gerhart Hauptmann und Henrik Ibsen...

Sicherlich war Alfred Kerr (1867-1948) an jenem Theaterabend im Schauspielhaus am Gendarmenmarkt ebenfalls anwesend. Doch – im Gegensatz zu Hans Lachmann-Mosse, bis 1933 Verleger des «Berliner Tageblatts», in dem Kerr seine strengen Rezensionen veröffentlichte, und zu Theodor Wolff, der die Zeitung von 1906 bis 1933 als Chefredakteur leitete und Ende 1943 in Berlin an den Folgen der Haft im Konzentrationslager Sachsenhausen starb, wohin man den über Siebzigjährigen aus seinem französischen Exil deportiert hatte – sass der Kritiker nicht im «Ehrenausschuss» und in einer der für dessen Mitglieder reservierten Logen. Das überliess er den Herren Chefredakteuren und Verlegern, denn Mitglieder des Ehren-Komitees waren natürlich auch die Vertreter der grossen Mosse-Konkurrenz, Dr. Franz Ullstein (geboren 1868 in Berlin, gestorben 1945 in New York) und der Chefredakteur der «Vossischen Zeitung», Georg Bernhard (geboren 1876 in Berlin, gestorben 1944 in New York, wohin ihm die Flucht aus Frankreich noch mit knapper Not gelang).

Nein, der teils gefürchtete, teils hochverehrte Kritiker Alfred Kerr sass natürlich im Parkett, in einer der vorderen Reihen, mit Notizblock und gespitztem Bleistift – genau wie seine Kollegen Bernhard Diebold von der frankfurter Zeitung» und Monty Jacobs von der «Vossischen», die beide gleichfalls jüdischer Herkunft waren. Und das lässt sich von beinahe allen bedeutenden Kritikern des deutschen Theaters in den Jahrzehnten vor 1933 sagen-von Siegfried Jacobsohn (1881-1926), dem Gründer der «Schaubühne», dann der «Weltbühne» und «glühendster Sachwalter eines von allen Schlacken befreiten Theaterlebens», wie ihn Fritz Engel, ein anderer bekannter Bühnenkritiker, der in diese Aufzählung gehört, einmal genannt hat, über Alfred Polgar (1875-1956), Fritz Mauthner (1849-1923) und Friedrich Gundolf (1880-1931), dem grossen Literaturhistoriker und Mitglied des Stefan-George-Kreises, bis zu Maximilian Harden (1861-1927), dem auch politisch so bedeutsamen Herausgeber der «Zukunft», ganz zu schweigen von den Älteren wie Julius Stettenheim, Ludwig Fulda und dem grossen Otto Brahm...

Also ein Theater von Juden für Juden, mit vorwiegend jüdischen Autoren, Regisseuren, Schauspielern, Musikern, Kritikern und vermutlich auch überwiegend jüdischem Publikum...? Dann hätte Goebbels, als er von einer «fast totalen Verjudung» des deutschen Theaters sprach, ja recht gehabt...!

Andererseits ist es bei objektiver Betrachtung einfach nicht von der Hand zu weisen, dass dieses, zwar nicht «fast total verjudete», aber von einem sehr starken Einfluss führender Theaterleute und Rezensenten jüdischer Herkunft oft massgeblich bestimmte Theater der Zeit vor 1933 zugleich diejenige Epoche der deutschen Bühnen- und auch Filmkunst war, die das höchste internationale Ansehen genossen und die grösste Vielfalt an grossen Talenten hervorgebracht hat, darunter natürlich auch viele Nichtjuden, von deren - meist bei Max Reinhardt, Victor Barnowsky oder auch dem (gleichfalls jüdischen) Gründer des Düsseldorfer Schauspielhauses, Gustav Lindemann, geschulter – Kunst das «Dritte Reich» noch eine Zeitlang zehren konnte...

Gegen solche Feststellungen pflegen auch Leute, die sich selbst niemals als Antisemiten bezeichnen, ja, ein solches Etikett weit von sich weisen würden, den Einwand zu machen, dass es – bei aller Bewunderung für die Kunst der einzelnen jüdischen Regisseure, Schauspieler oder auch Musiker – eben einfach *viele* Juden waren, und dann folgt meist die Bemerkung, dass die

Juden sich selbst damit geschadet, sich zu sorglos vorgedrängt und so den Antisemitismus geradezu herausgefordert hätten. Man kann übrigens exakt die gleichen Thesen, fast mit denselben Worten, auch von manchen älteren deutschen Juden hören, nur werden sie davon nicht im geringsten überzeugender...

Doch ehe wir uns näher mit diesen entscheidend wichtigen Fragen befassen und sie zu klären versuchen, wollen wir noch die letzten «nichtarischen» Mitglieder des «Ehrenausschusses» jener Gedächtnisfeier im Schauspielhaus am Gendarmenmarkt kurz betrachten, zunächst Dr. h. c. Georg Graf von Arco, dessen Mutter, Gertrud geborene Mossner, eine Schwester des – bereits an anderer Stelle erwähnten – «volljüdischen» preussischen Generals der Kavallerie Walther von Mossner war. Graf Arco, 1868 in Grossgorschütz bei Ratibor geboren, war zunächst Offizier, dann Physiker und ein Pionier des Rundfunks, Erbauer des Nauener Funkturms, Erfinder der Hochfrequenzmaschine zur Erzeugung elektrischer Wellen und Gründer der «Telefunken»-Gesellschaft, die heute zum AEG-Konzern gehört und die er von 1903 bis 1933 leitete. Auch er gehört zur deutschen Theatergeschichte, denn er hat stark dazu beigetragen, der Kunst und den Künstlern neue Medien zu erschliessen. Er starb, als «Halbjude» geächtet, 1940 in Berlin...

Sodann ist noch Dr. Arthur Wolff zu nennen, Rechtsanwalt am Berliner Kammergericht und langjähriger geschäftsführender Direktor des deutschen Bühnenvereins, damals die Interessenvertretung der deutschen Bühnenleiter, heute die Vereinigung der Theaterträger. Übrigens ist auch der jetzige Tarifpartner des Bühnenvereins, die Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger, 1871 von einem jüdischen Theatermann gegründet und zu einer für die Künstler wie für das technische und kaufmännische Personal gleichermaßen segensreichen Einrichtung gemacht worden, nämlich von dem einst sehr berühmten Schauspieler und Theaterleiter Ludwig Barnay (1842-1924)...

Bleibt als letzter, aber wahrlich nicht geringster der zweiundzwanzig «Nichtarier» unter den insgesamt vierunddreissig Mitgliedern des «Ehrenausschusses» jenes Abends Professor Albert Einstein zu erwähnen, den wir jedoch hier einmal nicht als den grossen Naturwissenschaftler und Philosophen, Ordinarius der Berliner Universität, Leiter des berühmten Kaiser-Wilhelm- (heute: Max-Planck-)Instituts für Physik und Nobelpreisträger, kurz, nicht als den wahrscheinlich bedeutendsten Gelehrten unserer Zeit betrachten wollen, der das Weltbild entscheidend verändert, die geistigen

Grundlagen für die Erforschung des Alls gelegt und das philosophische Denken in neue Bahnen gelenkt hat, auch nicht als den grossen Kunst-, vor allem Musikfreund und ausgezeichneten Violinspieler, der er war.

Vielmehr wollen wir lediglich mit einigen Vorkommnissen im Leben Einsteins, die auf die eine oder andere Weise mit dem Rassenwahn der Nationalsozialisten zusammenhängen, die Frage zu klären versuchen, ob nicht vielleicht in den Juden etwas ganz anderes getroffen und nach Möglichkeit vernichtet werden sollte als eine kleine lästige, religiöse oder auch «rassische» Minderheit, von der die militanten Antisemiten sangen: *«Wenn's Judenblut vom Messer spritzt, dann gehts noch mal so gut...!»*, während Leute, die sich von jedem Vorurteil frei dünkten, lediglich meinten, es wäre gut – auch im Interesse der Juden –, wenn der jüdische Einfluss zurückgedrängt würde auf ein Mass, das sie «erträglich» zu nennen pflegten.

Am 10. Mai 1933 fand auf dem Berliner Opernplatz, vor dem Hauptgebäude der Universität, eine abendliche «Feierstunde» besonderer Art statt: In Anwesenheit des mit der «Reinigung der deutschen Kultur» von allen jüdischen und anderen «zersetzenden» Einflüssen beauftragten neuen Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Josef Goebbels, wurden auf einem riesigen Scheiterhaufen, unter dem Gejohle fanatisierter Studenten, zahlreiche Bücher und Schriften unterschiedlichster Art verbrannt, darunter auch einige kurze Aufsätze sowie das 64seitige Hauptwerk Albert Einsteins, «Die Grundlagen der allgemeinen Relativitätstheorie».

Vom 23. August 1933 an veröffentlichte der «Deutsche Reichs- und Preussische Staatsanzeiger» eine Reihe von Bekanntmachungen, die jeweils mit den Worten begannen: «Auf Grund des § 2 des Gesetzes über den Widerruf von Einbürgerungen und die Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit vom 14. Juli 1933 (RGBl I S. 48) erkläre ich im Einvernehmen mit dem Reichsminister des Auswärtigen folgende Reichsangehörige der deutschen Staatsangehörigkeit für verlustig, weil sie durch ein Verhalten, das gegen die Pflicht zur Treue gegen Reich und Volk verstösst, die deutschen Belange geschädigt haben ...» Unter den so Ausgebürgerten befand sich auch «Einstein, Albert, geb. am 14. März 1879».

Schliesslich wurde im Herbst 1933 in Berlin eine Wanderausstellung eröffnet, die dann auf Deutschland-Tournee ging und deren Besuch allen

Schulklassen zur Pflicht gemacht wurde. Es handelte sich um eine Aktion zur «Aufklärung aller Volksgenossen über die Feinde des deutschen Volkes». Unter den Ausstellungsobjekten befand sich auch ein stark vergrössertes Foto des bedeutendsten deutschen Gelehrten der Neuzeit mit der Unterschrift: «Einstein. Erfand eine stark umstrittene Relativitätstheorie. Wurde von der Judenpresse und dem ahnungslosen deutschen Volk hoch gefeiert, dankte dies durch verlogene Greuelhetze gegen Adolf Hitler im Ausland. (Ungehängt)»...

Waren dies alles nur Auswüchse des Rassenwahns? Nun, gewiss nicht allein, denn unter den Autoren, deren Werke im Mai 1933 vor der Berliner Universität öffentlich verbrannt wurden, waren auch zahlreiche «Arier». Schon unter den ersten Namen, die Goebbels der versammelten Menge nannte – «Gegen Frechheit und Anmassung! Für Achtung und Ehrfurcht vor dem unsterblichen deutschen Volksgeist! Verschlinge, Flamme, die Schriften des Tucholsky und Ossietzky!» –, bezeichnete der eine zwar in Kurt Tucholsky, dem unvergleichlichen Essayisten, Poeten und Kritiker, einen der Grossen der deutschen Literatur, der jüdischer Herkunft war. Der mutige Pazifist Carl von Ossietzky indessen, dem noch in Konzentrationslagerhaft, an deren Folgen er 1938 starb, der Friedens-Nobelpreis verliehen, dessen Annahme ihm jedoch durch einen wütenden Erlass Hitlers verboten wurde, war durchaus «deutschblütig», zumindest nach den «Rasse»theorien der Nationalsozialisten ... Ebenso waren viele andere bekannte Autoren, deren Bücher damals dem Scheiterhaufen übergeben wurden, weder Juden noch auch nur teilweise jüdischer Herkunft – Erich Kästner, zum Beispiel, oder Erich Maria Remarque, Bert Brecht, Klabund, Heinrich und Thomas Mann (wobei allerdings der letzte, Literatur-Nobelpreisträger des Jahres 1929, der Schwiegersohn des bekannten Münchener Mathematikers jüdischer Herkunft, Professor Alfred Pringsheim, war) oder auch Theodor Heuss, August Bebel, Friedrich Wilhelm Förster, ganz zu schweigen von den vielen ausländischen Autoren wie James Joyce, Jack London, Maxim Gorki, John Dos Passos, Ernest Hemingway, Upton Sinclair, Salvador de Madariaga oder auch Jaroslav Hasek, dem Vater des «braven Soldaten Schwejk»...

Die deutschen Juden konnten lediglich für sich in Anspruch nehmen, dass sie, eine winzige Minderheit, den Löwenanteil an bedeutenden Autoren der deutschen Literatur stellten, deren Werke damals – nicht nur auf dem Opernplatz in Berlin, sondern auch auf dem Frankfurter Römerberg, vor der

Bismarcksäule zu Dresden, auf dem Münchner Königsplatz, auf dem Schlossplatz in Breslau und noch an vielen anderen Orten des Reiches – ins Feuer geworfen wurden. Und es waren darunter – von den philosophischen Schriften Moses Mendelssohns bis zu den Dramen und Gedichten Erich Mühsams, der schon im Januar 1933 prophezeit hatte: «Wir, die wir nun ins Exil, in die Zuchthäuser, auf die Schafotte gehen ...» und der ein Jahr darauf im KZ auf sadistische Weise umgebracht wurde – nicht nur viele, viele Bücher, die den Ruhm der deutschen Literatur in der Welt verbreitet, sondern auch einige, deren nachhaltige Wirkung, Goebbels und dem Autodafe zum Trotz, erst heute klarzuwerden beginnt: das kommunistische Manifest[^] das Karl Marx zusammen mit Friedrich Engels schrieb; Sigmund Freuds «Zeitgemässes über Krieg und Frieden»; Rosa Luxemburgs «Briefe aus dem Gefängnis» – «Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden» Franz Kafkas surrealistische Romane und Einsteins damals nur wenigen begreiflicher Nachweis der Identität von Masse und Energie ...

Auch die Ausbürgerungslisten enthielten, neben den Namen berühmter und weniger berühmter deutscher Juden, diejenigen zahlreicher «Arier». Auf derselben Liste wie Georg Bernhard, Alfred Kerr, Ernst Toller und Kurt Tucholsky standen die Namen nichtjüdischer Pazifisten wie Friedrich Wilhelm Förster, Hellmut von Gerlach oder Otto Lehmann-Russbüldt; zusammen mit Professor Albert Einstein wurden auch eine ganze Reihe von «Ariern» ausgebürgert, zum Beispiel die Schriftsteller Frank Arnau, Theodor Plievier und Oskar Maria Graf...

Und in der Ehrengalerie der angeblichen Feinde Deutschlands, das heisst der aufrechten Gegner des Hitler-Regimes, hing nicht nur das Foto des «Vaters der Relativitätstheorie» und anderer berühmter Gelehrter jüdischer Herkunft, sondern auch eine Anzahl von Bildern, die Politiker, Wissenschaftler, Künstler und Publizisten unterschiedlichster Couleur darstellten – von Ernst Thälmann, dem später im KZ, zusammen mit Rudolf Breitscheid, auf Anweisung Hitlers ermordeten, «rein arischen» Führer der deutschen Kommunisten, über den Sozialdemokraten Otto Wels, der 1933 die Zustimmung der SPD zu dem von Hitler geforderten Ermächtigungsgesetz mutig verweigerte – «Wir sind wehrlos, aber nicht ehrlos!» – und sich damit den Hass der Machthaber zugezogen hatte, bis zu liberalen Publizisten und christlichen Moraltheologen ...

«Die deutsche Volksseele kann nun wieder selbst zum Ausdruck kommen», so erklärte Josef Goebbels, der einst froh gewesen wäre, wenn der ebenso berühmte wie «nichtarische» Heidelberger Literaturhistoriker Friedrich Gundolf ihn als Doktoranden angenommen hätte, den Berliner Studenten anlässlich der von ihm selbst erdachten und inszenierten Bücherverbrennung. «Diese Flammen werfen ihr Licht nicht allein auf das Ende einer vergangenen Ära, sondern auch auf den Beginn einer neuen ...» Die neue Ära, die nun begann, brachte ausserordentliche Veränderungen in allen Bereichen der Kultur. Was beispielsweise die Malerei betraf, so wurden nun aus den deutschen Galerien nahezu alle modernen Bilder entfernt, Werke von Max Liebermann und Marc Chagall ebenso wie die von Paul Klee, Gauguin, Picasso, Cezanne, Matisse oder van Gogh. Eine «artgemässe» Malerei wurde propagiert. Für das «Haus der deutschen Kunst» wurden von rund fünfzehntausend eingereichten Werken nur neunhundert dem «Führer» selbst zur endgültigen Auswahl präsentiert. Hitler war, wie Goebbels in seinem Tagebuch vermerkt hat, mit dem, was man ihm zeigte, noch keineswegs zufrieden. Er befahl nicht nur, einige wieder abzuhängen und als «entartet» zu verbannen, sondern zertrat auch das eine oder andere Werk mit dem Stiefelabsatz. Was er übrigliess, hat William L. Shirer, der bei der Eröffnung des «Hauses der deutschen Kunst» in München dabei war, den «grössten Kitsch» genannt, den er «jemals in irgendeinem Land der Welt gesehen» hätte.

Auf dem Gebiet der Architektur vollzog sich Entsprechendes. Das Dessauer Bauhaus wurde geschlossen. Für die bedeutendsten Architekten, und nicht nur die Juden unter ihnen, wie Erich Mendelsohn oder Richard J. Neutra, sondern auch für «Arier», wie Walter Gropius und Ludwig Mies van der Rohe, war fortan in Deutschland kein Platz mehr. Nicht einmal vor der Zerstörung von «artfremden» Bauwerken machte die Barbarei Halt: Das Palais Ephraim, eine Perle des Berliner Rokoko, fiel der Spitzhacke zum Opfer...

Und was sich im Bereich des Theaters abspielte, das hat Max Ophuels treffend skizziert: «So ging ich also am nächsten Morgen ins Theater. Es war zehn Minuten nach zehn. Traditionsgemäss trudelten die Berliner Schauspieler erst langsam und verschlafen gegen elf ein. Als ich auf die leere Bühne trat, stand am Souffleurkasten ein Mann, der mir unbekannt war. Er sah jung aus, hager, energisch, nicht gut genährt – er hätte stellungsloser

Ingenieur sein können oder Zivilbeamter der Kriminalpolizei. Er sagte mit schmalen Lippen: «Ich bin der neue Direktor. Herr Barnowsky wird dieser Tage seine Stelle niederlegen. Ich vertrete ihn, ja ich ver... Ich wollte nur eins festlegen: Von jetzt ab beginnen die Proben um zehn. Wer nach zehn – ob Talent oder nicht ist nicht mehr interessant. Wollen Sie das bitte Ihren Schauspielern mitteilen...? Und es gilt auch für Sie ... nebenbei...» Ich ging zur Telefonzelle hinter den Kulissen, rief meine Frau an und sagte: «Packen!» Auch die Valetti meinte: «Wenn die Stationsvorsteher die Bühne übernehmen, dann wird's Zeith ... »

Nichts gegen wirkliche Stationsvorsteher am rechten Ort – aber Rosa Valetti, die grosse «komische Alte» des Theaters und Films vor 1933, hatte den Nagel auf den Kopf getroffen: Von nun an war die Kunst wie alles andere in Deutschland der Befehlsgewalt von Uniformträgern ausgeliefert, die mit hochgerektem rechten Arm immerzu «Dienst» taten, sich mittels Trillerpfeifen artikulierte und alles ihrer eigenen Borniertheit «gleichzuschalten» trachteten. An die Stelle von freien Entfaltungsmöglichkeiten, Leistung, Geist, Talent und Genie traten nun ein immer brutaler werdender Terror, «Arier»nachweis, dumpfe Spiessmentalität, pseudo-nationaler Kitsch und ein byzantinistischer «Führer»kult.

Hass und Neid der Zukurzgekommenen und Gescheiterten auf die Hervorragenden und Erfolgreichen brachen sich Bahn. Ressentiments gegen alles von den Spiesser-Normen Abweichende, wie sie seit eh und je in Kleinbürgerseelen schlummerten, wurden nun wachgetrommelt und aufgepeitscht, erhielten auch endlich ein einigermaßen klares Ziel: die Juden...

Bislang hatten, zumal in der Metropole, nur gewisse Aussenseitergruppen des Judentums das Missfallen des Kleinbürgertums erregt, und sie waren nicht klar zu unterscheiden gewesen von den übrigen Angehörigen verhasster Gruppen – etwa den protzigen Parvenüs aus dem Heer der vorwiegend nicht jüdischen Flüchtlinge, die nach 1918 aus Ost- und Südosteuropa nach Deutschland gekommen waren, oder auch denjenigen Söhnen und Töchtern aus der alteingesessenen Oberschicht, die als Linksintellektuelle, durch Promiskuität, Vorliebe für Jazz, abstrakte Malerei oder sonstwie aus dem Rahmen fielen. Nun aber verkündete eine neue, vom Herrn Feldmarschall-Reichspräsidenten Paul von Hindenburg legitimierte hohe Obrigkeit,

es gebe einen grundsätzlichen Unterschied zwischen «Herren-» und «Untermenschen», zwischen edlen nordischen «Ariern» und «artfremdem» Gesindel vorderasiatischen Ursprungs, das sich Juden nannte, sofern es sich nicht durch allerlei Tricks, zum Beispiel die Taufe, getarnt hatte.

Hitler sei Dank, die allermeisten deutschen Spiesser konnten sich nun zu den Edlen zählen, und dafür nahmen sie, wenn auch mit unterschiedlichen Gefühlen, in Kauf, dass die Regierung ein paar Familien, die ihnen mehr oder weniger gut bekannt waren und an denen sie bislang kaum etwas auszusetzen hatten, zu Parias machte; dass ihr stets hilfsbereiter und tüchtiger Hausarzt keine Praxis mehr ausüben durfte; dass der schwerkriegsverletzte, strammnationale Herr Oberstudienrat aus dem ersten Stock sich das Leben nahm...

Sie fanden es nur etwas verwirrend, dass so vieles Jüdische – etwa Mendelssohn-Bartholdys Lieder oder Heines Loreley oder auch Charly Chaplin, der halbjüdische Clown Grock oder der populäre Heldendarsteller Conrad Veidt, ja selbst ihre Lieblingsoperette «Im Weissen Rössl» – nun geächtet war, während so vieles, das ihnen hassenswert erschien, sich als «rein arisch» entpuppte.

Doch Dr. Goebbels verstand es, das Dilemma zu beseitigen: Da schon alle Juden «artfremd» waren, obwohl man sie häufig gar nicht so empfand, musste das «Artfremde» natürlich erst recht jüdisch sein. Die schon von Hitler behauptete Identität von Judentum und Marxismus bildete die Grundlage und das Vorbild für alle weiteren Gleichungen: Juden wirkten «zersetzend», Jazz ebenfalls, also war Jazz etwas Jüdisches; Juden spekulierten, die Quantentheorie war für «Arier» zu spekulativ, also waren ihre nichtjüdischen Vertreter «Geistesjuden»; die Juden wollten die Deutschen «entarten» lassen, moderne Malerei war «entartete Kunst», also jüdisches Machwerk; Wucher, Mädchenschändung, Pornografie, aber auch Schleuderpreise, Homosexualität und Freikörperkultur waren samt und sonders jüdische Mittel zum Zweck, die deutschen «Arier» zu unterjochen und auszu-beuten, also waren alle «Deutschblütigen», die sich auf solche und andere Weise «artfremd» betätigten, «weisse Juden», und diejenigen Angehörigen der Hocharistokratie, die trotz zweiunddreissig «arischer» Ahnen nicht SS-Führer wurden, waren – so Heinrich Himmler – «nicht viel besser als die Juden»; sie sollten nach dem Endsieg von Goebbels als Spione oder Sittlich-

keitsverbrecher angeprangert und im Berliner Lustgarten öffentlich gehängt werden*...

Man war, wie die Beispiele zeigen, nicht eben wählerisch in den Mitteln, alles für jüdisch zu erklären, was hassenswert oder auch nur missliebig war. Und erst recht nicht gerade penibel ging man bei der Definition des «den Gegensatz zum Arier bildenden Juden» vor: Während man gleichzeitig predigte, die Konfession sei gleichgültig, die «Rasse» allein entscheide, genügte zum «Arier» nachweis die Taufbescheinigung aller vier Grosselternanteile. Umgekehrt wurde von der mosaischen Konfession eines Ahnen, auch wenn dieser, sogar bloss vorübergehend, zum Judentum übergetreten war, «ohne weiteres»³ die «nichtarische» Abstammung der Nachkommen abgeleitet – pait allen misslichen, oftmals tödlichen Folgen und ohne dass ein Gegenbeweis auch nur zulässig gewesen wäre...! (Elizabeth Taylor, Marilyn Monroe, Norma Shearer oder auch die Schwedin May Britt, um nur vier weltbekannte Schauspielerinnen zu nennen, die zum mosaischen Glauben übertraten, hätten also im «Dritten Reich» als «Nichtarierinnen», ihre Nachkommen «ohne weiteres» als Juden oder Mischlinge gegolten, obwohl eine «rassische» Begründung dafür nicht zu erbringen wäre...)

Umgekehrt scheute man nicht davor zurück, Persönlichkeiten, die den «Gleichungen» zufolge eigentlich Juden hätten sein müssen, es aber nicht waren, einfach dazu zu erklären, und mitunter unternahm man auch ungemein törichte Versuche, sich «Beweise» für solche Behauptungen zu beschaffen. Hitlers «Hoffotograf» Heinrich Hoffmann wusste nach dem Kriege zu berichten, dass der «Führer» ihn mit Aussenminister Joachim von Ribbentrop zur Unterzeichnung des deutsch-sowjetischen Bündnisvertrages nach Moskau reisen liess, damit er dort aus nächster Nähe eine Grosseaufnahme von Stalins Ohrläppchen mache! Hitler wollte so erfahren, ob sie nicht vielleicht doch angewachsen und «damit jüdisch» wären...

Wenn es über das rein Propagandistische hinaus irgendeinen Sinn in diesem staatlich dekretierten Judenhass gab, der zugleich alles andere traf, was – im Guten wie im Bösen – von der spiessbürgerlichen Norm abwich, so war

³ «Die Fürsten sollten zu Fuss die Strasse Unter den Linden langgeführt werden. Dabei würde die Arbeitsfront die Menschenmassen stellen, die am Wege stehen, die Fürsten bespucken und so die Volkswut zum Ausdruck bringen...» So notierte sich Himmlers Leibarzt und Masseur Felix Kersten über eine Unterhaltung mit dem «Reichsführer SS».

⁴ Vgl. den Auszug aus dem Kommentar zu den sog. «Blutschutz»gesetzen von Stuckart und Globke im Dokumentenanhang.

es vor allem der Wunsch nach «Gleichschaltung» nicht allein im Administrativen, sondern auch in allen geistigen, künstlerischen und sonstigen kulturellen Bereichen. Die braven jüdischen Bürger, erst recht die Masse der Kleinbürger und Proletarier mosaischen Glaubens oder bloss «nichtarischer» Herkunft, hätten Hitler und seinen Kumpanen völlig gleichgültig sein können und waren es ihnen im Grunde wohl auch. Diese Menschen wurden nur ein Opfer des mit totalitären Mitteln vollstreckten Pauschalurteils, das sich eigentlich gegen andere, Juden wie Nichtjuden, richtete.

Umgekehrt hätte Professor Albert Einstein, auch wenn er zufällig nicht Jude gewesen wäre, geächtet und – vom Standpunkt der Nationalsozialisten aus – «unschädlich» gemacht werden müssen, und mit ihm einige Tausend weitere Gelehrte, Künstler, Publizisten oder auch Pädagogen. Denn um den Antisemitismus so attraktiv wie möglich zu machen, musste er sich gegen jeden freien und fortschrittlichen Geist, gegen nahezu alles Geniale, Überragende, das Misstrauen und vor allem den Neid des Spiessers Erregende wenden.

Bleibt die Frage, wie es kam, dass es unter den deutschen Juden (und unter denen, die mit Hilfe der «Arier»paragrafen dazu gemacht wurden) so erstaunlich viele, auf den verschiedensten Gebieten hervorragende Persönlichkeiten gab – weit mehr, als ihrem Bevölkerungsanteil entsprochen hätte.

Viertes Kapitel

Auf Wiedersehen, Herr Professor...!

Bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts gab es zahlreiche deutsche Städte und Zwergstaaten, die sich von jeweils Andersgläubigen freizuhalten trachteten. Das betraf keineswegs allein die Juden, sondern auch Christen eines anderen als des gerade ortsüblichen Bekenntnisses.

So durften beispielsweise in der Altstadt von Hannover seit der zwinglianischen Reformation im Jahre 1533 bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts nur Lutheraner leben; Hugenotten, Katholiken, Juden und andere nicht «Rechtgläubige» wurden nur ausserhalb der Altstadt geduldet und hatten weder Zunft- noch volles Bürgerrecht, weder Ratsfähigkeit noch die Erlaubnis, den Stadtkern ausserhalb genau festgelegter Stunden zu betreten.

Im Erzbistum Salzburg, einem selbständigen Staat mit rund zweihunderttausend Einwohnern, der unter dem dominierenden Einfluss der Jesuiten stand, entschloss man sich im Herbst 1731 zur Ausweisung aller Protestanten, zu deren Gemeinden vornehmlich die unter harter Fron leidenden Bauern gehörten. Wer bis zum Reformationstag jenes Jahres dem Luthertum nicht abgeschworen und sich reuig zum römisch-katholischen Glauben bekehrt hatte, musste binnen acht Tagen das Land verlassen. Haus- und Grundbesitzern wurde, je nach dem Umfang ihrer aufzugebenden Immobilien, eine Frist bis zu drei Monaten gewährt. Wie gross die Anzahl der Vertriebenen war, lässt sich ahnen, wenn man weiss, dass allein das Königreich Preussen 15 508 Salzburger Vertriebene aufnahm, während die übrigen nach Schweden, Dänemark und Holland zogen. Bis zur Säkularisierung des Erzbistums im Jahre 1802 blieb das Aufenthaltsverbot für Nicht-Katholiken bestehen...

In der Kurpfalz – um ein letztes von vielen hundert möglichen Beispielen zu nennen – wurden nach der Reformation und bis zum Jahre 1576 die Anhänger Calvins in jeder Weise begünstigt, Katholiken und Lutheraner dagegen ihrer Bürgerrechte beraubt und zum Teil vertrieben. Danach setzte für kurze Zeit eine Unterdrückung und Vertreibung der Calvinisten ein. Unter zwei weiteren Kurfürsten wurde dann die reformierte Lehre wieder zur Staatsreligion erhoben, Andersgläubige des Landes verwiesen. Um 1700, nach dem Ryswyker Frieden, fiel der katholischen Minderheit die Herrschaft

zu, und es begann eine Verfolgung der Calvinisten wie der Anhänger Luthers. Wer nicht Katholik war, durfte kein Amt mehr bekleiden, musste in manchen Städten sein Haus räumen und in einem nahen Dorf Zuflucht nehmen...

In Berlin war man nach der Reformation schon bald sehr viel grosszügiger vorgegangen, weniger aus Tugend denn aus Not. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts hatte die kurbrandenburgische Metropole samt ihren Vororten immerhin rund vierzehntausend Einwohner gezählt; um die Jahrhundertmitte, nach dem Ende des Dreissigjährigen Krieges, waren es nur noch wenig mehr als die Hälfte. Die Vorstädte hatte man, auf Befehl des Kurfürsten und zur Verbesserung der Verteidigungsmöglichkeiten, niederlegen müssen, aber auch in der Stadt selbst standen von 874 Häusern nicht weniger als 147 leer. So hatte denn der Landesherr, den man später den «Grossen Kurfürsten» nannte, um den Niedergang seiner Hauptstadt aufzuhalten und die Wirtschaft wieder zu beleben, zahlreiche Fremde auch anderen als in Brandenburg «rechtmässigen» Glaubens herbeigeholt, vor allem französische Hugenotten, die in ihrer Heimat einer unerhört grausamen Verfolgung ausgesetzt waren. Die «Kolonie», wie man die Neubürger aus Frankreich in Berlin nannte, erhielt zum Ärger der Alteingesessenen zahlreiche Privilegien, beispielsweise langjährige Steuerfreiheit, eigene Gerichtsbarkeit, Erlaubnis zum Bau einer grossen Kirche, wo an jedem zweiten Sonntag ein reformierter Gottesdienst in französischer Sprache abgehalten werden durfte, und auch eigener Schulen.

Um 1700 zählte Berlin, das sich zu einer blühenden Stadt entwickelt hatte, bereits mehr als zwanzigtausend Einwohner, und davon waren rund achttausend, also mindestens jeder dritte, hugenottischer Herkunft. Doch auch bei den übrigen Berlinern handelte es sich überwiegend um Zugewanderte. Vor allem vertriebene Protestanten aus der Pfalz, der Schweiz und dem Salzburgerischen waren aufgenommen worden, ferner zahlreiche polnische Katholiken, auch Wenden aus der Lausitz und dem Spreewald, die in den Bürgerhäusern als Hausburschen, Mägde und Ammen dienten, und schliesslich noch eine weitere bedeutende Gruppe, die unsere besondere Aufmerksamkeit verdient: die Wiener.

Fünzig Familien waren 1671 durch den Wiener Agenten des Grossen Kurfürsten, Andreas Neumann, sorgfältig ausgewählt und zur Ansiedlung in Berlin empfohlen worden. Eine Generation später zählte diese Wiener Kolonie (samt den «Unvergleiteten», das heisst: mit keinem Schutzbrief verse-

henen Hinzugekommenen, darunter neben Dienstboten auch Hauslehrer, Geistliche, Ärzte und deren Angehörige) nahezu zweitausend Köpfe.

1705 zahlten «die Wiener», wie man sie immer noch nannte, genau 117'437 Taler Akzise, wogegen die übrige, alteingesessene Berliner Kaufmannschaft zusammen nur 43'865 Taler Steueraufkommen hatte. Trotzdem gestattete man diesen aus Wien Zugewanderten zwar Haus- und Grunderwerb, die Gründung neuer Industrien und manches andere, nicht aber, was man den Hugenotten gnädig bewilligt hatte: ein eigenes Gotteshaus. Der Grund war einfach: Die französischen Neubürger waren immerhin Christen, die Wiener hingegen nicht. Sie hatten um ihres jüdischen Glaubens willen Österreich verlassen müssen.

Wenn Berlin und darüber hinaus der ganze brandenburgisch-preussische Staat vor dem wirtschaftlichen Ruin bewahrt blieb, wie er nach dem Dreißigjährigen Krieg und dann wieder im 18. Jahrhundert, infolge der ungemein kostspieligen Feldzüge Friedrichs des Grossen, gedroht hatte, so war das in erster Linie den jüdischen und hugenottischen Bürgern zu verdanken, deren Elite für Berlin und Preussen eine ähnliche Rolle spielte wie die portugiesisch-spanischen Juden für die Entwicklung Hamburgs oder die polnisch-jüdischen Pelz- und später Buchhändler für Leipzig.

In Berlin bildeten die hugenottische Kolonie und die Nachkommen der 1671 aus Wieneingewanderten Juden die wirtschaftlich und kulturell tragende Schicht. Daneben spielten nur noch die meist adligen höheren Beamten und Offiziere eine Rolle, die zunächst eine von den Juden und anfangs auch von den Hugenotten streng geschiedene Kaste bildeten. Den Adligen unter den Mitgliedern der französischen Kolonie ebenso wie später den aristokratischen Refugies, die erst nach der Revolution von 1789 nach Berlin kamen, und auch manchen polnischen, schottischen und sonstigen Edelleuten, die in Preussen im Exil lebten, standen der Staatsdienst und der Offiziersberuf, somit auch der Eintritt in diese Kaste offen; den Juden blieb er aus religiösen Gründen noch ein halbes Jahrhundert lang verwehrt und wurde ihnen auch im Zuge der Emanzipation nur zögernd gestattet. Um so stärker konzentrierte sich das jüdische Bürgertum auf die freien Berufe, das Bankwesen, die Industrie und den Handel, pflegte daneben, da die Universitäten ihm noch verschlossen waren, im privaten Kreis die Künste und Wissenschaften.

Im Zuge der Aufklärung fielen nach und nach die gesellschaftlichen Schranken zwischen preussischem Adel und jüdischem Grossbürgertum, bald auch zwischen der meist schon getauften und sehr patriotisch gesinnten jüdischen Oberschicht und den sich nicht minder als Preussen fühlenden Hugenotten. Von den Salons der Rahei, der Henriette Herz und der Dorothea Schlegel geborenen Mendelssohn und ihrem nachhaltigen Einfluss auf die Literatur und Kunst des frühen 19. Jahrhunderts ist bereits die Rede gewesen, auch von den zahlreichen Heiraten wohlzogener und auch wohlhabender Jüdinnen mit Angehörigen des Adels. Hinzuzufügen wäre noch, dass es in Berlin und bald auch im übrigen Preussen schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts kaum noch ein Adelsgeschlecht gab, das sich nicht auf die eine oder andere Weise mit einer jüdischen Familie verwandtschaftlich verbunden hatte, das preussische Königshaus nicht ausgenommen.

So war beispielsweise ein Neffe König Friedrich Wilhelms III., der Admiral und Oberbefehlshaber der königlichen Marine, Prinz Adalbert von Preussen, eine eheliche Verbindung mit einer Bürgerlichen jüdischer Herkunft eingegangen. Die Dame seiner Wahl, Therese Elssler, eine Schwester der gefeierten Tänzerin Fanny Elssler, wurde zwar keine Prinzessin von Preussen, denn es war eine sogenannte morganatische Ehe, die nicht den strengen Hausgesetzen entsprach, aber immerhin wurde aus Therese Elssler durch königliches Dekret eine Baronin von Barnim, und ein Sohn des Prinzen und der jüdischen Baronin konnte als Adalbert Freiherr von Barnim in das feudale Offizierskorps der Gardedragoner eintreten.

König Friedrich Wilhelm III. erhob auch die Gemahlin «zur linken Hand» des Prinzen August von Preussen, die jüdische Bürgerliche Maria Arend, in den preussischen Adelsstand; sie und ihre sieben Kinder erhielten den Namen «von Prillwitz». Eine der Töchter, Elise von Prillwitz, heiratete dann den Grafen Harry von Arnim; ein Sohn, Ludwig, ehelichte die Gräfin Georgine von Moltke; deren Tochter Wanda vermählte sich mit Hans von der Marwitz, und auch die zahlreichen Kinder der jüngsten Tochter, Klara von Arnim geborenen von Prillwitz, verheirateten sich sämtlich mit Angehörigen bekannter preussischer Adelsfamilien.

Verbindungen zwischen adligen Christen und jüdischen Bürgerlichen beschränkten sich in Preussen aber – wie gesagt – keineswegs auf das Königshaus. So heiratete etwa der preussische Finanzminister und spätere Ober-

Präsident von Schlesien, Friedrich Graf von Bülow, im Jahre 1804 die jüdische Kaufmannstochter Jeanette Schmucker. Ihre Nachkommen verbanden sich mit Angehörigen der gräflichen Familien Königsmarck, Bassewitz, Wartensleben, von der Schulenburg, Schwerin und Hardenberg... Frederic Graf von Limburg-Stirum heiratete die 1808 in Berlin geborene jüdische Bürgerliche Johanna Ebers, eine Enkelin des Hofbankiers Veit Ephraim, Ältesten der Berliner Judenschaft und Erbauers des einst berühmten, nach ihm benannten Palais. Dieser Ehe entstammte Friedrich Graf Limburg-Stirum, der langjährige Führer der preussischen Konservativen. Weil er sich an die Spitze einer reaktionären Adelsfronde gegen die Politik Wilhelms II. gestellt hatte, meinte der Kaiser, ihn in einem wütenden Telegramm als «Judenbengel» bezeichnen zu müssen... Und als letztes von vielen hundert möglichen Beispielen seien einige der Kinder und Enkel erwähnt, die aus der Ehe des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen mit der jüdischen Kaufmannstochter Gertrude Falkenstein, nachmaliger Gräfin von Schaumburg und Fürstin von Hanau, hervorgingen. Die älteste Tochter, Prinzessin Auguste von Hanau, heiratete den Fürsten Ferdinand Maximilian zu Isenburg-Büdingen, erbliches Mitglied des preussischen Herrenhauses. Beider Sohn, Erbprinz Ferdinand, verehelichte sich mit Margita Gräfin von Doenhoff. Von den weiteren Kindern vermählten sich Prinzessin Alexandrine mit dem Prinzen Felix von Hohenlohe-Oehringen, ihre Schwester, Prinzessin Gerta, mit Wilhelm Prinz zu Sachsen-Weimar-Eisenach, eine andere Schwester, Prinzessin Marie, mit dem Prinzen Wilhelm von Hessen-Philippsthal, und Prinz (später: Fürst) Wilhelm von Hanau, das siebente von insgesamt elf Kindern, die der Kurfürst mit der jüdischen Kaufmannstochter hatte, nahm nacheinander eine Prinzessin von Schaumburg-Lippe und eine Gräfin von Lippe-Weissenfeld zur Frau...

Diese Beispiele zeigen, wie innig sich der preussische Adel und darüber hinaus fast die gesamte deutsche Hocharistokratie mit der deutsch-jüdischen Oberschicht verband – aber nicht nur mit dieser: Gräfin und erste Fürstin von Henckel-Donnersmarck wurde die aus Moskau gebürtige, weder dort noch an ihrer späteren Wirkungsstätte, Paris, zur Oberschicht zählende jüdische Flickschneiderstochter Blanche Lachmann. Doch als sie 1884 auf Schloss Neudeck gestorben war, erklärte der Witwer, Guido Fürst Henckel-Donnersmarck, erbliches Mitglied des preussischen Herrenhauses, Mitglied

des preussischen Staatsrates und einer der reichsten Männer Deutschlands, dass seine Familie ihren enormen Wohlstand vornehmlich der Klugheit, dem unternehmerischen Geschick und der stets fairen Handlungsweise seiner leider so früh dahingegangenen, innigst geliebten Blanche zu verdanken hätte...

Drängten die Juden in die Aristokratie? Oder gelüstete es den Adel nach der oft stattlichen Mitgift jüdischer Bürgerstöchter? Beides mag in Einzelfällen sicherlich vorgekommen sein. Man erzählte sich damals in Berlin viele Anekdoten, die das eine oder auch das andere zu beweisen schienen, etwa die von einer schon ältlichen, nicht sonderlich schönen, auch sehr scharfzüngigen Tochter eines steinreichen jüdischen Kaufmanns, die auf einem Ball von adligen Gardeoffizieren umschwärmt wurde. Einer, dem es gelungen war, mit der Umworbene zu tanzen, eröffnete nach den ersten Schritten die Konversation mit der Frage: «Haben Gnädigste noch Geschwister?» Worauf er die spitze Antwort erhielt: «Es geht leider in drei Teile, Baron!«

Wichtiger als diese Allianzen zwischen «Vons» und «Fonds», wie man sie witzelnd nannte und wie es sie auch zwischen geldbedürftigen Aristokraten und Töchtern reichgewordener Kleinbürger nicht jüdischer Herkunft häufig gab, war die unverkennbare Tatsache, dass die deutschen Juden in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wieder das wurden, was sie einst, vor Beginn der Kreuzzüge, an Rhein, Main und Donau, danach noch einige Jahrhunderte lang in Polen gewesen waren, nämlich ein wesentliches bürgerliches Element grosser deutscher Städte, vor allem von Berlin, Wien, Prag, Frankfurt am Main, Hamburg und Breslau, und in ihren staatsbürgerlich und geistig am weitesten emanzipierten Teilen, zusammen mit vielen christlichen Bürgern und aufgeschlossenen Adligen, die eigentliche kulturtragende Schicht.

Dieser Sprung aus dem tiefsten Mittelalter in die Moderne war ausserordentlich überraschend, auch für die Juden selbst. Viele konnten ihn einfach nicht begreifen, und dazu gehörten nicht nur zahlreiche Kleinbürger, einige bornierte Krautjunker und nicht zuletzt auch ein Grossteil des christlichen Klerus, sondern auch viele orthodoxe Rabbiner.

Aber war diese Metamorphose unansehnlicher, verachteter, oft brutal zertretener, wie Raupen zu kriechen gewohnter Wesen, die nun plötzlich gleich bunten Schmetterlingen ans Licht kamen, wirklich so verwunderlich?

Hatte nicht auch die Masse des deutschen Bürgertums gerade erst, nach der im Gefolge der grossen Französischen Revolution auch in Deutschland durchgeführten Befreiung von jahrhundertelanger Unterdrückung, eine ähnliche Wandlung durchgemacht? Waren bislang nicht auch christliche Gelehrte und Künstler «niederem Standes» von den Launen eines nicht immer gnädigen Herrn abhängig gewesen, dazu eingepfercht in Zunftordnungen, kleinlichste Reglementierung durch geistliche und weltliche Obrigkeiten und demütigende Beschränkungen ihres «Untertanenverstandes» auf das ihnen, angeblich nach Gottes Willen, allein Geziemende?

Betrachtet man die deutschen Juden einmal nicht als exotische Lebewesen, sondern schlicht als denjenigen Teil der Bürgerschaft des Reiches, der sich als einziger der Christianisierung erfolgreich widersetzt hatte und dafür einen enormen Blutzoll entrichten, viele Leiden und Vertreibungen auf sich nehmen und jahrhundertlang ein Paria-Existenz führen musste, so ist es nur logisch, dass sie nach der schliesslichen Beseitigung der Ursachen ihrer Unterdrückung durch die rasch um sich greifende Aufklärung sogleich die wunderbare Chance ergriffen, endlich wieder voll teilzunehmen am Leben der Nation, und zwar in einem ihnen so lange verkannten Fähigkeiten entsprechenden Umfang.

So gesehen war es weder ein Wunder noch – wie die Reaktionäre fanden – eine dreiste Anmassung, wenn die deutschen Bürger jüdischen Glaubens in nahezu allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens eine beträchtliche, nicht selten führende Rolle zu spielen begannen; sie hatten auch keineswegs einen überproportionalen Anteil an bestimmten akademischen, künstlerischen und anderen Berufen, sofern man ausnahmsweise einmal den immer noch so beliebten konfessionellen Proporz zu opfern bereit ist und bei der Berechnung der Prozentsätze nicht von der Gesamtbevölkerung ausgeht, sondern eben nur von jener intelligenten, jahrhundertlang an der freien Entfaltung ihrer Fähigkeiten gehinderten bürgerlichen Oberschicht, deren wesentlicher Bestandteil die jüdischen Deutschen einst gewesen waren und nach dem Wegfall der schwersten Hindernisse auch wieder sein wollten.

Begreiflicherweise schlugen sie dabei – wie wir noch sehen werden – meist diejenigen Wege ein, die ihnen die besten Chancen zu bieten und die geringsten Schwierigkeiten zu machen schienen; aber sie gingen auch ohne Zögern, genau wie die anderen befreiten Bürger, jene Risiken ein, die ihnen

ihr staatsbürgerliches Verantwortungsgefühl auf sich zu nehmen befahl. Das gilt sowohl für die freiwillige Meldung zu den Fahnen bei Beginn der Befreiungskriege, wovon an anderer Stelle noch die Rede sein wird, als auch für die Beteiligung an der bürgerlichen Revolution von 1848/49, die sich der Wiederherstellung der alten Verhältnisse durch die Reaktion und dem Abbau der bürgerlichen Freiheiten entgegenzustellen versuchte.

Mindestens zwanzig der insgesamt 230 Bürger Berlins, die bei dem Märzaufruch des Jahres 1848 ihr Leben lassen mussten für Recht und Freiheit, waren Juden. Alle 230 wurden öffentlich aufgebahrt; der König – «bleich stand er und bekloffen», wie es in dem Lied von Ferdinand Freiligrath heisst, das diese Szene beschreibt – wurde von der Bevölkerung gezwungen, den Toten seine Reverenz zu erweisen, und dann wurden alle in einem gemeinsamen Grab bestattet, was auch als Symbol dafür gemeint war, dass es keinen Unterschied mehr geben sollte zwischen Bürgern verschiedenen Bekenntnisses.

Auch im wichtigsten überstaatlichen Parlament der bürgerlichen Revolutionen von 1848/49, der deutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche, waren zahlreiche Abgeordnete jüdischer Herkunft. Der in der Zeit der Weimarer Republik wirkende Historiker Johannes Hohlfeld hat zwar behauptet, in der Paulskirche wäre nur ein einziger Jude, Eduard Simson, gewesen und dieser hätte den einem so bedeutenden Manne zukommenden Präsidentensitz unangefochten behauptet; dagegen hätten in der Weimarer Nationalversammlung von 1919 mehr als ein Dutzend Juden Abgeordnetenplätze eingenommen – ein Zeichen dafür, wie sehr sich das jüdische Element damals vorgedrängt habe...

Aber tatsächlich waren die jüdischen Bürger Deutschlands- in der Frankfurter Paulskirche mit *fünfzehn* Abgeordneten weit stärker vertreten als in späteren Parlamenten, und sie stellten dort zunächst die beiden Vizepräsidenten. Nachdem Heinrich von Gagern, der Präsident, mit der Bildung eines Reichsministeriums beauftragt worden war, übernahm der eine, Eduard von Simson, das Präsidium der deutschen Nationalversammlung; der andere, Gabriel Riesser, blieb Vizepräsident. Von den übrigen dreizehn jüdischen oder als Juden geborenen, zum Christentum übergetretenen Abgeordneten gehörten die meisten, wie auch Simson und Riesser, zur gemässigt-liberalen Mitte. Einige wie Wilhelm Stahl und der Hamburger Johann Gustav Wilhelm Moritz Heckscher waren dem äussersten rechten Flügel zuzuzählen, ebenso

Johann Hermann Detmold, Sohn eines Hofarztes und selbst als Rechtsanwalt in Hannover tätig.

Zur äussersten Linken des Paulskirchen-Parlaments gehörte der Königsberger Arzt Johann Jacoby, dessen berühmte Schrift, «Vier Fragen, gestellt von einem Ostpreussen^ 1841 gleich nach Erscheinen beschlagnahmt worden war. Jacoby selbst hatte ein Gerichtsverfahren «wegen Erregung von Missvergnügen, frechen Tadels, Verspottung der Landesgesetze, Majestätsbeleidigung und Hochverrats» über sich ergehen lassen müssen. Erst das Kammergericht in Berlin sprach ihn schliesslich frei. Als Mitglied der Paulskirchen-Deputation, die anzuhören König Friedrich Wilhelm IV. sich weigerte, rief Johann Jacoby dem Monarchen jenes bekannte Wort zu, das in den deutschen Zitatenschatz eingegangen ist: «Das eben ist das Unglück der Könige, dass sie die Wahrheit nicht hören wollen!»

Mehr als zwanzig Jahre später, während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71, wurde Jacoby, der sich damals noch nicht der Sozialdemokratie angeschlossen hatte, aber in seiner ostpreussischen Heimat bereits die Liebe auch des einfachen Volkes genoss, von einem übereifrigen Militär in Schutzhaft genommen, weil er sich gegen jede Annexion französischen Gebiets ausgesprochen hatte. Von einer Festung bei Lötzen aus schrieb der Gefangene an Bismarck, und – O Wunder! – der Brief erreichte den Kanzler, ja dieser fand sogar die Zeit, trotz des Krieges gegen eine Grossmacht und der unmittelbar bevorstehenden Reichsgründung, Jacoby persönlich und sehr höflich zu antworten. Kurz darauf wurde der Schutzhäftling, der erklärte, die Reichspolitik weiter energisch bekämpfen zu wollen, aus dem Gefängnis entlassen...

Indessen war Johann Jacoby, was seine freiheitliche, radikalrepublikanische Haltung betraf, unter den jüdischen Abgeordneten der ersten deutschen Nationalversammlung eine Ausnahme. «Als wir alle noch in politischer Finsternis lebten», schrieb der fortschrittliche Abgeordnete Franz Ziegler seinen Berliner Wählern, «trat Johann Jacoby aus dem Dunklen hervor, fertig, klar, glänzend, kühn und ward der Schöpfer des politischen Lebens in Preussen... !»

Typisch für die Haltung der Juden unter den Abgeordneten des Paulskirchen-Parlaments war aber weit eher Moritz Veit, Spross einer grossbürgerlichen Berliner Familie, die unter den ersten Wienern gewesen war, die der Grosse Kurfürst aufgenommen hatte. Veit war Verleger von Beruf, und das

von ihm gegründete Verlagshaus, zu dessen Autoren neben Goethe auch der französische Refugie (und preussische Patriot) Adalbert von Chamisso gehörte, ist später in dem – noch heute bestehenden – Verlag Walter de Gruyter aufgegangen. Von Veit stammte das Wort, dass er als Jude niemals bei seinen christlichen Mitbürgern, «aber immer wieder bei den Fürsten und ihren Dienern» auf Hemmnisse gestossen sei.

«Es war daher nur zu verständlich», so bemerkt hierzu Ernest Hamburger in seinem Werk «Juden im öffentlichen Leben Deutschlands»[^] «dass die Juden ihr Interesse in der Bekämpfung des fürstlichen Absolutismus und in der Entfaltung und Verwirklichung der liberalen Staatsauffassung sahen. Da sie Rechte zu erstreiten hatten, die wenigstens teilweise den übrigen Bürgern schon gewährt waren, war ihr Kampfwille eindeutiger und stärker. Sie traten für die Anerkennung der Menschen- und Bürgerrechte ein. Sie erwarteten von der Ausdehnung der Sphäre der persönlichen Freiheit und von der Sicherung der Press- und Versammlungsfreiheit eine politisch-erzieherische Wirkung. Die Verteidigung der Gleichheit vor dem Gesetz war für sie lebenswichtig. Sie suchten die Bedeutung der parlamentarischen Einrichtungen gegenüber der Exekutive zu steigern; sie sahen in ihnen eine Stütze oder die Möglichkeit einer Stütze gegen obrigkeitliche Willkür.»

Andererseits waren die deutschen Juden, nicht zuletzt wegen ihrer Zugehörigkeit zum Bürgertum, in ihrer Mehrzahl allen radikalen Tendenzen abhold, als Liberale nicht für die Abschaffung der Monarchie, sondern nur für die Stärkung des Parlaments, deutsche Patrioten zudem und national, nicht international gesinnt.

«Die Juden», heisst es hierzu bei Ernest Hamburger, «waren nicht am einzelstaatlichen Partikularismus interessiert. Mochte dieser für viele deutsche Bürger der Ausdruck traditioneller Anhänglichkeit sein und als Schutzwall mannigfacher materieller Interessen erscheinen, den Juden hatte er viele Enttäuschungen gebracht... Sie standen daher in ihrer überwiegenden Mehrheit im Lager der Freunde der Einigung des Reichs. Sie fanden auch dadurch den Anschluss an den deutschen Liberalismus. Da dieser die kleindeutsche Lösung propagierte, konnten die Juden Preussens ihre liberale Einstellung mit der Anhänglichkeit an die Hohenzollern-Monarchie vereinbaren, in deren Schutz sie sich geborgener fühlten als in manchen anderen deutschen Staaten... »

Als sich 1861 der linke Flügel der Liberalen als Deutsche Fortschrittspartei konstituierte, einen deutschen Bundesstaat unter Führung der Hohenzollern forderte und ein gemässigt-liberales, antirevolutionäres Programm aufstellte, bekannten sich die weitaus meisten Juden Preussens und auch der anderen deutschen Staaten zu diesen Zielen, unterstützten die «Fortschrittler», wie sie kurz genannt wurden, mit ihren Wahlstimmen und stellten auch eine stattliche Reihe von Abgeordneten in den Fraktionen dieser Partei.

Wie schon in der Nationalversammlung, so waren auch unter diesen jüdischen Abgeordneten die Angehörigen freier Berufe – Ärzte, Rechtsanwälte, Schriftsteller und Journalisten – in der überwältigenden Mehrzahl; die übrigen waren meist Fabrikanten, Bankiers oder auch einfach reiche Leute, die von ihrem ererbten Vermögen lebten und sich als Privatgelehrte betätigten.

Als typisches Beispiel für die letzte Kategorie mag Wilhelm Beer dienen, ein Bruder des Dramatikers Michael Beer und des Komponisten Giacomo Meyerbeer. Er führte zwar nach dem Tode des Vaters, des als «Krösus von Berlin», auch wegen seiner zahlreichen Stiftungen für wohltätige Zwecke und seines Mäzenatentums für die Künstler und Schriftsteller der Stadt berühmten Bankiers Jakob Herz Beer, die Familienunternehmen fort, nämlich das Bankhaus sowie einige Manufakturen, beschäftigte sich aber vorwiegend mit Astronomie, speziell mit der Erforschung des Mondes, und galt als einer der bedeutendsten Wissenschaftler seines Fachgebiets. Von 1846 an gehörte Wilhelm Herz der preussischen Ersten Kammer an, dem späteren Herrenhaus, wo er gelegentlich, trotz sonst fortschrittlicher Haltung, für stockreaktionäre Anträge stimmte, etwa den des konservativen Abgeordneten jüdischer Herkunft Friedrich Julius Stahl, bei allen staatlichen Schulen und ähnlichen Einrichtungen die christliche Religion zur Grundlage des Unterrichts zu machen.

Neben Beer und Stahl sassen in der preussischen Ersten Kammer noch zwei Männer jüdischer Abstammung, beide Bankiers und Rittergutsbesitzer, nämlich Siegfried Guradze und Martin Magnus. Und gerade am Beispiel der Familie Magnus (ursprünglich Meyer), die seit langem in Berlin ansässig war, lässt sich recht eindrucksvoll zeigen, was die Antisemiten meinten, wenn sie von einem «Vordrängeln» der Juden, zumal in den Wissenschaften und Künsten, insbesondere aber von einer «Überfremdung» der deutschen Universitäten sprachen. Zugleich wird dabei deutlich werden, dass diese juden-

Feindliche Meinung von einer sonderbaren, objektiver Beurteilung nicht standhaltenden Prämisse ausging, die weiter nichts war als ein kleinbürgerliches (oder auch kraut junkerliches) Vorurteil.

Der Sohn des jüdischen Bankiers, Rittergutsbesitzers und Abgeordneten der preussischen Ersten Kammer Friedrich Martin Magnus war Anton Freiherr von Magnus, geboren 1821 in Berlin. Nachdem er sich hatte taufen lassen, konnte er nach vollendetem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in den preussischen Auswärtigen Dienst eintreten, wurde 1853 auf Vorschlag Bismarcks geadelt und vertrat Preussen, dann das Reich, nacheinander im Haag, in St. Petersburg, Mexiko, Wien und zuletzt in Kopenhagen...

Sein Onkel Eduard Magnus, geboren 1799 zu Berlin, war einer der beliebtesten und auch bedeutendsten Maler des Berliner Biedermeier. In einer langen Reihe handwerklich solider Arbeiten hat er die Berühmtheiten seiner Vaterstadt und zahlreiche Besucher Berlins porträtiert: Felix Mendelssohn-Bartholdy ebenso wie den alten Marschall Friedrich («Papa») Wrangel, die Bildhauer Bertel Torwaldsen und Christian Daniel Rauch oder den jungen Adolf Menzel, ausserdem natürlich alle preussischen Herrscher seiner Epoche. 1837 wurde er Mitglied der preussischen Akademie der Künste, 1844 ordentlicher Professor...

Ein jüngerer Bruder dieses berühmten Malers war der Chemiker und Physiker Heinrich Gustav Magnus, geboren 1802 in Berlin. Nach längerem Studium in seiner Vaterstadt sowie in Stockholm und Paris habilitierte er sich 1831 als Privatdozent für Technologie und Physik an der Berliner Universität, wurde dort 1834 Extraordinarius und 1845 ordentlicher Professor. «In einer Zeit, wo Berlin dem studierenden Chemiker ganz unzureichende Mittel für die praktische Ausbildung darbot», so rühmte der grosse Naturforscher Hermann von Helmholtz dem 1870 verstorbenen Kollegen Magnus in einer Gedächtnisrede nach, «öffnete er sein Privatlaboratorium begabten Schülern und förderte sie in uneigennützigster Weise.» Als seine bedeutendste wissenschaftliche Leistung auf dem Gebiet der Physik gilt die Entdeckung und Erklärung des nach ihm benannten Magnuseffektes, der auf dem Auftreten ablenkender Kräfte bei frei rotierenden, in der Luft fortbewegten Körpern beruht, beispielsweise bei Granaten, die das Geschützrohr mit «Drall» verlassen. Indessen ist Gustav Magnus auch auf dem Gebiet der

Physiologie hervorgetreten. Ihm verdankt diese Wissenschaft die bedeutende Entdeckung, dass alle Gewebe «atmen», das heisst: Sauerstoff aufnehmen und Kohlensäure abgeben...

Ebenfalls als Physiologe, aber auch als Pharmakologe und Zoologe ist ein weiteres Mitglied dieser Berliner jüdischen Familie zu hohem wissenschaftlichem Ansehen gelangt, nämlich Rudolf Magnus, geboren 1873, der die Stell- und Haltereфлекse der Wirbeltiere sowie deren Abhängigkeit von der Funktion des Ohrlabyrinths und des Kleinhirns entdeckte, also jene Tatsachen, die die Gleichgewichtserhaltung der höheren Tiere erklären. Er war zuletzt Ordinarius für Physiologie an der Universität Utrecht...

Ausserordentlicher Professor der Botanik an der Berliner Universität war Geheimrat Paul Wilhelm Magnus. Er hat sich speziell als Algenforscher einen Namen gemacht und auch an zahlreichen wissenschaftlichen Expeditionen teilgenommen...

Es liessen sich noch sieben weitere Universitätsprofessoren nennen, die dieser einen Berliner jüdischen Familie Magnus entstammen, ferner der bekannte Übersetzer, besonders für skandinavische Sprachen, Erwin Magnus; der Physiologe, Internist und langjährige Chefarzt des Krankenhauses am Berliner Friedrichshain, Adolf Magnus-Levy, der wichtige Beiträge zur Erforschung der Physiologie des Stoffwechsels, insbesondere des Verhältnisses von Säuren und Basen im menschlichen Organismus, geleistet hat; der Rundfunkpionier Kurt Magnus, der zusammen mit Hans Bredow den deutschen Hörfunk aufgebaut, die «Funkstunde» und die Reichsrundfunkgesellschaft mitgegründet und bis 1933 geleitet hat; der Bankier Dr. Ernst Magnus, der zweiundzwanzig Jahre lang, erst Vorstandsmitglied, dann Aufsichtsratsvorsitzender der Nationalbank für Deutschland war, als einer der besten Kenner des deutschen Eisenbahnwesens galt und als Sammler seltener Bücher, Kunstmäzen und liebenswürdiger Gastgeber europäischen Ruf genoss; sein Vater, langjähriger Vorsteher der Berliner jüdischen Gemeinde, zählte zu dem Kreis von Schöngestern, die Kaiser Friedrich, der Vater Wilhelms II., um sich gesammelt hatte, und schliesslich muss noch der Justizrat Julius Magnus genannt werden, der bis 1933 die angesehene «Juristische Wochenschrift des Deutschen Anwalt Vereins» geleitet hat, mit zahlreichen vielzitierten Kommentaren sowie mit wichtigen Arbeiten auf dem Gebiet des gewerblichen Rechtsschutzes und des internationalen Rechts hervorge-

treten ist und den Vorständen einer Reihe von juristischen Spitzengremien angehörte...

Die Familie Magnus, die während eines Jahrhunderts so viele bedeutende Künstler, Gelehrte und Spezialisten des einen oder anderen Fachs gestellt hat, war indessen nur eine von mehreren Dutzend auf ganz ähnliche Weise hervorgetretenen Familien, die allein die alteingesessene jüdische Oberschicht Berlins aufzuweisen hatte – vom übrigen Preussen und den anderen Ländern des Bismarck-Reiches, erst recht von Wien, Prag oder auch Budapest ganz zu schweigen. Die Familien Benda, Bendemann (die ursprünglich Bendix geheissen hatten), Veit, Beer, Borchart, Bleichröder, Hitzig oder Mendelssohn, um nur ein paar Namen zu nennen, könnten gleichfalls höchst eindrucksvolle Bestätigungen dafür erbringen, dass sich die Juden nicht bloss «vordrängten», sondern schon eine Vielzahl von Spitzenpositionen, vor allem in Wissenschaft, Kunst, Literatur und Wirtschaft, sozusagen in Erbpacht genommen hatten.

Genau dies lässt sich aber auch – noch immer speziell auf Berlin bezogen – von mindestens zwei anderen Gruppen behaupten, die erst zwischen dem späten 17. und dem frühen 19. Jahrhundert als zunächst Fremde in die preussische Hauptstadt gekommen waren und dann dort, gemeinsam mit den Juden, die kulturell tragende Schicht der erst von ihnen in diesen Rang erhobenen Metropole bildeten: von den Flüchtlingen aus Frankreich, den Hugenotten wie den Refugies von 1789 und von den preussischen, zum Teil auch schwedischen, polnischen oder schottischen Adligen, die in Berlin insofern verbürgerlicht, als sie sich von ihren traditionellen Berufen ab- und den Künsten und Wissenschaften, der Literatur oder auch dem Handel, dem Bankwesen und anderen Zweigen der Wirtschaft zuwandten.

Ihr «Vordrängen» auf allen Gebieten, die sich mit der beginnenden Industrialisierung und Demokratisierung dem emanzipierten, nach Gelehrsamkeit, Entfaltung seiner Talente, politischem Einfluss oder auch einfach nach Reichtum strebenden Bürgertum erschlossen, hat indessen niemanden, auch nicht den borniertesten Spiesser, zu wüstem Geschimpf auf «Welsche» oder «Junker» veranlasst, nicht einmal zu der Behauptung, sie hätten allzu viele Lehrstühle, Chefarztstellen, Akademiemitgliedschaften oder Aufsichtsratsvorsitze für sich beansprucht.

Dies muss um so seltsamer erscheinen, als sich in Berlin der zum kultivierten Bürgertum gestossene Teil des Adels mit den «besseren Kreisen»

der französischen «Kolonie» und des Judentums nicht nur äusserlich zu einer neuen kulturtragenden Oberschicht vereinigt, sondern auch durch unzählige kreuz und quer geschlossene Ehen auf das innigste verbunden hatte.

Allein unter den Nachkommen Moses Mendelssohns und ihren Ehepartnern finden sich die Träger von mehr als vierzig Adelsnamen – die von geadelten jüdischen Familien, zum Beispiel «von Simson», gar nicht mitgezählt –, darunter von Arnims, von Schwerins, von Winterfelds, von Bonins, von Räumers, von Richthofens und Kleists (die ihren Adel abgelegt hatten), ausserdem die Namen von rund einem Dutzend französischer, vorwiegend hugenottischer, Geschlechter wie Dirichlet, du Bois Reymond, von Chaulin-Egersberg, Jeanrenaud, von Lassaulx, (von) Longard, Souchay, Thevoz, Cauer und Biarnez.

Natürlich haben sich die Nachfahren Moses Mendelssohns ebenso mit den meisten der alteingesessenen «besseren» jüdischen Familien Berlins verbunden – mit den Veits, den Riess', den Hitzigs, den Friedländers oder Bendemanns –, aber auch mit Familien wie den Laupichlers, die von vertriebenen Salzburger Protestanten abstammten – kurz, die Mischung entsprach ziemlich genau derjenigen der Berliner Oberschicht, auch darin, dass kräftige Einschüsse aus der Provinz, zumal aus dem jüdischen wie christlichen Bürgertum von Breslau und Königsberg, zu verzeichnen waren.

Auch hinsichtlich ihrer Berufe entsprachen die Nachfahren Moses Mendelssohns und deren Ehepartner exakt dem Gesamtbild der bürgerlichen Oberschicht. Wir finden unter ihnen eine Reihe von bedeutenden Bankiers und Industriellen, einige hohe Beamte und Richter, ein Dutzend Berufsoffiziere und ebenso viele Rittergutsbesitzer, einige hervorragende Techniker, etliche Verlagsbuchhändler, namhafte Pädagogen, mehrere in der Sozialarbeit aktive Frauen, darunter drei Ordensschwestern, zahlreiche bekannte Schriftsteller, Musiker, Schauspieler und andere Künstler, viele Ärzte, mehrere Anwälte und insgesamt einunddreissig Universitätsprofessoren der verschiedensten Fachgebiete, unter ihnen mindestens sechs, die man als Gelehrte von Weltruf bezeichnen kann...

Welche Schlussfolgerungen erlaubt dieses Beispiel? Doch wohl nur eine: Dass nämlich die von den Antisemiten behauptete und gerügte «Vordrängerei der Juden und ihres Anhangs», zumal an die Lehrstühle der deutschen

Universitäten, zwar durchaus den Tatsachen entsprach – obwohl die Anzahl der Ordinarien rein jüdischer Herkunft oder gar mosaischer Konfession nicht ganz so hoch wie oft behauptet und schon vor 1933 im Rückgang war dass aber diese «Vordrängelei» nichts anderes war als die Wahrung legitimer Ansprüche endlich Gleichberechtigter, die sich nun um keine Spur anders, allenfalls aus' bitterer Erfahrung heraus ein wenig zurückhaltender und vorsichtiger verhielten als die übrigen Angehörigen ihrer Gesellschaftsschicht. Nur wenn man die Auffassung vertritt, dass die mit Bildungsprivilegien ausgestattete Bourgeoisie des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in ihrer Gänze allzu ehrgeizig gewesen sei und vor allem den besonderes Prestige verschaffenden Beruf eines Hochschullehrers allzu gierig angestrebt hätte, dann kann man die Bourgeoisie jüdischer Herkunft dafür tadeln, dabei nicht zurückgestanden zu haben.

Es liesse sich nun der Einwand machen, dass sich die Juden, allen Gegenbeweisen zum Trotz, dennoch schon deshalb unklug verhalten und «vorgedrängelt» hätten, weil sie, wenn sie schon keine «Fremden» gewesen, so doch vom Volk als solche angesehen worden seien.

Ist dieser Einwand berechtigt ?

Die Antwort lautet ja und nein, wobei sich dieser Widerspruch aus der unzulässigen Verallgemeinerung ergibt, die dem Einwand zugrunde liegt. Diejenigen deutschen Bürger jüdischer Herkunft, die im 19. Jahrhundert in Universitätslaufbahnen drängten, konnten gar nicht als fremd empfunden werden, weil sie sich in aller Regel von Bürgern nicht jüdischer Herkunft in keinerlei Hinsicht unterschieden. Der typische «jüdische» Professor dieser Epoche stammte aus gutbürgerlichem Hause, war getauft, hatte häufig den alten Namen seiner Familie gegen einen anderen, der keine Erinnerung an jüdische Herkunft wachrief, vertauscht und befeissigte sich einer mindestens ebenso patriotischen Gesinnung, korrekten Kleidung, gepflegten Sprache, strengen «Moral» und exakten Wahrung akademischer Umgangsformen wie seine «arischen» Kollegen, ob sie nun aus ukermärkischem Adel, mecklenburgischem Pfarrhaus, rheinisch-katholischer Bourgeoisie oder französischem Hugenottengeschlecht stammten.

Dieser total assimilierte typische Professor (oder auch Arzt, Fabrikant, Rittergutsbesitzer, Ingenieur und so weiter) jüdischdeutscher Herkunft sah auch – allen Legenden zum Trotz – keine Spur anders aus als seine «ari-

schen» Kollegen. Hätte es irgendein äusseres Merkmal gegeben, so wären die NS-»Rasse«forscher sehr froh darüber gewesen und hätten sich eiligst solcher Unterscheidungsmöglichkeiten bedient. Stattdessen mussten auch sie auf die Konfession der Eltern und Grosseltern als einzige, wenn auch absurde Definition der «Rasse» zurückgreifen.

Umgekehrt erlebten sie oftmals peinliche Überraschungen, wenn sie aus einem grösseren Personenkreis nach äusseren Merkmalen nordisch-germanische Prototypen auszuwählen versuchten, etwa besonders schmalschädliche, hellblonde, blauäugige, geradnasige Recken, die kühn wirkten, auch «grenzenlos ehrlich» – wie Adolf Hitler in «Mein Kampf» den Arier charakterisiert hatte – sowie das weibliche Pendant zu diesem maskulinen Rasseideal: eine holde Maid mit goldblonden Zöpfen, gläubigem Blick aus hellblauen Augen und einem nicht sinnlich, sondern mütterlich wirkenden Mund...

Als im Herbst 1933 im Reichspropagandaministerium aus einem Haufen von Fotografien nordisch-germanisch aussehender Jungmänner und Maiden je ein Ideal herausgesucht und beide – wenn auch nur für ein Plakat – zu einem Paar vereint werden sollten, da fiel die Wahl auf ein als technische Hilfskraft für das Ministerium arbeitendes junges Mädchen, das zwar nicht Kriemhilde, sondern Maria, mit Nachnamen aber wie einer der prominentesten Männer der nationalsozialistischen Bewegung hiess (wobei angemerkt sei, dass dieser nun wiederum gar nicht wie ein «Arier» aussah), sowie auf einen sportlichen Primaner aus mecklenburgischem Adelsgeschlecht. Dr. Goebbels genehmigte die Auswahl, doch musste man dann in letzter Minute Ersatz für beide junge Leute suchen, weil sie – jeder mit anderen Ausflüchten – die Mitwirkung verweigerten. Den wahren Grund verschwiegen sie – begreiflicherweise, denn die für die weibliche Jugend des Hitlerreiches zum Ideal bestimmte Maid war von beiden Elternteilen her jüdischer Abkunft, wenn auch selbst evangelisch getauft, der junge Mann hatte eine getaufte Jüdin zur Mutter und zudem auch väterlicherseits eine «nichtarische» Grossmutter...

Doch um auf den hypothetischen Einwand zurückzukommen: Natürlich wurden diese beiden und mit ihnen einige hunderttausend, zwar nur zu einem kleinen Teil so überaus nordischgermanisch aussehende deutsche Juden, die sich aber dann wieder von anderen in der Bevölkerung vorherrschenden Typen durch nichts Augenfälliges unterschieden, von niemandem

als «Fremde» empfunden, jedenfalls nicht aufgrund ihres Aussehens oder Benehmens. Sie wurden von ihren Mitbürgern ebenso als Deutsche betrachtet wie etwa die Hugenotten oder die Salzburger Protestanten, und erst eine Erinnerung an die Glaubensverschiedenheit, sofern sie noch bestand und bekannt war, konnte alte Vorurteile wachrufen – nicht anders als gegenüber Protestanten in katholischen oder gegenüber Katholiken in protestantischen Kreisen...

Es gab indessen einen wichtigen Umstand, der die im Allgemeinen günstige Lage der Deutschen jüdischen Glaubens nachteilig beeinflusste: Anders als etwa die Hugenotten oder auch die Salzburger Protestanten, die schon seit vielen Generationen keine Verstärkung mehr erfahren hatten, bekamen die Juden, etwa von 1870 an, die Zuwanderung von Glaubensbrüdern aus dem Osten Europas zu spüren.

Es handelte sich um die Nachkommen jener einst aus Deutschland Vertriebenen, die – zumal angesichts der endlichen Befreiung ihrer Glaubensgenossen in den westlichen Ländern – ihr Elend und die wachsende Bedrückung im Zarenreich nicht länger ertragen wollten. Für viele von ihnen, besonders die Allerärmsten, war Deutschland nur eine Zwischenstation auf dem Wege nach Amerika, dem freien Land, auf das sie alle ihre Hoffnungen setzten. Ein Teil jedoch, und zwar vor allem die Söhne und Töchter der Wohlhabenderen, die an den russischen Universitäten nicht oder nur unter entwürdigenden Umständen¹ studieren konnten, strömten zu den deutschen Universitäten; ein anderer Teil versuchte durch Handel sein Glück im aufblühenden deutschen Reich zu machen; wieder andere verdingten sich in Industrie, Handwerk oder Landwirtschaft, und ein Bodensatz von asozialen und kriminellen Elementen spezialisierte sich auf Taschendiebstahl, allerlei Betrug und dunkle Geschäfte sowie Hehlerei, Kuppelei und Prostitution, wodurch die bis dahin äusserst niedrigen Anteile der deutschen Juden an der allgemeinen Kriminalität einen plötzlichen, von Juden wie Christen mit Unbehagen vermerkten Anstieg erfuhren, wobei zu bemerken ist, dass der jüdische Anteil an der Straffälligkeit der Gesamtbevölkerung auch damit nur unwesentlich von dem anderer Konfessionen abwich, ein geringes höher

¹ Um die zum Studium für Juden im zaristischen Russland nötige Aufenthaltsgenehmigung an einer ausserhalb des jüdischen Wohnbezirks liegenden Universitätsstadt zu erlangen, mussten sich beispielsweise bildungsbeflissene jüdische Mädchen noch um die Jahrhundertwende bei der russischen Polizei als Prostituierte registrieren lassen.

war als etwa bei den Protestanten, dagegen niedriger als bei den Katholiken.

Dies war jedoch nur eine der Folgen der starken Zuwanderung aus Osteuropa und bei weitem nicht die wichtigste. Denn während sich die jungen Intellektuellen unter den ostjüdischen Einwanderern sehr rasch den Verhältnissen des weit höher industrialisierten und zivilisierten Deutschen Reiches anpassen und ihre «Fremdartigkeit» ablegen konnten, waren die am wenigsten Gebildeten und Ärmsten unter den Flüchtlingen dazu ausserstande. Und indem sie an ihrer für reichsdeutsche Ohren recht sonderbar klingenden Sprechweise, ihrer altertümlichen Tracht und ihren religiösen und sonstigen Gewohnheiten festhielten, sorgten sie selbst dafür, dass ihre neue Umgebung sie gar nicht als das erkennen konnte, was sie doch eigentlich waren, nämlich Landsleute, einst vertriebene Bürger deutscher Städte des Mittelalters, die endlich heimgekehrt waren, allerdings in eine Heimat, die sich, zumal seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, ganz anders entwickelt hatte als sie, die in russischen Gettos weitgehend isoliert gewesen waren vom Fortschritt der westlichen Kultur und Zivilisation. Sie hatten, als die Bürger West- und Mitteleuropas längst zu ihrem Recht gekommen waren, weiter in tiefstem Elend und grausamster Bedrückung gelebt und nur noch Halt gefunden an ihrem nicht selten schon mystisch verklärten Glauben sowie in rigoroser Befolgung üppig gewucherter Gebotsauslegungen. Auch das wirkte befremdlich, zumal für die aufgeklärten Grossstädter, die sich von kirchlichen Einmischungen in ihr Privatleben befreit hatten und häufig solche Frömmigkeit nicht für eine Tugend, sondern für praktizierten Aberglauben hielten.

Unter diesen Umständen grenzte es fast an ein Wunder, dass sich auch diese Nicht-Intellektuellen unter den Ostjuden, wenn auch meist erst in der zweiten, schon in Deutschland aufgewachsenen Generation, der für sie gänzlich neuen und mitunter unbegreiflichen Umwelt anzupassen vermochten. Aber bis dies geschehen war, wirkten sie auf ihre neue Umgebung, Christen wie Juden, absonderlich und fremd – wie wenn heutzutage ein barfüssiger Eremit mit struppigem Haar und in härterer, nicht sonderlich reinlicher Kutte aus einem entlegenen Hochtal der Alpen in eine moderne geschäftige norddeutsche oder rheinische Grossstadt käme, im Supermarkt Ziegenmilch und wilden Honig, dazu Flachs für sein Spinnrad verlangte, seinen gutturalen, mit altertümlichen Wendungen gespickten Dialekt für Deutsch ausgab

und sich dann vielleicht eines Sonntags gar erdreistete, eine gebührenpflichtige Verwarnung durch einen Polizisten wegen Nichtbeachtung einer Fussgängerampel mit der Bemerkung zurückzuweisen, am Tage des Herrn rühre er als guter Christ kein Geld an, sondern denke nur an Gott und dessen Gebot, was auch er, der Schutzmann, besser täte, anstatt den Feiertag zu entheiligen...

Tatsächlich brachte erst das neu hinzugekommene ostjüdische Element den im Deutschen Reich um 1870 nur noch von einigen sektiererischen Aussenseitern aufrechterhaltenen Antisemitismus wieder in Mode, hatten doch nun die Spiesser endlich wieder ein armseliges Häuflein wehrloser Fremder zu ihrem Spott und Hohn, zudem Glaubensbrüder jener, denen sie neiderfüllt Respekt zollen mussten.

Zu diesen von neuem Judenhass erfüllten Spiessern gehörten – wie hätte es anders sein können ? – auch Deutsche jüdischer Herkunft, vorwiegend Kleinbürger, die um ihre Geschäfte bangten, aber auch einige sehr gebildete Leute, darunter sogar der eine oder andere Wissenschaftler von Rang. Indessen ist Engstirnigkeit bei Fachgelehrten, Juden wie Christen, keine so grosse Seltenheit, und vielleicht war ihr Abscheu vor den ostjüdischen Zu Wandernern zu einem Teil weiter nichts als Egoismus und instinktiver Futterneid, ahnten sie doch bereits, dass gerade aus den Reihen der verachteten und gehassten «Spätheimkehrer» eine stattliche Reihe von Leuchten der Wissenschaft zu höchstem Ruhm aufsteigen würde, sowohl in Deutschland wie vor allem in Amerika, wohin die meisten ost jüdischen Flüchtlinge weiterzogen, nachdem sie gemerkt hatten, wie wenig willkommen sie in der alten Heimat waren, auch und gerade bei vielen ihrer Glaubensgenossen...

Wie enorm der Verlust war, der der deutschen Kultur dadurch entstand, dass Zigtausende von Ostjuden enttäuscht ihr Bündel schnürten und weiterwanderten, meist in die USA und andere überseeische Länder, das sollte sich erst sehr viel später zeigen, und wir werden darauf noch zurückkommen. Untersuchen wir zunächst, wie sich jener andere in der Geschichte einzigartige Prozess auswirkte, nämlich die «Reinigung» der deutschen Hochschulen von allen akademischen Bürgern jüdischer oder auch nur teilweise jüdischer Herkunft, der 1933 von einer Schar durch die Weltwirtschaftskrise, die panische Kommunistenfurcht der Bürger und andere unglückselige Umstände zur

Macht gelangter Abenteurer, gescheiterter Existenzen und wildgewordener Spiesser in Gang gesetzt wurde.

Zunächst trat am 7. April 1933 das «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» in Kraft, aufgrund dessen politische Gegner der Hitler-Regierung sowie ein Teil der Beamten «nichtarischer» Abstammung ihrer Ämter enthoben wurden. Das Gesetz galt auch für die deutschen Hochschulen und öffentlich-rechtlichen Institute. Von der sofortigen Entlassung ausgenommen waren nur «nichtarische» Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges, ferner Beamte, die schon vor dem 1. August 1914 in den Staatsdienst getreten waren, sowie Väter und Söhne von Kriegsgefallenen.

Zwei Jahre später, am 4. November 1935, verfügte die Regierung die Entlassung aller noch im Amt verbliebenen «Nichtarier» und hob die ursprünglichen Ausnahmeregelungen auf. Und wiederum zwei Jahre später, am 26. Januar 1937, wurde auch die Entlassung derjenigen Beamten angeordnet, deren Ehepartner nicht «deutschen oder artverwandten Blutes» waren.

«Nach der zuverlässigsten Schätzung», so erklärte Helge Pross im ersten Abschnitt, «Deutsche Ausgangssituation 1933», ihres Werkes «Die Deutsche Akademische Emigration nach den Vereinigten Staaten 1933-1941», «betrug die Zahl der bis zum Wintersemester 1934/35 nach den neuen Gesetzen Entlassenen 1'145 oder 14,34 Prozent des gesamten Lehrkörpers der Universitäten und Technischen Hochschulen vom Wintersemester 1932/33

...

Rechnet man Assistenten, Angestellte von selbständigen wissenschaftlichen oder halbwissenschaftlichen Instituten, zum Beispiel staatlicher Bibliotheken, hinzu, so erhöht sich die Zahl auf 1'684. «Natürliche» Abgänge wie normale Emeritierung oder Tod sind darin nicht enthalten.

Diese Zahlen geben jedoch nur ein unvollständiges Bild von der nationalsozialistischen Entlassungspolitik, soweit sie die Universitäten betraf. Auch nach dem Wintersemester 1934/35, vor allem nach Inkrafttreten der Verordnung vom 14. November 1935, fielen weitere Hochschullehrer ihr zum Opfer. Nach einer Schätzung vom Jahr 1938 sind ein Drittel aller Lehrkräfte an Hochschulen entlassen, zwangsweise pensioniert oder versetzt worden. Bis 1939 wurden vermutlich 45 Prozent aller Universitätsstellen neu oder

Achievement of Refugee Scholars» die Anzahl der in den ersten beiden Jahren des «Dritten Reiches» entlassenen Hochschullehrer mit rund 1'200 an, darunter 412 Mediziner, 173 NationalökonomInnen, 132 Juristen, 106 Physiker, 95 Philologen, 86 Chemiker und 85 Technologen, doch auch diese Zahlen sagen ausserordentlich wenig aus. Schon der Verlust eines einzigen Lehrers von Weltruf kann das wissenschaftliche Niveau einer Universität erheblich senken; das Ausscheiden einer ganzen Reihe von Koryphäen vermag eine bis dahin in der ganzen Welt hochangesehene Fakultät zum Gespött werden oder, schlimmer noch, in Vergessenheit geraten zu lassen.

»An der Berliner Universität, wo in der Vergangenheit so viele grosse Wissenschaftler gelehrt hatten«, berichtet William L. Shirer, «führte der neue Rektor, ein SA-Mann und von Beruf Veterinär, 25 Vorlesungsreihen in Rasenkunde ein, und nachdem es ihm gelungen war, die Universität auf den Kopf zu stellen, enthielt das Vorlesungsverzeichnis 86 Vorlesungen, die mit seinem eigenen Fach zusammenhingen.«

»In der Naturwissenschaft, in der Deutschland seit Generationen eine so hervorragende Rolle gespielt hatte, trat ein rapider Verfall ein«, fährt Shirer fort. «Grosse Gelehrte, wie die Physiker Einstein und Franck, die Chemiker Haber, Willstätter und Warburg, zogen sich zurück oder wurden davongejagt. Von denen, die blieben, fiel so mancher auf die Verirrungen der Hitler-Ideologie herein und versuchte, sie auf die Wissenschaft anzuwenden...«

»Es war ein Akt der Prostitution«, schrieb Professor Wilhelm Röpke, der selbst 1933 von der Marburger Universität entlassen wurde, «ein Schandfleck auf der ehrenvollen Geschichte deutscher Bildung.» Und Julius Ebbinghaus meinte 1945, auf jene finstere Epoche zurückblickend: «Als es noch Zeit war, versäumten es die deutschen Universitäten, sich öffentlich mit all ihrer Macht der Zerstörung der Wissenschaft und des demokratischen Staates entgegenzustellen. Sie versäumten es, in der Nacht der Tyrannei die Flamme der Freiheit und des Rechts zu nähren...«

Dieses Versäumnis kam sehr teuer zu stehen. Bis 1939 sank die Zahl der Studierenden von 127'920 auf 58'325. Noch stärker gingen die Einschreibungen an den Technischen Hochschulen zurück, aus denen einige der besten Ingenieure und Techniker der Welt hervorgegangen waren, nämlich von 20'474 auf 9'554...

Doch weit plastischer als alle Statistiken zeigte ein einziger Satz eines Göttinger («arischen») Mathematikers die wahre Situation der deutschen Hochschulen und Institute nach der Vertreibung der «Juden und ihres Anhangs» und dem Einzug des Ungeistes. Auf die besorgte Frage des für die deutsche Wissenschaft zuständigen NS-Kultusministers Bernhard Rust anlässlich eines Festessens, das ihm die Universität Göttingen gab, ob denn das berühmte mathematische Institut unter den durch die «Arier»gesetzgebung bedingten personellen Veränderungen wirklich, wie man gelegentlich höre, etwas gelitten hätte, erwiderte der aus Ostpreussen stammende greise Professor David Hilbert trocken: «Jelitten? Ne, Herr Minister, dat jibt es jar nicht mehr...«

Fünftes Kapitel

Nobelpreis und Pour le Merité

Was veranlasste den Göttinger Mathematiker David Hilbert zu seiner Behauptung, seit der Vertreibung der Juden habe sein Institut praktisch aufgehört zu bestehen? Gab es denn – ausser Hilbert selbst – an der «Königin der Universitäten», wie Georg Christoph Lichtenberg die Göttinger Georgia Augusta einmal genannt hat, keine bedeutenden Mathematiker «arischer» Abstammung?

Nun, wir dürfen annehmen, dass Hilbert seine pessimistische Beurteilung des Zustandes und der Zukunft seines Instituts nicht in einem so engen Sinne verstanden wissen wollte. Zwar hatte tatsächlich aufgrund der «Rassen»gesetze eine stattliche Reihe sehr bedeutender Mathematiker die Göttinger Universität verlassen müssen: Paul Bernays war einem Ruf nach Zürich gefolgt; Benjamin Amira, geboren 1896 im weissrussischen Mogilew, hatte an der Universität von Jerusalem eine neue Wirkungsstätte gefunden; Otto Blumenthal, geboren 1876 in Frankfurt, war zwar in Deutschland geblieben, durfte aber nicht mehr arbeiten und wurde 1944 ein Opfer der «Endlösung»; Edmund Landau, Berliner des Jahrgangs 1877 und seit 1909 Ordinarius in Göttingen, war schon 1927 nach Jerusalem gegangen, wo er die neue Universität gründen half, doch kehrte er später wieder nach Deutschland zurück und starb 1938 in Berlin; Emmy Noether, die 1882 in Erlangen geboren war, hatte Göttingen nicht verlassen und blieb dort bis zu ihrem Tode im Jahre 1935. Hermann Weyl, geboren 1885 in Elmshorn, ein enger Freund Einsteins und seit 1930 Ordinarius in Göttingen, wo er in Forschung und Lehre eine enge Verbindung zwischen Mathematik, theoretischer Physik und Philosophie zu verwirklichen suchte, war 1933 einem Ruf nach Princeton gefolgt, und Richard Courant, geboren 1888 im damals noch russischen Lublinitz, im Ersten Weltkrieg als deutscher Frontsoldat vor Verdun schwer verwundet, war ebenfalls zunächst in Göttingen geblieben und hatte lange gezögert, ehe er einem Ruf an die Universität von New York gefolgt war, wo er die grösste und bedeutendste mathematische Abteilung der Vereinigten Staaten aufbaute. Aber es war dennoch nicht allein der blasse Verlust einer Anzahl namhafter Hochschullehrer, den Professor Hilbert

meinte. Es war vielmehr die geistige Verödung, die dadurch eingetreten war, dass den Zurückgebliebenen nun der Gedankenaustausch mit langjährigen engsten Mitarbeitern und persönlichen Freunden fehlte, desgleichen die fruchtbare Anregung, die von mancher lebhaften Diskussion ausgegangen war, und nicht zuletzt auch die Verbindung zu jenem wissenschaftlich und künstlerisch interessierten Kreis aufgeschlossener Menschen in ganz Deutschland, zu dem die vertriebenen jüdischen Kollegen oftmals das einzige Bindeglied gewesen waren.

Richard Courant, beispielsweise, für dessen Verbleiben sich nicht nur Hilbert, sondern auch zahlreiche weitere namhafte Wissenschaftler energisch, aber natürlich vergebens eingesetzt hatten, war – im Widerspruch zu allen Thesen der antisemitischen «Rassen»fanatiker – der grosse Praktiker, der in Fortführung der Theorien Hilberts die direkten Methoden weiter ausgebildet hatte. Auch war Courant der eigentliche Organisator des mathematischen Unterrichts in Göttingen gewesen und hatte sich vor allem durch die stärkere Betonung der angewandten Mathematik grosse Verdienste erworben. Schliesslich war er der Mitverfasser zweier bedeutender Lehrbücher. Das eine – Hurwitz-Courant, «Funktionentheorie» – war in Zusammenarbeit mit Adolf Hurwitz (1855-1919) entstanden, dem (jüdischen) Lehrmeister Hilberts; das andere – Hilbert-Courant, «Methoden der mathematischen Physik» – war das gemeinsame Werk der beiden Freunde gewesen ...

Emmy Noether, Tochter des – von Nietzsche in seinen Briefen an Franz Overbeck gerühmten – Göttinger und später Erlanger Mathematikers Max Noether, war, über ihre eigene umfangreiche und bedeutende Arbeit hinaus, ein wichtiges Bindeglied zu anderen Fakultäten und Universitäten gewesen. Ihr Bruder Fritz lehrte an der Breslauer Technischen Hochschule ausser Mathematik auch Elektrotechnik und Mechanik. Die Geschwister waren mit einer Vielzahl von Professoren und Künstlern befreundet – von Felix Hausdorff, dem (jüdischen) Ordinarius für Mathematik in Bonn, der als Philosoph unter dem Pseudonym Paul Mongre zu den Freunden und Wegbereitern Nietzsches zählte, bis zu Alfred Pringsheim, dem berühmten Sammler italienischer Majoliken, Ordinarius für Mathematik in München und Schwiegervater Thomas Manns. Paul Bernays hatte sich in erster Linie mit der Grundlegung der Mathematik im Hilbertschen Sinne befasst, jahrelang eng mit Hilbert zusammengearbeitet und mit einem gemeinsamen Werk-

«Grundlagen der Mathematik – zur Verbreitung der Ideen des Freundes und Lehrers beigetragen.

Edmund Landau schliesslich war nicht nur berühmt geworden durch sein grosses, dreibändiges Werk über Zahlentheorie, das eine sechssemestrige Vorlesungsreihe umfasste, sowie durch seine in viele Sprachen übersetzte Einführung in die Differentialrechnung und Integralrechnung», er war auch der Schwiegersohn Paul Ehrlichs und mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Kunst und Literatur gut befreundet.

Diese Beispiele, die sich beliebig fortsetzen liessen, mögen genügen, um darzulegen, was David Hilbert gemeint hatte, als er sein eigenes Institut für gar nicht mehr existent erklärte. Doch die geschilderte Verödung betraf ja nicht allein Hilberts engeres Fachgebiet, die Mathematik. Auch die bedeutendsten Physiker der Göttinger Universität waren vertrieben worden, unter ihnen James Franck, der erste Physik-Nobelpreisträger der Georgia Augusta, und Max Born, der erst in der Emigration mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde und eines der Häupter der Göttinger Physiker- und Philosophen-Schule war, aus der ein halbes Dutzend Nobelpreisträger hervorgegangen ist: Wolfgang Pauli, Werner Heisenberg, Paul Dirac, Maria Goeppert-Mayer, Enrico Fermi, zuvor, während Borns Frankfurter Zeit, Otto Stern, in Göttingen auch der spätere «Vater der Wasserstoffbombe», Eduard Teller...

Durch die erzwungene Emigration Max Borns waren Göttingen und damit auch Hilbert fortan ohne Kontakt zu Albert Einstein, mit dem Born in einem ausserordentlich interessanten und fruchtbaren Briefwechsel stand. Mit Einstein war auch Hilbert bis 1933 Jahr für Jahr mindestens einmal in Kontakt gewesen, nämlich jedesmal dann, wenn sich in Berlin ein erlauchter Kreis von Wissenschaftlern und Künstlern traf: Die Mitglieder der sogenannten Friedensklasse des Ordens pour le Mérite.

Professor Albert Einstein war im Jahre 1923 – gemeinsam mit dem Maler Max Liebermann, dem Bildhauer Hugo Lederer, dem Dichter Gerhart Hauptmann und dem (1925 verstorbenen) Göttinger Mathematiker Felix Klein – in den Orden aufgenommen worden, David Hilbert im Jahre 1926. Und dies bringt uns zu der Frage, ob wenigstens diese – neben dem Adlerschild des Deutschen Reiches höchste – Auszeichnung für Gelehrte und Künstler vom «Arier«-paragraphen verschont blieb – wenn nicht, ob sie dann wenigstens

einen Anhaltspunkt liefern kann für die Schätzung des kulturellen Verlusts, den der Rassenwahn von 1933 an bewirkte.

Was den ersten Punkt betrifft, so schützte die «Nichtarier» weder der Pour le Merité noch der Adlerschild, mit dem u.a. Max Liebermann, aber auch 1929 der Segelflieger Robert Kronfeld, ferner Exzellenz Theodor Lewald, «nichtarischer» Reichskommissar für die Olympischen Spiele, ausgezeichnet worden waren. Von Liebermanns Entlassung war bereits die Rede; Kronfeld, ebenfalls Jude, konnte nach England auswandern; Theodor Lewald, nur teilweise jüdischer Herkunft, durfte wegen des schlechten Eindrucks, den seine Entlassung im Ausland hervorgerufen hätte, bis nach der Berliner Olympiade des Jahres 1936 sein Amt behalten, wurde aber sodann eiligst daraus entfernt. Immerhin konnte er das «Dritte Reich» in Deutschland überleben und starb 1947 hochbetagt in Berlin ...

Was die «nichtarischen» Mitglieder des Ordens pour le Merité für Wissenschaft und Künste betrifft, so schützte diese Auszeichnung, wie wir bereits wissen, weder Albert Einstein noch Max Liebermann vor Beschimpfung und Vertreibung aus ihren Ämtern, aber auch nicht «Arier» wie beispielsweise Max Planck, Physik-Nobelpreisträger seit 1918 und Ordensmitglied seit 1915, der als Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften 1937 zurücktreten musste, nicht zuletzt wegen seines mutigen Eintretens für seine jüdischen Kollegen. Ein anderer grosser deutscher Wissenschaftler, Richard Willstätter, Chemie-Nobelpreisträger des Jahres 1915 und seit 1924 Mitglied des Ordens pour le Merité, war 1936 wegen der steigenden antisemitischen Hetze an der Münchener Universität endgültig in die Schweiz emigriert... So bleibt nur der zweite Teil der Frage: Kann uns die Mitgliederliste der 1842 gestifteten Friedensklasse des Ordens pour le Merité Anhaltspunkte für den jüdischen Anteil am kulturellen Leben Deutschlands (oder auch nur Preussens) liefern, und können wir daraus Schlussfolgerungen ziehen, die uns bei der Schätzung der durch die Judenverfolgung entstandenen kulturellen Verluste nützlich wären?

Nun, im Stiftungsjahr 1842 wurden insgesamt 56 In- und Ausländer in die Friedensklasse des Ordens aufgenommen, darunter die Komponisten jüdischer Herkunft Felix Mendelssohn-Bartholdy und Giacomo Meyerbeer, ferner der noch junge, aber nach Karl Friedrich Gauss bedeutendste und von diesem anerkannte und geförderte Mathematiker Karl Gustav Jacobi, 1806

zu Potsdam als Sohn jüdischer Eltern geboren. Bis 1860 wurden weitere drei- und fünfzig Gelehrte und Künstler mit dem Pour le Merité für Wissenschaft und Künste ausgezeichnet und bis 1870 nochmals vierzig, darunter der deutsche Maler jüdischer Herkunft Eduard Bendemann. Der Anteil der deutschen Juden war danach – mit vier von 149 – nicht sonderlich gross, wenn auch erheblich höher als dem Bevölkerungsanteil der Juden entsprochen hätte.

Indessen täuscht dieser Eindruck, denn zunächst müsste man, um einen Vergleich durchzuführen, alle diejenigen Verleihungen unberücksichtigt lassen, die Persönlichkeiten zuteil wurden, deren Zugehörigkeit zum deutschen Kulturkreis sich auch bei grosszügiger Auslegung dieses Begriffs nicht behaupten lässt, etwa den Dichter Wassilij Andrejewitsch Shukowskij in St. Petersburg, den Komponisten Gasparo Spontini in Majolati, den Naturforscher Louis Agassiz in New Cambridge bei Boston oder auch den Schriftsteller Francois Rene Vicomte de Chateaubriand in Paris.

Dann verändert sich das Bild sofort, denn dann stehen in den Jahren 1842-1870 vier deutsche Juden bloss noch  usserstenfalls hundert deutschen und  sterreichischen Nichtjuden gegenüber. Doch ehe wir nun eine neue Berechnung anstellen, wollen wir auch noch die Jahre 1871 bis 1918 hinzunehmen und feststellen, ob im Kaiserreich, das den deutschen Juden die völlige rechtliche Gleichstellung brachte, eine wesentliche Verschiebung eingetreten ist. Tatsächlich wurden während dieser siebenundvierzig Jahre insgesamt 186 Persönlichkeiten des In- und Auslands in die Friedensklasse des Ordens aufgenommen, und beschränken wir uns wiederum auf den deutschen Kulturkreis, so waren es zwischen 1871 und 1918 weniger als 120 Gelehrte, Künstler, Staatsmänner, Schriftsteller und Ingenieure, denen diese Auszeichnung zuteil wurde, unter ihnen nur drei, die als Juden gegolten hätten: der Geigenvirtuose und Komponist Josef Joachim, der aus Pressburg stammte und in Berlin heimisch geworden war; der ebenfalls mit eigenen Kompositionen hervorgetretene, doch vor allem als unvergleichlicher Pianist berühmte Anton Rubinstein, den man – obwohl er 1829 in Podolien geboren war – dem deutschen Kulturkreis zurechnen kann, denn er wurde nicht nur, auf Anraten Franz Liszts, von einem deutsch-jüdischen Kompositionslehrer und Musikwissenschaftler, Professor Siegfried Wilhelm Dehn, in Berlin ausgebildet, sondern blieb auch zeitlebens dem deutschen Musikleben eng ver-

bunden, und schliesslich Adolf Mussafia, ein Wiener Gelehrter, der sich durch seine Forschungen auf dem Gebiet der romanischen Sprachen ausgezeichnet hatte.

Es war also während der Kaiserzeit keine Vergrösserung des jüdischen Anteils eingetreten, eher ein minimaler Rückgang. Doch bevor wir zu wiederum voreiligen Schlüssen kommen, wollen wir auch noch die Jahre von 1918 bis zur Gegenwart kurz betrachten: Bis einschliesslich 1933 wurde der Orden pour le Mérite für Wissenschaft und Künste nur noch dreissigmal, ausschliesslich an Deutsche, verliehen, darunter an die – bereits erwähnten – drei Persönlichkeiten jüdischer Herkunft: Max Liebermann, Albert Einstein und Richard Willstätter. Dann trat im «Dritten Reich» eine Pause ein, auf deren Gründe wir noch zurückkommen werden, und erst 1952 konstituierte sich der Orden wieder «als eine freie, sich selbst ergänzende Gemeinschaft von hervorragenden Gelehrten und Künstlern», wie es in der Präambel heisst.

Seitdem sind 97 Persönlichkeiten Ordensmitglieder geworden; davon lassen sich, bei wiederum grosszügiger Auslegung, 76 dem deutschen Kulturkreis zurechnen. Von ihnen sind – wenn wir denselben Massstab wie bisher anlegen – allenfalls vier als deutsche Juden zu bezeichnen, nämlich die berühmte Kernphysikerin Lise Meitner, der Kunsthistoriker Erwin Panofsky, der Chemie-Nobelpreisträger Georg von Hevesy und der uns als Dirigent und Komponist bereits bekannte Otto Klemperer. Es scheint also ein kräftiger Anstieg des jüdischen Anteils eingetreten zu sein, vielleicht zurückzuführen auf ein gewisses Bedürfnis nach moralischer Wiedergutmachung ...

Indessen brauchen wir uns darüber nicht weiter den Kopf zu zerbrechen. Wenn wir nämlich jetzt auf die Frage nach den Gründen für die Pause zurückkommen, die während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft hinsichtlich der Ordensverleihungen eingetreten ist, so lässt die Antwort ein ganz anderes Bild entstehen, nämlich einen nach den Massstäben von Hitler und Goebbels schon seit mehr als einem Jahrhundert «total verjudeten» Orden pour le Mérite ... !

Allein unter den zu Hohenzollern-Zeiten aufgenommenen Ordensmitgliedern sind eine stattliche Reihe von Persönlichkeiten, die im «Dritten Reich» als «jüdische Mischlinge» gegolten hätten, etwa der Architekt Friedrich Hitzig, der Meteorologe Heinrich Wilhelm Dove, der Kupferstecher Johann August Eberhard Mandel, der Chemie-Nobelpreisträger Adolf von

Baeyer oder auch der grosse Astronom Johann Friedrich Wilhelm Herschel, der – wie den Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Familienforschung zu Berlin vom September 1931 zu entnehmen war – als Sohn des königlich-hannoverschen Militärmusikus Isaak Herschel und Enkel des königlich-sächsischen Hofgärtners Abraham Herschel von mährischen Juden abstammte. Und in demselben Heft findet sich auch der «Nicht-Ariernachweis eines anderen Ordensmitglieds, nämlich des Begründers der deutschen Agrarchemie, Justus von Liebig, zu dessen Vorfahren der Schuhmacher Samuel Abel, verheiratet mit Elisabeth, Tochter der getauften Jüdin Sophia Darmstädter, gehörten...

Eine weitere recht beträchtliche Anzahl von Ordensmitgliedern war mit Frauen jüdischer Herkunft verheiratet – von dem Bildhauer Johann Gottfried Schadow bis zu dem erst 1917 ausgezeichneten Rechtsgelehrten Otto von Gierke. Und zu dieser Gruppe gehören mindestens drei mit dem Pour le Mérite geehrte Wissenschaftler und Künstler, die sich mit Nachkommen Moses Mendelssohns vermählt hatten: der Maler Ludwig Passini, der Mathematiker Peter Gustav Lejeune Dirichlet und der Schriftsteller Werner Bergengruen.

Wieder andere Ordensmitglieder hatten «nichtarische» Schwiegertöchter oder -söhne, etwa der Physiologe Emile du Bois-Reymond, dessen Sohn Alard mit Lili Hensel, ebenfalls einer Nachfahrin Moses Mendelssohns, verheiratet war, oder auch der Reichskanzler Otto Fürst von Bismarck, dessen Sohn Herbert sich 1871 mit Marguerite Gräfin Hoyos vermählt hatte. Deren Mutter, Alice Whitehead, entstammte einer wohlhabenden jüdischen Familie Englands, deren damaliges Oberhaupt, Sir James Whitehead, dem Vorstand der Londoner israelitischen Kultusgemeinde angehörte...

Die Beispiele liessen sich beliebig fortsetzen, wobei man dann auch noch zahlreiche Ordensmitglieder nennen müsste, deren jüdische Herkunft nicht genau feststeht und deshalb «umstritten» ist – wie etwa den Komponisten Max Bruch, den sowohl die 1939-1943 in New York erschienene «Universal Jewish Encyclopedia» als auch Dr. Adolph Kohut in seinem zweibändigen, 1901 – also noch zu Lebzeiten Bruchs – erschienenen Werk, «Berühmte israelitische Männer und Frauen in der Kulturgeschichte der Menschheit» den deutschen Juden zurechnet.

Erst kurze Zeit vor Beginn der Hitler-Herrschaft und fast zehn Jahre nach

dem Tode Max Bruchs, der sich selbst gegen seine Einreihung unter die «berühmten israelitischen Männer» keineswegs gewehrt hatte, wurde der Komponist und Bearbeiter der wahrscheinlich populärsten Synagogenmelodien, insbesondere des berühmten, «Kol Nidrei»¹ betitelten Musikstücks für Cello und Orchester, plötzlich «arisiert», und zwar durch den stramm antisemitischen «Semi-Kürschner» von Ph. Stauff. Auch im «parteiamtlichen», von Stengel und Gerigk zusammengestellten «Lexikon der Juden in der Musik» war Max Bruch dann nicht mehr erwähnt; sogar «Kol Nidrei» fehlte im Titelverzeichnis der im «Dritten Reich» geächteten Musikwerke. Ob es damit zusammenhing, dass Max Bruch sehr einflussreiche «arische» Verwandte hatte, nämlich die Familie Krupp in Essen... ?

** Wir können dies – und auch die Klärung der «arischen» oder «nichtarischen» Herkunft von anderthalb Dutzend weiteren Ordensmitgliedern, deren Fälle ähnlich gelagert sind – getrost dahingestellt sein lassen, denn eines sollte nun klargeworden sein: Der Orden pour le Mérite für Wissenschaft und Künste als eine von den jeweils Herrschenden ausgewählte Elite der kulturtragenden Schicht konnte in seiner Zusammensetzung gar nichts anderes sein als deren ziemlich getreues, nur stark verkleinertes Abbild. Und selbstverständlich musste dann das jüdische Bürgertum, zumal Berlins, darin ähnlich stark vertreten sein wie auf jenem Theaterzettel aus den zwanziger Jahren, der uns bereits ein aufschlussreiches Bild von der innigen Verschmelzung geliefert hat, die jüdische (und auch hugenottische) Bürger mit Teilen des Adels und der christlich-deutschen Bourgeoisie eingegangen waren. Dass dabei das jüdische Element mindestens zehnmal, wenn nicht noch stärker vertreten war, als dem Bevölkerungsanteil der Juden entsprechen hätte, darf uns nun nicht mehr wundern, zumal dann nicht, wenn wir eingesehen haben, dass die israelitische Gemeinschaft nicht «artfremden», womöglich «minderrassigen» Ursprungs war, vielmehr nichts anderes als die Nachkommenschaft desjenigen Teils der gebildeten und im Vergleich zur Landbevölkerung jener Epoche weit höher zivilisierten Bürgerschaft deutscher Städte des frühen Mittelalters, der sich nicht zum Christentum bekehrte – vielleicht schon deshalb nicht, weil relativ aufgeklärte, belesene und intelligente Städter stets zögern, Dogmen zu akzeptieren oder an Wunder zu glauben, auch ihren Gott weder zu vermenschlichen noch gar in Sym-

¹ Aramäisch = «alle Gelübde», Gebet am Vorabend des Versöhnungsfestes der Juden.

Bolen und Abbildern zu verehren bereit sind, vor allem aber nicht einzusehen vermögen, weshalb Christen das – von ihnen nur selten praktizierte – ethische Gebot «Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst» als *ihren* speziellen Beitrag zum Fortschritt der Menschheit betrachten und das Alte Testament als «noch von Hass und Rache erfüllt» bezeichnen, wo doch bereits im 3. Buch Mose (19,18) just diese Forderung der Nächstenliebe, mit genau denselben Worten gestellt, für jeden des Lesens Kundigen zu finden war und ist...

Ersparen wir uns also die Erörterung der Frage, wie sehr und weshalb sich die Juden auch hinsichtlich der Mitgliedschaft im Orden pour le Merité für Wissenschaft und Künste «vorgedrängt» haben. Kehren wir statt dessen zu der anderen eingangs gestellten Frage zurück, ob die Mitgliederliste dieses Ordens einen Anhaltspunkt liefern kann für die Schätzung des durch die Vertreibung und Vernichtung der deutschen Juden auf allen kulturellen Gebieten entstandenen Verlusts.

Schon eine flüchtige Betrachtung der Liste der erlauchten Ordensmitglieder zeigt uns, dass dies nur auf Teilgebieten der Fall sein könnte. Während nämlich Maler, Kupferstecher, Tonkünstler, aber auch Altertums- und Sprachforscher sowie Vertreter der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fachrichtungen in verhältnismässig grosser Zahl vertreten sind, findet man – zumal es sich doch um eine für das «Volk der Dichter und Denker» repräsentative Elite handeln soll – erstaunlich wenige deutsche Philosophen und Schriftsteller, wobei einige der bedeutendsten Namen fehlen. Es scheint, als wäre bei der Auswahl neben der individuellen Leistung auch stets das sogenannte «höhere Staatsinteresse» berücksichtigt worden, das keineswegs immer übereingestimmt hat mit dem Urteil der Fachwelt oder auch des zeitgenössischen Publikums, von dem der Nachwelt ganz zu schweigen...

Die deutsche Philosophie der letzten hundertfünfundsiebzig Jahre wird von nur zwölf Ordensmitgliedern repräsentiert. Weder Hegel noch Marx, weder Nietzsche noch Max Weber, auch nicht Friedrich Julius Stahl, geschweige denn Georg Simmel, Max Scheler oder Martin Buber sind darunter, wobei die vier Letztgenannten und natürlich auch Karl Marx einen Teil des starken jüdischen Elements in der deutschen Philosophie vertreten hätten, das – nach den Massstäben des Ordens pour le Merité – völlig fehlt.

Kein einziger «Nichtarier» ist unter den dekorierten Philosophen, und nur einer, Albert Schweitzer, war mit einer Jüdin verheiratet.²

Noch erstaunlicher ist die Anzahl der Dichter und Schriftsteller, die sich für den Pour le Merité qualifiziert haben. Es sind – ohne die reinen Militärschriftsteller – genau dreizehn aus ebenso vielen Jahrzehnten der Ordensvergabe, so dass man folgern könnte, es hätte sich nur in jedem Dezenium ein deutscher Mann der Feder gefunden, der des Pour le Merité würdig gewesen wäre...! (Übrigens auch unter diesen Schriftstellern und Dichtern ist kein einziger deutscher Jude, wie fast selbstverständlich auch nicht Heinrich Heine, und erst unter denen, die seit 1952 in den Orden gewählt wurden, finden wir wenigstens in der Person Carl Zuckmayers einen «jüdischen Mischling», in Thomas Mann einen mit einer Jüdin verheirateten «Arier»...)

Diese Unterrepräsentation des sonst so stark vertretenen jüdischen Elements im Kreis der Ordensmitglieder, soweit es die Gebiete der Philosophie und der Literatur betrifft, ist keineswegs ein Zufall. Erstens sind diese Fächer ohnehin verblüffend schwach vertreten, was vielleicht auf eine gewisse Unsicherheit des für die Aufnahme zuständigen Gremiums in der Beurteilung philosophischer und literarischer Qualitäten schliessen lässt, vielleicht auch nur auf bestimmte weltanschauliche und staatspolitische Rücksichten, die zu nehmen man sich veranlasst sah; zweitens – und auf diesen Punkt werden wir noch zurückkommen – waren gerade die deutschen Schriftsteller, Dichter und Philosophen jüdischer Herkunft, von verhältnismässig wenigen Ausnahmen abgesehen, weit eher das, was wir heute «Nonkonformisten» nennen, als etwa die «nichtarischen» Naturwissenschaftler, Juristen, Mediziner, Alt- und Neuphilologen oder auch Techniker.

Doch ehe wir uns dieser Frage zu- und vom Orden pour le Merité endgültig abwenden, wollen wir uns noch kurz mit den deutschen Chemikern unter den Ordensmitgliedern befassen, von denen im Laufe von hundertfünfundzwanzig Jahren immerhin neunzehn für ihre besonderen Verdienste ausgezeichnet wurden.

Hier ist die Auswahl, so will es in der Rückschau scheinen, weitaus glücklicher erfolgt, denn es sind immerhin viele – wenn auch keineswegs alle – der grossen deutschen Chemiker des 19. und der ersten drei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts in den Orden aufgenommen worden: Eilhard Mitscherlich,

² Nach neuesten Forschungsergebnissen sind Albert Schweitzers Vorfahren ostjüdischer Herkunft.

Justus von Liebig, Heinrich Rose, Robert Bunsen, Friedrich Wöhler, August Wilhelm Hofmann, Adolf von Baeyer, Richard Willstätter sowie in den letzten Jahren dann auch noch Otto Hahn, Otto Warburg, Heinrich Wieland, Georg von Hevesy, Adolf Windaus, Richard Kuhn, Adolf Butenandt und der an der Universität Halle wirkende Biochemiker Kurt Mothes.

Übrigens, fast genau ein Drittel von diesen «Pour-le-Merité-Chemikern», nämlich sechs, waren jüdischer Herkunft, und das gibt uns bereits einen ersten Anhaltspunkt, was die Schätzung des durch den nationalsozialistischen Rassenwahn zumindest auf diesem einen Fachgebiet entstandenen Verlusts betrifft. Es empfiehlt sich jedoch, dieses nur auf die Auswahl für den Orden pour le Merité gestützte Indiz zunächst noch einmal genauer zu prüfen, und ein Vergleich mit der Liste der deutschen Chemie-Nobelpreisträger bietet sich geradezu an.

Bis 1933 hielt das Deutsche Reich auf dem Gebiet der Chemie den ersten Platz in der Welt, zumal was die wissenschaftliche Forschung betraf. Das kam auch in den Nobelpreisverleihungen deutlich zum Ausdruck: Von 1901 bis 1933 wurden insgesamt 31 Wissenschaftler³ mit dem Nobelpreis für besonders hervorragende Leistungen auf dem Gebiet der Chemie ausgezeichnet, und zwar vierzehn Reichsdeutsche, sechs Briten, vier Franzosen, drei Schweden, ein Holländer, ein Schweizer und ein Amerikaner.

Wenn man berücksichtigt, dass der holländische Nobelpreisträger die Auszeichnung während seiner langjährigen Lehr- und Forschungstätigkeit in Deutschland erhielt; dass auch viele der übrigen nicht-deutschen Laureaten an Hochschulen des Reiches studiert und promoviert hatten – zum Beispiel der Schotte Sir William Ramsay in Tübingen –, und dass auch die ICI, die *Imperial Chemical Industries*, also jener gewaltige britische Chemie-Konzern, der Englands Forschern mancherlei Rückhalt bot, von dem Deutschen Ludwig Mond aus Kassel gegründet und zu einem Industriegiganten gemacht worden war, der noch heute von seinen Nachkommen geführt wird, dann beginnt man, die starke Vormachtstellung der Deutschen auf dem Gebiet der Chemie zumindest in Umrissen zu erkennen. Es liesse sich noch manches hinzufügen, was die behauptete einstige Stärke der Deutschen auf dem Gebiet der Chemie zu beweisen imstande wäre, doch am deutlichsten zeigte

³ Es sind auch diejenigen Laureaten mitgezählt, die sich den Preis mit einem Kollegen teilten.

sie sich in der Tatsache, dass bis 1933 mehr als die Hälfte aller Chemie-Nobelpreise an Hochschullehrer und Forscher vergeben wurden, die in Deutschland arbeiteten.

Von 1934 bis 1969 wurden insgesamt 47 Chemie-Nobelpreise verliehen, davon vierzehn an Amerikaner, dreizehn an Briten, neun an Deutsche, je zwei an Schweden, Schweizer und Franzosen sowie je einer an Laureaten aus Finnland, Norwegen, Italien, der Tschechoslowakei und der Sowjetunion.

Das ausserordentlich starke Übergewicht der angelsächsischen Länder, die jetzt dreimal soviel Preise wie Deutschland errungen hatten, und auch das stärkere Hervortreten der Skandinavier sind unverkennbar. Und das Verhältnis war in Wirklichkeit noch ungünstiger für das Reich, später für die Bundesrepublik, denn einer der neun deutschen Preisträger, der Holländer Petrus Debye, der 1936 die Auszeichnung erhielt, als er Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts in Berlin war, emigrierte bald danach in die USA, wo er eine Professur erhielt und 1966 starb.

Berücksichtigt man dies, dann standen zwischen 1934 und 1969 insgesamt zweiunddreissig in angelsächsischen oder skandinavischen Ländern lebende Chemie-Nobelpreisträger, die zusammen rund zwei Drittel aller Laureaten dieser Fachrichtung stellten, nur noch acht Deutschen gegenüber.

So bleibt uns bloss noch zu erklären, welchen Anteil die deutschen Juden an den Chemie-Nobelpreisen der Jahre vor und nach 1933 hatten, sowie eine Prüfung der Frage, ob auch das starke Anwachsen des angelsächsisch-skandinavischen Anteils mit der Judenverfolgung in Deutschland in irgendeinem Zusammenhang steht.

Tatsächlich waren vier der vierzehn deutschen Chemie-Nobelpreisträger der Jahre 1901 bis 1933 «Nichtarier» gewesen, nämlich ausser Adolf von Baeyer und Richard Willstätter, die wir bereits als Mitglieder der Friedensklasse des Ordens pour le Mérite kennengelernt haben, auch Otto Wallach, der den Nobelpreis im Jahre 1910 erhielt, und Fritz Haber, dem die Auszeichnung 1918 zuteil wurde.

Von Habers besonderen Verdiensten wird noch in anderem Zusammenhang die Rede sein; Otto Wallach, der aus Königsberg stammte und 1931 in Göttingen starb, war ein Schüler von Gustav Magnus und Justus von Liebig, seit 1873 Privatdozent, seit 1889 ordentlicher Professor. Der Nobelpreis wurde ihm verliehen «als Anerkennung des Verdienstes, das er sich um die

Entwicklung der organischen Chemie und der chemischen Industrie durch seine bahnbrechenden Arbeiten» erworben hatte.

Wallach, ebenso wie Adolf von Baeyer, erlebte das «Dritte Reich» nicht mehr; Fritz Haber starb, wie auch Willstätter, in der Emigration, nachdem er, ohne bereits dazu gezwungen worden zu sein, 1933 seine Ämter niedergelegt hatte, weil er nicht besser behandelt werden wollte als seine davon-gejagten jüdischen Mitarbeiter und Kollegen»...

Die Lücken, die durch die Judenverfolgung in die Reihen der deutschen Chemiker gerissen wurden, wirkten sich bald für das Reich sehr nachteilig aus, und es wird davon in den folgenden Kapiteln noch ausführlich die Rede sein.

Auch die Stellung des Deutschen Reiches und später der Bundesrepublik in der «Weltrangliste» der Chemie-Nobelpreise wäre ohne den Rassenwahn der Nationalsozialisten eine weit bessere gewesen:

Max Ferdinand Perutz beispielsweise, Professor an der Universität von Cambridge und britischer Chemie-Nobelpreisträger des Jahres 1962, war 1936 als zweiundzwanzig jähriger Chemie-Student aus seiner Heimatstadt Wien nach England emigriert. Seine Eltern hatten zwei Jahre später flüchten müssen, weil sie Juden waren, und auch sie hatten in England Aufnahme gefunden. In Wien waren sie sehr bedeutende Textilindustrielle gewesen, deren Vorfahren die ersten mechanischen Spinnereien und Webstühle in Österreich eingeführt hatten. England gewährte ihnen Asyl, vielleicht nicht zuletzt deshalb, weil man sich dort erinnerte, was Grossbritannien den deutschen Juden zu verdanken hatte – der Aufbau der Textilindustrie von Bradford, Leeds und Manchester war zu einem grossen Teil ihr Werk gewesen, und auch der bereits erwähnte Gründer der *Imperial Chemical Industries* (ICI), Dr. Ludwig Mond aus Kassel, war ein deutscher Jude. Er richtete aus eigenen Mitteln das Davy-Faraday-Laboratorium ein, das dann zum *Royal Institute* wurde. Sein Sohn Alfred, der die Nachfolge in der ICI-Konzernleitung antrat, wurde der erste Lord Melchett. Und ein anderer deutsch-jüdischer Einwanderer, der spätere Lord Hugo Hirst, gründete die britische Ge-

⁴ Der Wortlaut seines Entlassungsgesuchs findet sich im Anhang, ebenso weitere Dokumente zum «Fall Haber», unter anderem ein Bericht von Professor Otto Hahn über die Trauerfeier, die nach Fritz Habers Tod in Berlin unter grossen Schwierigkeiten schliesslich doch noch stattfinden konnte und zu einer stummen Demonstration deutscher Wissenschaftler gegen die nationalsozialistische Rassenpolitik wurde.

Neral Electric Company und führte sie aus kleinsten Anfängen zu ihrer heutigen Bedeutung...

Ein weiterer, diesmal schwedischer Chemie-Nobelpreisträger, Georg von Hevesy, der 1943 ausgezeichnet wurde «für seine Arbeiten über die Anwendung der Isotope als Indikatoren bei der Erforschung chemischer Prozesse», hatte als Sohn eines k. u. k. Hofrates zunächst in Budapest, dann an der Berliner Technischen Hochschule studiert, in Freiburg seinen Doktorgrad erworben, dort sowie in Zürich und bei Fritz Haber in Berlin assistiert. Dass er im Zuge seiner Ausbildung und beginnenden Forschungs- und Lehrtätigkeit, die ihn von Deutschland nach Dänemark und nach Schweden geführt hatte, erst wenige Jahre vor seinem Tode nach Freiburg zurückgekehrt ist, wo er 1966 starb, lag nicht zuletzt daran, dass auch er jüdischer Herkunft war. Ihm wie zahlreichen anderen jüdischen Wissenschaftlern und Künstlern, die dann aus Hitlers Machtbereich flüchten mussten, wurde Schweden zur zweiten Heimat, zu deren wissenschaftlichen, künstlerischen und wirtschaftlichen Leistungen sie Wesentliches beisteuerten, und – was den NS-«Rasse»theoretikern eigentlich hätte zu denken geben müssen – das deutsch-jüdische Element hatte in diesem «nordisch-germanischen» Land speziell auf kulturellem Gebiet auch schon vorher sehr befruchtend gewirkt:

Der Maler Isaak Grünewald, ein Schüler von Henri Matisse, wurde in seiner Heimatstadt Stockholm zu einem der stärksten Gestalter der modernen europäischen Malerei; die Familie Josephson stellte Schweden eine stattliche Reihe von Künstlern und Gelehrten: den Maler Ernst Josephson, dessen «Nöck» besonders berühmt wurde; den Komponisten Jacob und den Dramatiker Ludwig sowie die Kunsthistoriker Azel und Ragner Josephson, nicht zuletzt auch den Schriftsteller Erland Josephson, der 1966 als Nachfolger Ingmar Bergmans die Leitung des Königlichen Theaters in Stockholm übernommen hat; die Familie Bonnier, die im frühen 19. Jahrhundert aus Dresden nach Schweden einwanderte und den von Albert Bonnier gegründeten Verlag zum grössten Unternehmer seiner Art in Skandinavien machte, aber auch namhafte Künstler, zum Beispiel die Malerin Eva Bonnier, hervorgebracht hat; Oscar Levertin hat als Dichter und Literaturhistoriker seinen Platz unter den bedeutenden Männern der schwedischen Literatur gefunden; die Schriftstellerin Sophie Elkan, Freundin Selma Lagerlöfs und Übersetzerin Pestalozzis, schrieb unter dem Pseudonym Rust-Roest eine Reihe

von sehr populären Romanen; Emil Schück, jahrzehntelang Professor, zeitweise auch Präsident der Universität Uppsala, war der wohl bedeutendste schwedische Kulturhistoriker seiner Epoche und schrieb die Geschichte des schwedischen Volkes, der schwedischen Literatur (diese zusammen mit Karl Warburg), aber auch die der schwedischen Akademie, der er seit 1913 angehörte; Karl Warburg schliesslich, der dem skandinavischen Zweig dieser bekannten deutschjüdischen Familie angehörte, war massgeblich beteiligt am Aufbau der berühmten Nobel-Bibliothek.

Diese wenigen Beispiele aus der kleinen, bis zum Beginn der Judenverfolgung in Deutschland nur etwa sechstausend Personen umfassenden «Stamm-Mannschaft» der schwedischen Juden zeigen bereits deren immense kulturelle Bedeutung für das so tolerante und hilfsbereite Land im Norden Europas, das während des Zweiten Weltkrieges nahezu sämtliche Juden Dänemarks aufnahm und so vor dem Untergang rettete, aber auch nach dem Kriege jüdischen Flüchtlingen aus Osteuropa Asyl gewährt hat. Auch aus Deutschland selbst fand eine stattliche Anzahl von Verfolgten Zuflucht in Schweden, unter ihnen – neben Lise Meitner und dem Dirigenten Leo Blech, von denen bereits die Rede gewesen ist – auch eine Reihe von deutschen Schriftstellern und Dichtern jüdischer Herkunft. Zwei prominente, wenn auch sehr gegensätzliche Persönlichkeiten seien als Beispiele herausgegriffen: Nelly Sachs und Kurt Tucholsky... Doch ehe wir uns näher mit ihnen und mit dem Anteil des Judentums an der deutschen Literatur beschäftigen, müssen wir, um hinsichtlich der Chemiker zu einem abschliessenden Urteil zu gelangen, noch einmal auf den Holländer Debye zurückkommen. Auch er hätte Deutschland nicht verlassen, wäre er, als «Arier» selbst gar nicht direkt betroffen, nicht so empört gewesen über die Verfolgung seiner jüdischen Kollegen...

Schon durch die drei bisher genannten Chemie-Nobelpreisträger – Perutz, von Hevesy und Debye –, die unter normalen Umständen nicht das angelsächsisch-skandinavische, sondern das deutsche Kontingent verstärkt hätten, wäre zumindest das Gleichgewicht wiederhergestellt worden, das sich so – als Folge des Rassenwahns – eindeutig zuungunsten des deutschen Kulturkreises verlagert hat – mit allen nachteiligen Folgen, die sich daraus auch für die Wirtschaft und damit für die Allgemeinheit ergeben haben. Doch es liessen sich auch unter den ausländischen Nobelpreisträgern der Chemie,

zumal den Amerikanern, weitere Wissenschaftler deutsch-jüdischer Herkunft nennen, die sicherlich, hätte es nicht den deutschen Antisemitismus gegeben, zur Ausbildung, zur Übernahme eines Lehrauftrags oder auch zur Teilnahme an der deutschen Forschung an eine Universität der Heimat ihrer Vorfahren gekommen wären. Ein einziges Beispiel soll genügen:

Melvin Calvin, heute Professor an der Universität von Kalifornien in Berkeley, studierte zur Zeit des «Dritten Reiches» in Europa, und zwar an der englischen Universität Manchester. Es sei die Behauptung gewagt, dass er, der gebürtige Amerikaner, zum Studium lieber nach Deutschland gegangen wäre, hätte damals dort nicht der Rassenwahn regiert, und vielleicht wäre er dann als Privatdozent, zumindest eine Zeitlang, in Berlin oder Göttingen geblieben. Für diese nur scheinbar kühne Annahme spricht zweierlei: Einmal ist Melvin Calvin, trotz seines sehr angelsächsisch klingenden Namens, deutsch-jüdischer Herkunft, zum anderen knüpfte er, als ihm 1961 der Chemie-Nobelpreis verliehen wurde, in seinem aus diesem Anlass gehaltenen wissenschaftlichen Vortrag fast ausschliesslich an deutsche (und zufällig auch deutsch-jüdische) Forscher an, nämlich an Justus von Liebig, Adolf von Baeyer, Richard Willstätter und Otto Warburg, deren grosse Tradition er nun in den USA fortsetzt ...

So lässt sich abschliessend nur noch die Feststellung treffen, dass, zumindest auf dem Gebiet der Chemie, die Indizien für einen sehr starken, mindestens ein Drittel der früheren Forscher-Kapazität umfassenden Verlust als direkte und indirekte Folge des deutschen Rassenwahns, wie sie uns die Prüfung der Mitgliederliste des Ordens pour le Mérite geliefert hat, voll bestätigt und sogar noch verstärkt wurden durch die Erkenntnisse, die wir durch die Analyse der Chemie-Nobelpreis Verleihungen vor und nach 1933 gewinnen konnten. Es stellt sich aber die Frage, ob uns die Nobelpreisverleihungen auch dort Anhaltspunkte für unsere Untersuchung liefern können, wo uns die Mitgliederliste des Ordens pour le Mérite so gut wie gar keinen Aufschluss zu geben vermochte, nämlich auf dem Gebiet der Literatur.

Zwischen 1901 und 1933 wurden insgesamt dreiunddreissig Dichter und Schriftsteller mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet, und zwar je fünf Deutsche und Franzosen, je drei Schweden, Norweger und Briten, je zwei Dänen, Polen, Spanier und Italiener sowie ein Belgier, ein Schweizer,

ein Ire, ein Inder, ein Bürger der USA und ein staatenloser, in Frankreich lebender Russe. Anders als bei den exakten Wissenschaften, wo die Muttersprache des Laureaten für die Beurteilung seiner Leistung so gut wie keine Rolle spielt, ist für die Wertung eines literarischen Werkes die Sprache von ausschlaggebender Bedeutung. Und so erklärt es sich vielleicht, wenigstens zum Teil, warum die Literatur Skandinaviens überrepräsentiert erscheint und neben einigen Dichtern von Weltruf auch einige ausserhalb der nordischen Länder nahezu unbekanntere Romanciers mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurden. Es scheinen da bei der Stockholmer Jury ähnliche Gefühle geherrscht zu haben wie bei dem grossen, in fast alle Sprachen übersetzten jiddischen Romancier und Dramatiker Schalom Asch, der dem Jiddischen den Vorzug vor jedem anderen Idiom der Welt gab und dies damit begründete, dass man da eben jedes Wort verstehe... Schalom Asch, der den Literatur-Nobelpreis sicherlich eher verdient hätte als mancher, der damit ausgezeichnet wurde, sprach so, halb im Scherz, halb im Ernst, das Dilemma an, in das man sich begibt, wenn man Literatur beurteilen soll, die man im Original nicht oder nur mühsam zu lesen vermag. Wir wollen deshalb darauf verzichten, an der Weisheit derer zu zweifeln, die seit 1901 den Literatur-Nobelpreis gelegentlich auch an Autoren vergeben haben, deren überragende Verdienste wir vielleicht nur nicht zu erkennen in der Lage sind, und uns beschränken auf eine Prüfung der deutschen Laureaten.

Es sind dies, in der Reihenfolge, in der sie zwischen 1901 und 1933 mit der höchsten Ehrung bedacht wurden, die einem Mann der Feder zuteil werden kann: Christian Theodor Mommsen, Rudolf Christoph Eucken, Paul Johann Heyse, Gerhart Hauptmann und Thomas Mann.

Theodor Mommsen, 1817 im damals noch dänischen Garding geboren und als Fünfundachtzigjähriger 1902 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet, der ihm verliehen wurde «als dem grössten lebenden Meister der Geschichtsschreibung in besonderer Anerkennung für seine monumentale Römische Geschichte», war Historiker und Ordinarius an der Berliner Universität.

Rudolf Christoph Eucken, geboren 1846 in Aurich in Ostfriesland, war Professor der Philosophie in Basel, später in Jena, und – wie seine Zeitgenossen übereinstimmend versichern – ein überaus gütiger, warmherziger Mensch und idealistischer Philosoph, der uns im Rückblick etwas naiv-pa-

thetisch erscheint. Ein Schriftsteller war er gewiss nicht.

Paul Heyse, Berliner des Jahrgangs 1830 und mütterlicherseits, wie wir bereits wissen, ein Nachkomme Moses Mendelssohns, studierte als Sohn eines Berliner Universitätsprofessors und berühmten Sprachforschers klassische Philologie, promovierte mit einer Arbeit «Über den Refrain in der provenzalischen Poesie», wurde – mit tausend Gulden Jahresgehalt – Hofpoet bei König Maximilian II. von Bayern, schrieb im Stil der von ihm erdachten «Falkentheorie» («starke deutsche Silhouette») mehr als hundert Novellen, erwies sich als ein wahrhaft glänzender Übersetzer italienischer Dichtung, versuchte sich mit geringem Erfolg als Dramendichter (wobei sein patriotisches Stück «Kolberg» später als Vorlage für einen «Durchhaite»-Propagandafilm des «Dritten Reiches» diente) und wurde 1910 mit dem Literatur-Nobelpreis ausgezeichnet als – nach Meinung des Sekretärs der Schwedischen Akademie – «Deutschlands grösster Lyriker der Gegenwart»...

Gerhart Hauptmann, 1862 im schlesischen Obersalzbrunn geboren, wollte zunächst Bildhauer werden, entdeckte dann seine wahre Berufung und wurde zu dem grossen deutschen Dramatiker des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, der dann 1912 mit dem Literatur-Nobelpreis geehrt worden ist. Man kann, zumal im Rahmen unserer Untersuchung, seiner nicht gedenken, ohne die Männer zu nennen, die ihm sein Werk in vielerlei Hinsicht erst ermöglicht und ihm zum Durchbruch verholfen haben, wobei an erster Stelle wohl der jüdische Dichter und Essayist aus Werder in der Mark, Max Heimann, zu nennen ist, der als Lektor des S. Fischer Verlags Gerhart Hauptmann «entdeckte» und ausserordentlich förderte, sein enger Freund und dann auch sein Schwager wurde. Von Max Heimann, einem Meister der deutschen Sprache und des Aphorismus, stammt übrigens ein Wort, das sich gegen die Unsinnigkeit der antisemitischen These richtete, gläubige Juden könnten nicht gleichzeitig gute Deutsche sein: «Es ist nichts Unnatürliches darin, seine Bahn mit zwei Mittelpunkten zu laufen; einige Kometen tun es und die Planeten alle...»

Einen noch bedeutenderen Platz in Hauptmanns Leben nahm Max Pinckus ein, dessen Heimat das oberschlesische Neustadt war, wo er 1934 als fast Achtzigjähriger auch gestorben ist. Er stammte aus einer wohlhabenden Textilindustriellenfamilie und war Inhaber der berühmten Leinen- und

Damast-Weberei S. Fränkel. Max Pinkus, der übrigens der Schwiegervater des Medizin-Nobelpreisträgers Paul Ehrlich wurde, war ein grosser Freund der Künste, ein selbstloser Mäzen, vor allem aber ein Bücherfreund, der in fünfzigjähriger Freizeitarbeit die berühmte, über fünfundzwanzigtausend Bände umfassende «Schlesierbibliothek» aufgebaut hat. Mit Gerhart Hauptmann verband ihn eine enge, lebenslange Freundschaft, und der Dichter widmete seinem grossen Förderer nach dessen Tode sein Requiem «Die Finsternisse»[^] nachdem er ihm zuvor schon in der Gestalt des Geheimrats Clausen in «Vor Sonnenuntergang» ein Denkmal gesetzt hatte.

Schliesslich sei daran erinnert, dass auch Samuel Fischer, Hauptmanns Verleger, Jude war; dass der grosse deutsch-jüdische Theaterdirektor und Regisseur Otto Brahm als erster Hauptmanns Stücke aufführte und dass erst der streitbare Theaterkritiker Alfred Kerr, den wir bereits als Mitglied der deutsch-jüdischen Familie Kempner kennengelernt haben, den zunächst vom konservativen Publikum abgelehnten frühen Werken Hauptmanns zum triumphalen Durchbruch verhalf.

Bleibt als letzter der deutschen Literatur-Nobelpreisträger der Zeit vor 1933 Thomas Mann zu nennen, der 1875 in Lübeck zur Welt kam und aus einer wohlhabenden hanseatischen Kaufmannsfamilie stammte. Bereits als Fünfundzwanzigjähriger erzielte er mit seinem Roman «Buddenbrooks» einen ausserordentlichen Erfolg. Vor allem dieses Frühwerk, weniger die bis 1929 folgenden Essays, Novellen und weiteren Romane, die sich vornehmlich mit den Verfallserscheinungen der bürgerlichen Gesellschaft befassten, trug ihm 1929 den Nobelpreis für Literatur ein.

Vier Jahre später musste Thomas Mann, der grosse deutsche Erzähler, aus Deutschland flüchten, wurde ausgebürgert, seines Vermögens beraubt und mit seinen Büchern aus den deutschen Bibliotheken verbannt. Er erwarb erst die tschechische, dann die amerikanische Staatsangehörigkeit, aber damit hörte er nicht auf, ein deutscher Schriftsteller zu sein, was jedem klar wird, der seinen in der Emigration entstandenen «Doktor Faustus» kennt. Auch setzte er sich mit seinem ganzen internationalen Prestige für die Aufnahme der aus dem «Dritten Reich» Geflüchteten ein, wurde darüber hinaus zu einem der grossen geistigen Widersacher der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und bemühte sich nach dem Kriege, wenn auch vergeblich, um die – mindestens kulturelle und geistige – Einheit Deutschlands.

Auch Thomas Manns Beziehungen zum deutschen Judentum waren sehr eng, und sie gingen weit über die Tatsache hinaus, dass er eine Tochter des deutsch-jüdischen Mathematikers und Kunstsammlers Alfred Pringsheim geheiratet hätte. Zu seinem intimen Freundeskreis gehörten zahlreiche Künstler, Schriftsteller und andere Persönlichkeiten jüdischer Herkunft. Arnold Schönberg, Bruno Walter und Theodor W. Adorno berieten ihn in musikalischer Hinsicht bei der Abfassung schwieriger Passagen des «Doktor Faustus», und die Figuren der Rosenstiel und des Breisacher in diesem Roman, erst recht die Roman-Tetralogie «Josef und seine Brüder», lassen erkennen, wie sehr sich Thomas Mann mit dem deutschen Judentum verbunden fühlte.

Nichtsdestoweniger bleibt die Tatsache bestehen, dass von den fünf Deutschen, die bis 1933 mit dem Literatur-Nobelpreis ausgezeichnet wurden, nur einer, Paul Heyse, selbst jüdischer Herkunft war. Der Anteil der deutschen Juden an der Literatur ihres Kulturkreises hätte also, wenn wir die Nobelpreisverleihungen zum alleinigen Massstab nehmen, bei höchstens zwanzig Prozent gelegen.

Doch ehe wir uns mit der Frage auseinandersetzen, ob der Nobelpreis hier wirklich als Gradmesser dienen kann und welche anderen Möglichkeiten es geben könnte, den tatsächlichen Anteil des Judentums an der deutschen Literatur zu ermitteln, wollen wir uns zunächst mit den weiteren Nobelpreis-Verleihungen für Literatur befassen.

Von 1934 bis 1969 wurden einunddreissig Autoren mit dem Nobelpreis ausgezeichnet: je fünf Franzosen und Amerikaner, drei Briten, zwei Italiener, zwei Bürger der Sowjetunion, zwei Bürger Schwedens, einer der Schweiz; ausserdem ging je ein Preis nach Irland, Island, Finnland, Dänemark, Jugoslawien, Griechenland, Japan, Chile, Guatemala und Israel.

Das Deutsche Reich und seine Nachfolgestaaten gehören also seit 1929, als Thomas Mann, der kurz darauf in die Emigration ging und Amerikaner wurde, die hohe Auszeichnung empfang, nicht mehr zu den Ländern, von deren Autoren wenigstens einem im Laufe von dreieinhalb Jahrzehnten der Literatur-Nobelpreis zuerkannt werden konnte ... – es sei denn, man geht von dem Standpunkt aus, nicht Staatsangehörigkeit oder Wohnort entscheiden über die Zugehörigkeit zu einem Kulturkreis, sondern Herkunft, Geburtsort, Verbundenheit mit der Heimat, geistige Wurzeln und vor allem die Muttersprache.

Dann allerdings können die Staaten des deutschen Kulturkreises auch seit 1933 noch eine ganze Reihe von Literatur-Nobelpreisträgern mit mehr oder weniger gutem Recht für sich reklamieren, angefangen mit der seit dreissig Jahren in Schweden lebenden und dort naturalisierten Laureatin des Jahres 1966, Nelly Sachs. Sie ist gebürtige Berlinerin aus gutsituierter deutsch-jüdischer Bürgerfamilie und trat vor 1933 literarisch wenig hervor, abgesehen von expressionistischen Gedichten, die sie in Zeitschriften veröffentlichen konnte und durch die Stephan Zweig – einer der vom Nobel-Komitee nicht bedachten Grossen der deutschen Literatur jüdischer Herkunft – auf sie aufmerksam wurde, und mit einem 1921 erschienenen Band «Legenden und Erzählungen», den sie Selma Lagerlöf widmete. Diese grosse schwedische Erzählerin war es auch, die Nelly Sachs, deren Interesse, neben ihren literarischen Versuchen, bis dahin vor allem der Musik und dem Ausdruckstanz gegolten hatte, zum dichterischen Schaffen ermutigte. Auch ist es vornehmlich Selma Lagerlöf und nach ihrem Tode im Jahre 1940 dem von der Dichterin zu Hilfe gerufenen Prinzen Eugen von Schweden zu verdanken, dass Nelly Sachs der Literatur erhalten blieb. Buchstäblich in letzter Minute wurden sie und ihre Mutter durch schwedische Intervention vor dem Abtransport in ein später vernichtetes Getto in Polen gerettet und fanden Asyl, bald auch eine neue Heimat in Stockholm, während alle ihre Freunde und Verwandten Opfer der «Endlösung» wurden. Erst die Erfahrungen der Leidensjahre (und ihre tiefe Dankbarkeit gegenüber dem schwedischen Volk) haben Nelly Sachs zu der Dichterin gemacht, die dann «für ihre hervorragenden lyrischen und dramatischen Werke, die das Schicksal Israels mit ergreifender Stärke interpretieren» 1966 mit dem Literatur-Nobelpreis ausgezeichnet wurde.

Nelly Sachs teilte den Preis mit einem anderen Dichter, den man ebenfalls ohne grosse Mühe zu mehr als der Hälfte für den deutschen Kulturkreis beanspruchen könnte, nämlich mit Samuel Josef Agnon, dem grossen Dichter Israels.

Agnon, der eigentlich Czaczkes hiess, war gebürtiger Österreicher, denn er kam 1888 in dem galizischen Städtchen Buczacz zur Welt. Mit fünfzehn Jahren veröffentlichte er seine ersten jiddischen Verse. Über ein Jahrzehnt lang, nämlich von 1913 bis 1924, lebte er als Schriftsteller und Herausgeber in Berlin, wo er sich mit einer deutschen Jüdin, Esther Marx, verheiratete. Und er veröffentlichte sein erstes grösseres Werk 1919 in deutscher Sprache

unter dem Titel «Und das Krumme wird gerade» – alles in allem wohl genug, ihn zu einem guten Teil der deutschen Literatur zuzurechnen, auch wenn man dagegen in Talpiot protestieren sollte, jenem Vorort von Jerusalem, wo Agnon seinen Lebensabend verbrachte. Er selbst erzählte einmal, er sei in der Synagoge gewesen, und der Rabbi hätte ihn den Anwesenden vorgestellt mit den Worten: «Wissen Sie, wer dieser Mann ist? Dieser Mann ist der grösste Dichter der Welt – nein, was sage ich? Er ist der grösste Dichter in Israel! Nein, was sage ich, er ist der grösste Dichter in Talpiot!», und die letzte Version, die bescheidenste, wäre er, Agnon, bereit zu akzeptieren. Was er nicht hinnehmen wollte, war, wenn man ihn mit Franz Kafka vergleichen wollte, der – in Prag geboren und aufgewachsen und als ein weiterer Dichter jüdischer Herkunft zu den Grossen der deutschen Literatur zählend, die des Nobelpreises würdig gewesen wären – einmal von sich selbst gesagt hatte, er hätte «nicht den letzten Zipfel des davonfliegenden jüdischen Gebetsmantels noch gefangen wie die Zionisten»...

Zu Kafkas, des Frühvollendeten, Lebzeiten erschienen nur einige seiner Novellen. Seine Hauptwerke – «Der Prozess», «Das Schloss» und «Amerika» – sowie seine «Briefe und Tagebücher» wurden erst, nachdem er 1924 gestorben war, nach und nach herausgegeben – von keinem geringeren als Max Brod, ebenfalls gebürtig aus Prag und als Jude zu den Grossen der zeitgenössischen deutschen Literatur gehörend, die sich für den Literatur-Nobelpreis qualifiziert haben, ohne dass er ihnen verliehen worden wäre...

Doch zurück zu denen, die den Preis erhielten und, wenn auch mit einiger Mühe und nur zum Teil, für den deutschen Kulturkreis beansprucht werden könnten. Da wäre beispielsweise Boris Pasternak, dem 1958 der Literatur-Nobelpreis zugesprochen wurde und der ihn – unter starkem Druck seiner Partei – ablehnen musste. Pasternak ist zwar in Moskau geboren, doch sein Vater, der Maler und Grafiker Leonid Pasternak, der unter anderem Albert Einstein porträtiert hat, stammte aus Odessa und gehörte zu jenen Resten des jüdischen Bürgertums im Osten, das sich seine kulturellen Bindungen an Deutschland bewahrt hatte. Das trifft auch und in noch stärkerem Masse zu für Pasternaks Mutter, die Musikerin Rose Kaufmann. Und Boris Pasternak selbst gab sein anfängliches Jura-Studium in Moskau bald auf und ging einige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg nach Marburg, wo er bei dem Neukanthianer Hermann

Cohen, dem Begründer der «Marburger Schule», Philosophie studierte. (Übrigens, auch Cohen, 1842 in Coswig geboren und 1918 in Berlin gestorben, hätte sich mit seinem Hauptwerk «Die Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums», mit mindestens demselben Recht wie sein Jenaer Kollege Eucken für den Literatur-Nobelpreis, mit dem 1916 erschienenen Werk «Deutschtum und Judentum» für den Pour le Merité qualifiziert ...)

Doch um zu Pasternaks Beziehungen zu Deutschland zurückzukehren, so hat er, zumal als ihm in seiner Heimat während der Stalin-Herrschaft zeitweise jede eigene Veröffentlichung untersagt war, nicht nur Goethes «Faust» und Kleists «Prinz von Homburg» ins Russische übersetzt, sondern auch die Lyrik Rainer Maria Rilkes. Und schliesslich sei daran erinnert, dass Pasternaks grösstes Werk, der Roman «Doktor Schiwago» in Deutschland zu hohen Ehren und noch höheren Auflagen kam, während es in der Sowjetunion nicht erscheinen konnte...

Ein weiterer, ausnahmsweise nicht jüdischer Literatur-Nobelpreisträger, den die Bundesrepublik für sich beanspruchen könnte, war Hermann Hesse. 1877 im württembergischen Calw geboren, verbrachte er einen Teil seiner Jugend in Basel, wohin er noch häufig zurückgekehrt ist. Er heiratete eine Baselerin, und da er seit 1914 in immer schärferen Konflikt mit dem deutschen Nationalismus geraten war, gab er jeden Gedanken an eine Heimkehr nach Deutschland auf, wurde Schweizer und blieb, von 1912 bis zu seinem Tode im Jahre 1962, im Tessin. Schon aus seiner entschiedenen Gegnerschaft zum Nationalsozialismus heraus war Hermann Hesse, den eine enge Freundschaft mit Romain Rolland verband und dessen «Glasperlenspiel im «Dritten Reich» nicht erscheinen konnte, mit zahlreichen deutsch-jüdischen Kollegen in völliger Übereinstimmung. Und Baruch Spinoza, den grossen, von den Rabbinern aus der Gemeinde ausgestossenen jüdischen Philosophen, bezeichnete er als einen seiner geistigen Väter...

Wir könnten auch noch den Versuch unternehmen, den französischen Philosophen und Literatur-Nobelpreisträger des Jahres 1927, Henri Bergson, zum Teil für den deutschen Kulturbereich zu reklamieren, stammte er doch väter- und mütterlicherseits von Juden deutscher Herkunft ab, doch wären damit unsere Möglichkeiten erschöpft, zumindest soweit es sich um die Rettung der Ehre der vom Nobelpreiskomitee seit Jahrzehnten vernachlässig-

ten deutschen Literatur handelt. Immerhin hat der Versuch gezeigt, dass der Anteil jüdischer Dichter, Schriftsteller und Philosophen am deutschen Schrifttum der «Nobelpreisklasse» erheblich grösser ist, als sich an den Literatur-Nobelpreisen (oder auch an der Mitgliederliste des Ordens pour le Mérite) erkennen lässt. Wir haben jedoch bisher erst, um Kafkas Ausspruch abzuwandeln, einen Zipfel dessen erfasst, was im «Dritten Reich» geächtet und verbrannt, aus öffentlichen und privaten Bibliotheken «ausgemerzt» und fortan totgeschwiegen wurde; was nur zu einem geringen Teil nach dem katastrophalen Ende des braunen Spuks zu neuer und dann oft überraschender Blüte gekommen ist. Der tatsächliche Anteil des Judentums an der deutschen Literatur ist noch viel grösser, als wir bereits ahnen, und er ist fast gigantisch zu nennen. Wollten wir ihn in vollem Umfange würdigen, so wie er es verdiente, dann müssten wir, schon wegen der unzähligen wechselseitigen Beziehungen, auch zu den Grossen der deutschen Literatur nicht jüdischer Herkunft, dieses Kapitel auf den Umfang eines enzyklopädischen Werkes ausdehnen, und wir hätten dann eine Geschichte der deutschen Literatur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in der nur sehr wenige bedeutende und etliche unbedeutende, leicht zu entbehrende Namen fehlten.

Dies kann und soll aber nicht unsere Aufgabe sein. Wir wollen uns vielmehr damit begnügen, einmal zu versuchen, uns die Schaufenster einer grossstädtischen Buchhandlung vorzustellen, wie sie noch kurz vor Beginn des «Dritten Reiches» ausgesehen haben.

In Schaufenstern kann man natürlich nicht alles zeigen, aber doch eine repräsentative Auswahl. Und so fänden wir denn darin, neben Werken ausländischer und «arischer» deutscher Autoren, von denen eine stattliche Reihe ebenfalls bald darauf der Ächtung anheimfiel, vorwiegend Bücher deutsch-jüdischer Autoren.

Da lägen unter den damaligen Neuerscheinungen: Alfred Döblins «Berlin-Alexanderplatz», Emil Ludwigs «Wilhelm II.», Vicki Baums Bestseller «Menschen im Hoteh, Wilhelm Speyers entzückend frivole Erzählung «Charlott etwas verrückt», Lion Feuchtwangers «Erfolg», Max Brods Roman «Eine Frau, nach der man sich sehnt», «Bambi»-Vater Felix Saltens Roman «Simson», Franz Werfels «Abituriententag», Gabriele Tergits damals viel Aufsehen erregender Roman «Käsebier erobert den Kurfürstendamm», Arnold

Zweigs «Streit um den Sergeanten Grischa» und sicherlich auch seine gerade wieder neu aufgelegten «Novellen um Claudia», «Der Fall Maurizius» von Jakob Wassermann, Ernst Tollers «Feuer unter den Kesseln», Walther Mehrings «Gedichte, Lieder und Chansons», Joseph Roths «Radetzkymarsch», Anna Seghers Roman «Die Gefährten», Robert Neumanns amüsante «Karriere» Stephan Zweigs fesselnde Biographien von «Fouche» und «Marie Antoinette», Friedrich Torbergs Roman « ... und glauben, es wäre die Liebe», Alfred Neumanns «Narrenspiegel» und Erich Mühsams «Unpolitische Erinnerungen».

Im nächsten Schaufenster wäre Kurt Tucholsky mit «Lerne lachen, ohne zu weinen» vertreten, einem von Rowohlt herausgebrachten Sammelband von Essays, Glossen und Gedichten für die «Weltbühne», sodann Egon Erwin Kisch mit dem «Rasenden Reporten, Franz Molnär mit «Spiel im Schloss» und Siegfried Trebitsch, der enge Freund von Bernard Shaw und Weggenosse von Rainer Maria Rilke und Hugo von Hofmannsthal, mit «Mord im Nebel» Wir fänden daneben Rudolf Oldens «Justizmord an Jakubowski», Arthur Schnitzlers «Fräulein Else», auch «Die Katrin wird Soldat» von Adrienne Thomas, Bruno Franks «Politische Novellen der noch nicht als «Mischling» diffamierten Elisabeth von Castoniers «Sardinienfischer», «Wohin rollst du, Äpfelchen?» von Leo Perutz, Claire Golls «Neger Neptun raubt Europa», «Funkelnder Ferner Ostern» von Richard Katz, Ludwig Wolffs berühmten «Doktor Mabuse», Alfred Polgars «Hinterland» den «Scharlatan» von Hermann Kesten, Ferdinand Bruckners «Marquise von O» und des Halbjuden Carl Zuckmayers «Hauptmann von Köpenick» vielleicht auch eine Kassetten mit den Texten der Bühnenstücke von Carl Sternheim oder Roda Rodas autobiographischen Roman.

Im nächsten, der anspruchsvollen Lyrik, der Philosophie und den politischen Wissenschaften vorbehaltenen Schaufenster fänden wir Karl Wolfskehl's «Bild und Gesetz» Else Lasker-Schölers Erzählung «Arthur Aronymus» einen Gedichtband der damals noch sehr jungen Lyrikerin Elisabeth Langgässer, die dann 1936 Schreibverbot erhielt, weil sie väterlicherseits jüdischer Herkunft war, Gedichte, Aphorismen und Essays von Karl Kraus, Rudolf Borchardt oder auch von Mascha Kaleko, die damals, mit erst zwanzig Jahren, bereits eine literarische Berühmtheit Berlins war, ihre Gedichte sowohl in der «Vossischen Zeitung» wie im «Berliner Tageblatt» veröffentlichen konnte und für die sich Hermann Hesse und Thomas Mann ebenso einge-

setzt hatten wie Alfred Polgar und Monty Jacobs, ihr eigentlicher Entdecker.

In diesem Schaufenster hätte sich auch «Ich und Du» von Martin Buber gefunden, ebenso Leo Baecks «Pharisäer», Max Schelers «Die Stellung des Menschen im Kosmos», Maximilian Hardens letztes Werk «Von Versailles nach Versailles», Ludwig Marcuses 1929 erschienene Biographie «Ludwig Börne, Revolutionär und Patriot» Max Horkheimers «Anfänge der bürgerlichen Geschichtsphilosophie», Theodor W. Adornos «Kierkegaard», Herbert Marcuses Erstlingswerk «Hegels Ontologie und die Theorie der Geschichtlichkeit», Kurt Hillers Verwirklichung des Geistes im Staat», Julius Babs «Goethe und die Juden», Ernst Blochs «Thomas Münzer als Theologe der Revolution», die «Einbahnstrasse» von Walter Benjamin, dem Wegbereiter des grossen französischen Schriftstellers von mütterlicherseits deutsch-jüdischer Herkunft, Marcel Proust, Ernst Fränkels Beitrag «Zur Soziologie der Klassenjustiz» Walter Fabians «Klassenkampf in Sachsen», vielleicht auch etwas surrealistische Lyrik, etwa Yvan Golls 1928 erschienener Band «Die siebente Rose», gewiss aber die mehrbändige Kulturgeschichte der Neuzeit von Egon Friedell, «Die schönsten Geschichten der Welt», eine Anthologie von Emanuel bin Gorion (der eigentlich Berdyczewski hiess und aus Berlin stammte) sowie die auch von Nichtjuden viel gelesene Theodor-Herzl-Biographie von Manfred George (dem zu Beginn des «Dritten Reiches» die Flucht nach Amerika gelang – über Prag, Paris, Spanien, wiederum Prag, Ungarn, Jugoslawien, Italien, die Schweiz und wiederum Frankreich... – und der von 1939 an in New York den «Aufbau» herausgab, jene grosse deutschsprachige Wochenzeitung, die wie keine zweite das in alle Welt verstreute «Andere Deutschland» repräsentiert und verbindet...)

Trotz dieser Fülle des Angebots samt und sonders deutschjüdischer Autoren haben unsere Schaufenster nur eine relativ kleine Auswahl dessen bieten können, was «nichtarische» Dichter, Schriftsteller und Philosophen in den letzten Jahren vor Hitlers «Machtergreifung» zur deutschen Literatur beige-steuert haben. Das ältere Schrifttum – von Moses Mendelssohn über Dorothea Schlegel, Fanny Lewald, Ludwig Börne, Michael Beer, Berthold Auerbach und Heinrich Heine bis zu Georg Hermanns und Alice Berends Romanen aus dem Berliner bürgerlichen Milieu, Paula Dehmels Kinderbüchern,

Oskar A. H. Schmitz' Essays und Margarete Susmanns Lyrik – blieb, soweit wir es nicht bereits in anderem Zusammenhang erwähnt haben, unberücksichtigt. Und das trifft auch für viele zu, die damals schon schrieben, zum Teil auch schon das eine oder andere veröffentlicht hatten, aber erst später berühmt wurden: Max Tau, beispielsweise, oder auch Hilde Spiel, Balder Olden, Hannah Arendt, Hilde Domin, Marcel Reich-Ranicki, Wolfgang Hildesheimer, Hans Mayer und Erich Fried, um zwei Mitglieder der «Gruppe 47» zu nennen, auch Ilse Aichinger, Ossip K. Flechtheim, Arthur Koestler, Manes Sperber (der in Wien aufwuchs und in Berlin seine literarische Tätigkeit begann), Stephan Hermlin, Fritz Sternberg, Alfred Kantorowicz, Hans Steinitz, Peter Weiss, Hans Habe, Curt Riess und Angelika Schrobsdorff.. . In diese Gruppe gehört auch Willy Haas, der heutige «Caliban» der «Welt», Wolfgang Ebert, Peter de Mendelssohn, die Tiermalerin und Buchillustratorin Erna Pinner, die mit Gottfried Benn befreundet war, Kasimir Edschmid auf seinen Weltreisen begleitet hat und auch als Schriftstellerin bekannt wurde, und schliesslich – neben Anne Frank, die mit sechzehn Jahren in Bergen-Belsen sterben musste und deren Tagebuch zu den meistgelesenen Nachkriegsveröffentlichungen in deutscher Sprache gehört – auch Edith Stein, Schülerin von Edmund Husserl und Autorin zahlreicher philosophischer und soziologischer Werke. Die gebürtige Breslauerin war 1922 zum Katholizismus übergetreten, wurde später unter dem Namen Theresia Benedicta a Cruce Karmeliterin und 1942 aus dem holländischen Kloster, in dem sie Zuflucht gefunden hatte, nach Auschwitz deportiert und wie Millionen andere ermordet...

Wie gross der Verlust gewesen ist, der dem deutschen Kulturbereich durch die Ächtung, Vertreibung und Ermordung eines Grossteils der Dichter, Schriftsteller und Philosophen deutscher Zunge entstanden ist, lässt sich nur schätzen. Dabei ist zu bedenken, dass zusammen mit denen, die um ihrer angeblich «artfremden» Abstammung willen verfolgt wurden, auch sehr viele «arische» Vertreter der deutschen Literatur, darunter einige der Besten, in die Emigration getrieben, mit Schreibverbot belegt, verhaftet oder auch ermordet wurden, weil sie nicht bereit waren, sich der Diktatur zu beugen, den Rassenwahn gutzuheissen und Hitlers Kriegsvorbereitungen durch ihre Arbeit womöglich noch zu unterstützen.

Man geht nicht fehl in der Annahme, dass von den Repräsentanten der

deutschen Literatur, die Weltruf besaßen, mehr als drei Viertel nach 1933 auf die eine oder andere Weise gezwungen wurden, ihre Arbeit einzustellen – nicht wenige davon für immer...

Die weitaus meisten dieser Verfolgten, ins Exil, ins Gas oder – wie Kurt Tucholsky, Stephan Zweig, Walter Hasenclever, Ernst Toller, Egon Friedell, Walter Benjamin und viele andere – in den Freitod getriebenen Elite des deutschen Geisteslebens waren jüdischer Herkunft. Anders als die Naturwissenschaftler, bildenden Künstler, Architekten und Ingenieure, hatten diese Männer und Frauen, die sich der deutschen Sprache als Ausdrucksmittel bedienten, auch soweit ihnen die Flucht gelang, nur vereinzelt und sehr begrenzt die Möglichkeit zur Weiterarbeit. Und nicht wenige, insbesondere unter denen, die in Palästina eine neue Heimat fanden, schrieben fortan nicht mehr in deutscher Sprache, ja wechselten sogar ihre Namen – wie Moshe Ja'akov ben Gavriel, der als Eugen Höflich in Wien geboren war, Schalom Ben-Chorin, der aus einer alteingesessenen bayerisch-jüdischen Familie stammt, oder auch Zvi Avneri, der einmal Hans Lichtenstein hiess. Selbst die stattliche Reihe heutiger Dichter, Schriftsteller und Publizisten jüdischer Herkunft, die – noch oder wieder – in deutscher Sprache schreiben, lebt in der überwältigenden Mehrzahl im Ausland.

Die Plätze der Vertriebenen, Ermordeten oder als Pionier eines neuen Staates der deutschen Kultur Verlorengegangenen nahmen nach 1933 andere ein – «Artgemässe», darunter neben krassen Opportunisten sicherlich auch der eine oder andere verblendete Idealist. Den literarischen Rang, die Vielfalt und Fruchtbarkeit derer, die man geächtet und verjagt hatte, erreichte kein einziger von ihnen. Zwischen jener letzten Etappe vor Beginn des «Dritten Reiches» und den späten vierziger Jahren, als sich wieder eine deutsche Literatur, würdig dieses Namens, zu regen begann, klafft eine schmerzliche Lücke.

Sechstes Kapitel

Der selbstzertretene Siegerkranz

Im Rahmen einer Bilanz, die Aufschluss darüber geben soll, wie sich die eventuellen Vorteile der von Hitler verfolgten Judenpolitik zu den möglichen Nachteilen verhalten, können wir nicht umhin, uns auch mit dem Verlauf des Zweiten Weltkrieges näher zu beschäftigen, besonders mit der Frage, ob sich Deutschlands Aussichten, diesen Krieg zu gewinnen, durch die jüdenfeindlichen Massnahmen wesentlich verbessert oder verschlechtert haben.

Dabei müssen wir – damit wir uns nicht in müssigen Spekulationen verlieren – vom tatsächlichen Verlauf des Zweiten Weltkrieges ausgehen und dürfen Änderungen nur insoweit in unsere Betrachtung einbeziehen, als sie von einem Wegfall aller gegen «Nichtarier» gerichteten staatlichen Massnahmen mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit bewirkt worden wären. Und wir können uns von unserem Thema nicht ablenken lassen durch grundsätzliche Erwägungen, etwa der Verwerflichkeit des Angriffskrieges im Allgemeinen und der imperialistischen Pläne des Hitler-Regimes im besonderen, nicht einmal der Frage, ob ein Sieg Deutschlands und seiner Verbündeten überhaupt für irgend jemanden, das deutsche Volk eingeschlossen, hätte wünschenswert sein können.

Dies alles – und manches andere mehr – muss völlig ausser Betracht bleiben. Es kann in unserer Untersuchung allein um die Frage gehen, ob und, wenn ja, inwieweit die Judenpolitik des «Dritten Reiches» den Verlauf und den schliesslichen Ausgang des Zweiten Weltkrieges wesentlich beeinflusst hat.

Untersuchen wir zunächst eine militärische Frage, nämlich die nach den personellen Einbussen der Streitkräfte als direkte oder indirekte Folge der «rassischen» Diskriminierung.

Als Hitler am 1. September 1939 die Wehrmacht ohne vorherige Kriegserklärung in Polen einfallen liess und damit den Zweiten Weltkrieg auslöste, zählte das Deutsche Reich – einschliesslich Saargebiet, Österreich, Sudetenland, Memel und Danzig¹ – rund achtzig Millionen Einwohner; dazu kamen noch die Deutschen im «Reichsprotectorat Böhmen und Mähren».

¹ Die Freie Stadt Danzig wurde mit Wirkung vom 1. September 1939 Bestandteil des Deutschen Reiches.

Die aus dieser Bevölkerung rekrutierten Streitkräfte, die im September 1939 zur Verfügung standen, umfassten ein Feldheer von 1,4 Millionen und ein Ersatzheer von 1,2 Millionen Mann, dazu rund vierhunderttausend Mann der Luftwaffe, rund fünfzigtausend Mann der Kriegsmarine und fünf- unddreissigtausend Mann der «Waffen-SS» sowie etwa fünfhunderttausend zivile Wehrmatsangehörige, darunter auch weibliches Personal. Bei Kriegsbeginn waren also fast vier Millionen Menschen oder knapp fünf Prozent der Reichsbevölkerung zur Wehrmacht einberufen.

Im Verlaufe des Krieges schwoll der Personalstand der drei regulären Wehrmachtsteile und der «Waffen-SS» gewaltig an und erreichte seinen Höchststand im Jahre 1943, als fast 9,5 Millionen Mann unter Waffen standen. Dazu kamen maximal 2,3 Millionen – männliche und weibliche – Zivilangestellte und Hilfskräfte.

Bezieht man diese Höchstzahlen von zusammen fast zwölf Millionen Einberufenen auf die Reichsbevölkerung von 1939, so ergibt sich ein Mobilisierungsgrad von maximal fünfzehn Prozent. Legt man jedoch der Berechnung die auf rund hundert Millionen Menschen angewachsene reichs- und «Volksdeutsche» Gesamtbevölkerung späterer Kriegsjahre zugrunde, so lag der höchste Mobilisierungsgrad bei etwa zwölf Prozent.

Auf dieser Basis wollen wir zunächst einmal prüfen, welche personellen Einbussen der deutschen Wehrmacht dadurch entstanden, dass die von einer jüdenfeindlichen Gesetzgebung betroffenen Teile der Reichsbevölkerung nicht zu den Waffen gerufen oder, sofern sie bereits Soldaten waren, bald entlassen wurden. Dabei müssen wir jedoch auf die Statistiken des Jahres 1932 zurückgreifen, weil die spätere jüdische Auswanderung ja zweifellos auf normaler, nicht ins Gewicht fallender Höhe geblieben wäre, hätte es keine «rassische» Diskriminierung gegeben.

Vor 1933 lebten im «Altreich» fünfhundertfünfundzwanzigtausend Juden, die zu etwa vier Fünfteln deutsche Staatsbürger waren, im übrigen fast ausnahmslos sofort naturalisierbar gewesen wären, in Österreich etwas über dreihunderttausend und im Saargebiet, in Danzig und Memel zusammen rund zwanzigtausend Glaubensjuden. Hinzu kamen die knapp hundertzwanzigtausend Juden überwiegend deutscher Nationalität und Muttersprache, die in den annektierten oder zum Protektorat erklärten Gebieten der Tschechoslowakei lebten, sowie mindestens fünfundzwanzigtausend

Juden in den bis 1920 preussischen, dann polnischen Provinzen, die im September 1939 zum Deutschen Reich geschlagen wurden – alles in allem rund eine Million Menschen oder fast 1,2 Prozent der Reichsbevölkerung (wobei wir uns erinnern müssen, dass es sich um eine hypothetische Berechnung handelt; in Wirklichkeit hatte sich diese Zahl durch Auswanderung, Flucht und Vertreibung bereits erheblich vermindert).

Diesen durch ihre Zugehörigkeit zu Synagogengemeinden als Juden klar definierten Bürgern müssen wir indessen nun noch diejenigen hinzurechnen, die nach den «Rasse»gesetzen als Juden galten, ohne dass sie sich zum mosaischen Glauben bekannten, ferner die «jüdischen Mischlinge» und die mit jüdischen (oder als Juden geltenden) Ehepartnern verheirateten «Arier». Was die zahlenmässige Stärke dieser Personengruppen betrifft, so sind wir weitgehend auf Schätzungen angewiesen, zumal für die Gebiete, die dem «Altreich» erst nach und nach einverleibt wurden.

Das Reichsministerium des Innern bezifferte (im April 1935, also zwei Jahre nach Beginn der verstärkten Auswanderung und nur auf das damalige Reichsgebiet bezogen) den «nichtarischen» Bevölkerungsanteil mit 2,3 Prozent, aufgegliedert in «Volljuden (mosaisch) 475'000, Volljuden (nichtmosaisch) 300'000, Mischlinge 1. und 2. Grades 750'000, zusammen 1'525'000». Doch diese Schätzung, die zudem die «arischen» Ehepartner unberücksichtigt liess, erwies sich als entschieden zu hoch, zumindest was die Anzahl der «jüdischen Mischlinge» betraf.

Bei der Volkszählung von 1939, deren Ergebnisse, soweit sie uns hier interessieren, erst 1944 publiziert wurden, machte der Anteil der «jüdischen Mischlinge» insgesamt nur ein Drittel des «volljüdischen» Bevölkerungsanteils aus.

Indessen nützen uns auch diese genaueren Zahlen nur wenig, da sie einerseits nicht erkennen lassen, wie stark gerade die Gruppe der «Mischlinge» von den bis 1939 bestehenden Auswanderungsmöglichkeiten Gebrauch gemacht hat, andererseits von der Wehrmacht bestimmte Differenzierungen vorgenommen wurden, die die Schätzung ihrer tatsächlichen Personaleinbussen weiter erschwert: Während zum Beispiel «jüdische Mischlinge 1. Grades» (Halbjuden) bis auf wenige Ausnahmen aus dem aktiven Wehrdienst ausscheiden mussten, liess man «Mischlinge 2. Grades» (mit nur einem jüdischen Grosseelternteil) in der Regel bei der Truppe. Zu Offiziersrängen waren sie – und auch die Ehemänner «nichtarischer» Frauen – jedoch nur ausnahmsweise zugelassen.

Trotz dieser zahlreichen Berechnungsschwierigkeiten und der unzulänglichen Statistik lässt sich anhand der ziemlich zuverlässigen Angaben über die konfessionelle Gliederung der Bewohner aller Gebiete, die dann zusammen das «Grossdeutsche Reich» bildeten, und mit Hilfe der sich aus der Volkszählung von 1939 ergebenden Relationen eine vorsichtige Schätzung wagen: Sie ergibt, dass *ohne die judenfeindlichen Massnahmen* und die dadurch bewirkte Massenauswanderung rund 2,8 Millionen Personen deutscher Nationalität und Muttersprache im September 1939 von der Rassendiskriminierung direkt oder, als Ehepartner von «Nichtariern», indirekt betroffen gewesen wären.

Davon hätten zwölf Prozent oder 336'000 Männer und Frauen ihre Einberufung erhalten, wären sie noch in vollem Umfange verfügbar gewesen und genauso behandelt worden wie die übrige Bevölkerung. Umgekehrt scheint diese recht eindrucksvolle Zahl auch schon Auskunft über die personelle Gesamteinbusse der deutschen Streitkräfte infolge der 1933 begonnenen Judenpolitik zu geben. Dies ist jedoch ein Trugschluss.

Die «Nichtarier» im Reichsgebiet waren ja keineswegs bloss vom Wehrdienst befreit; sie galten vielmehr als Gegner! Infolgedessen wurde im Verlauf des Krieges ein beträchtlicher Teil des sonst für die Wehrmacht verfügbaren Personals für «unabkömmlich» erklärt oder seinen eigentlichen militärischen Aufgaben entzogen und gegen Zivilisten eingesetzt, die, objektiv gesehen, teils Mitbürger, teils harmlose Nichtkombattanten in eroberten Gebieten waren. Natürlich lässt sich nur schätzen, wie viele Soldaten aller Dienstgrade im Zuge judenfeindlicher Massnahmen «zweckentfremdet» wurden, doch gibt es zahlreiche Anhaltspunkte, die darauf schliessen lassen, dass die aus der aktiven Judenverfolgung resultierende Personaleinbusse der Wehrmacht auf mindestens vierzig- bis fünfzigtausend Mann zu schätzen ist. Diese Leute waren teils Beamte der «Juden-Dezernate», Transportbewacher, Getto-Posten oder auch im Verwaltungsdienst, wo sie die den Juden abgenommene Beute ordneten und registrierten, teils gehörten sie zu den SS-Totenkopfverbänden und -Einsatzgruppen, die die Massenmorde vorbereiteten und durchführten.

Zusammen mit ihren reichsdeutschen Opfern sowie mit denen, die zwar der «Endlösung» entkamen, aber für unwürdig befunden wurden, Wehrdienst zu leisten, bildeten die Kontrolleure, Bewacher und Angehörigen der Exekutionskommandos ein nicht kämpfendes Heer von beinahe vierhun-

Derttausend Mann – zahlenmässig stärker als die gesamte Waffen-SS im Jahre 1943, fast so stark wie die ganze Bundeswehr von heute!

Ehe wir uns mit weiteren und noch bedeutenderen Nachteilen befassen, die die Judenverfolgung dem kriegführenden Deutschland gebracht hat, müssen wir uns noch mit der militärischen Qualität derer beschäftigen, die man im Jahre 1939 für unwürdig erachtete, Wehrdienst zu leisten.

Heute, da die soldatischen Fähigkeiten und der Mut jüdischer Männer und Frauen täglich unter Beweis gestellt werden und die Schlagkraft der israelischen Armee längst zur geschichtlichen Tatsache geworden ist, müssen Zweifel an der militärischen Eignung der Juden ziemlich absurd erscheinen. Aber es wäre der Einwand denkbar, dass es doch etwas anderes sei, ob man für den eigenen Staat kämpft oder für ein Reich, unter dessen Bevölkerung man nur eine winzige Minderheit bildet.

Dieser mögliche Einwand ist indessen leicht zu entkräften. Ein Blick auf die Militärstatistik des Ersten Weltkrieges zeigt, dass die deutschen Juden schon damals genau die gleichen Opfer brachten wie die übrige Bevölkerung des Reiches:

Rund hunderttausend Soldaten jüdischen Glaubens, darunter sehr zahlreiche Kriegsfreiwillige, dienten in den Jahren 1914 bis 1918 in der deutschen Armee, bei der Kriegsmarine oder den Schutztruppen der damaligen deutschen Kolonialgebiete. Der Mobilisierungsgrad, der bei der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches ziemlich genau siebzehn Prozent betrug, lag bei den deutschen Juden sogar noch ein wenig höher, nämlich bei 17,7 Prozent, was auf die relativ grössere Anzahl jüdischer Freiwilliger der jüngsten Jahrgänge zurückzuführen war.

Der Anteil der Frontkämpfer und der Gefallenen jüdischen Glaubens entsprach exakt den Prozentzahlen vergleichbarer Gruppen, beispielsweise der Gesamtbevölkerung einer Grossstadt wie München.

Beweise eines ihren militärischen Fähigkeiten durchaus entsprechenden Patriotismus hatten die deutschen Juden aber auch schon hundert Jahre früher geliefert: An den Befreiungskriegen von 1812/13 nahmen etwa dreimal mehr jüdische Freiwillige teil, als es nach dem zahlenmässigen Verhältnis der Juden zur Gesamtbevölkerung zu erwarten gewesen wäre. Sie kämpften in Lützows Freikorps – wie beispielsweise der Maler Philipp Veit avancierten «wegen besonderer Bravour» zu Offizieren, selbst bei den exklusivsten Regimentern – wie etwa der dann bei Gross-Görschen gefallene Gardeleutnant

Meyer Hilsbach aus Breslau wurden in mindestens einundsiebzig namentlich bekannten Fällen mit dem Eisernen Kreuz dekoriert – wie der als «Juden-Major» bekanntgewordene Meno Burg – oder sogar mit dem Orden pour le Mérite, der höchsten preussischen Tapferkeitsauszeichnung – wie Simon Kremser, Kriegskommissarius im Stabe des Marschalls Blücher, der 1806 mit grosser Kaltblütigkeit den preussischen Kriegsschatz vor dem Zugriff der Franzosen gerettet hatte und später die erste Konzession für (die nach ihm benannten) Ausflugswagen erhielt.

Jüdin war auch jene junge, als «Schwarzer Jäger Johanna» im «Dritten Reich» glorifizierte Kriegsfreiwillige, Esther Manuel, genannt Grafemus, die – nach zweimaliger Verwundung – zum Wachtmeister befördert und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde.

So war die patriotische Haltung der deutschen Juden im Ersten Weltkrieg nur die selbstverständliche Fortsetzung einer schon über hundertjährigen Tradition. 1914/18 erhielten mehr als fünfzigtausend «Volljuden» – darunter rund fünfunddreissigtausend Angehörige von Synagogengemeinden – Tapferkeitsauszeichnungen, unter ihnen zwei der jüngsten Kriegsfreiwilligen überhaupt, der am 10. Juli 1899 in Mannheim geborene Josef Steinhardt, der 1917 als Unteroffizier fiel, und Richard Bing, geboren am 12. Februar 1899 in Beuthen. Der absolut jüngste deutsche Kriegsfreiwillige war der bei seiner Meldung erst vierzehnjährige Jude Eugen Scheyer. Der erste Reichstagsabgeordnete, der als Kriegsfreiwilliger bereits am 3. September 1914 bei Luneville fiel, war der Mannheimer Rechtsanwalt Ludwig Frank, Sozialdemokrat jüdischer Herkunft. Jüdische Studentenverbindungen meldeten sich geschlossen zu den Fahnen, und es sind jüdische Familien bekannt, von denen bis zu zehn Söhne bei Kriegsbeginn einrückten.

Der Fliegerleutnant Wilhelm Frankl, gefallen 1917, wurde mit dem Orden pour le Mérite dekoriert; der Fliegerleutnant Max Pappenheimer, gefallen 1918, erhielt das Goldene Militärverdienstkreuz «für aussergewöhnliche Heldentat vor dem Feind», das ausser ihm mindestens vier weiteren jüdischen Soldaten des Ersten Weltkrieges verliehen wurde, und der Zufall wollte es, dass der letzte preussische General, dem noch die höchste Auszeichnung der vor ihrem Ende stehenden Monarchie, der Schwarze Adlerorden, im Herbst 1918 zuteil wurde, Walter von Mossner war.

Mossner, 1846 in Berlin geboren, hatte als Jude nur gegen den heftigen Widerstand des Offizierskorps und erst nachdem der König selbst sich für ihn eingesetzt hatte, Fahnenjunker bei einem feudalen Husarenregiment werden können. Er brachte es zum Kommandeur, zunächst der Leibgardehusaren, dann sogar der Gardekavalleriedivision, war bis zu seiner Pensionierung Gouverneur von Strassburg und liess sich 1914 als Kommandierender General reaktivieren...

Während es sich bei diesen wenigen Beispielen ausschliesslich um die militärischen Leistungen und Laufbahnen von «Volljuden» im Sinne der späteren «Rasse»gesetze handelte, seien – mehr der Kuriosität halber – noch einige von zigtausend «jüdischen Mischlingen» erwähnt, die am Ersten Weltkrieg teilnahmen und dabei oder später auf die eine oder andere Weise hervortraten: Der preussische General der Kavallerie (und türkische Marschall) Otto Liman von Sanders beispielsweise, 1855 bei Stolp in Pommern als Sohn eines jüdischen Gutsbesitzers geboren, wurde kurz vor Kriegsbeginn Chef der deutschen Militärmission in Konstantinopel, dann als türkischer Oberbefehlshaber der siegreiche Verteidiger der Dardanellen und «Löwe von Gallipoli» ... Oder Admiral Felix von Bendemann, Chef der Marinestation der Nordsee, der ein Sohn des jüdischen Malers Eduard Bendemann war... Oder Generalleutnant Johannes von Hahn, Enkel des Elkan Markus Hahn, der 1914 die 35. Infanteriedivision führte, 1918 Kommandeur der Festung Posen wurde und sich nach dem Kriege den Deutschnationalen anschloss... Oder Theodor Duesterberg, Enkel des Paderborner Gemeindevorsteher-Sohnes Selig Abraham Duesterberg, ein brillanter Generalstabsoffizier, der – nach einer schweren Verwundung bei Ypern – zur Obersten Heeresleitung versetzt wurde, wo er sich noch im November 1918 leidenschaftlich gegen die Annahme der Waffenstillstandsbedingungen aussprach. Duesterberg wurde bald nach dem Kriege «Zweiter Bundesführer» des deutschnationalen Frontkämpferverbandes «Stahlhelm» und war 1932 bei der Reichspräsidentenwahl Kandidat der Rechten gegen Paul von Hindenburg. Im April 1933 wurde er dann wegen seiner jüdischen Abstammung aller Ämter enthoben und aus dem «Stahlhelm» ausgeschlossen... Oder Franz von Stephani, 1918 letzter Kommandeur des Leibbataillons im 1. preussischen Garderegiment zu Fuss, von 1933 an, obwohl ebenfalls jüdischer Abstammung, «Bundeshauptmann» des nunmehr «gleichgeschalteten» NS-Frontkämpferbundes «Stahlhelm», auch Mitglied des Reichstages

und SA-Obergruppenführer... Oder auch Erhard Milch, der es im Ersten Weltkrieg zum Fliegerhauptmann brachte und nach 1933 von seinem Kriegskameraden Hermann Göring («Wer Jude ist, bestimme ich!») zum «Arier» erklärt wurde. 1939, zu Beginn des Zweiten Weltkrieges, war Milch – trotz seines (von ihm verleugneten) jüdischen Vaters, eines Marine-Oberstabsapothekers – Generaloberst und Generalinspekteur der Luftwaffe. Später wurde er von Hitler sogar zum Generalfeldmarschall befördert ...

Aus der Reichswehr, dem Hunderttausend-Mann-Heer der Weimarer Republik, brauchten 1934 – nach amtlichen Angaben – nur fünf Offiziere und vierunddreissig Mann, aus der Reichsmarine bloss zwei Offiziere und neun Mann wegen «nichtarischer» Abstammung auszuschneiden. Indessen hatte eine Reihe von Offizieren schon vorher den Abschied genommen...

Nicht wegen seiner teilweise jüdischen Abstammung, sondern aufgrund «nicht standesgemässen Verhaltens» bei einer Liebesaffäre musste ein junger Marineoffizier bereits Ende 1930 die Uniform ausziehen: Reinhard Tristan Eugen Heydrich, Sohn des Musikers und Begründers des «Ersten Hällichen Konservatoriums für Musik, Theater und Lehrberuf», Bruno Heydrich, der in Riemanns Musiklexikon von 1916 als «Heydrich, Bruno, eigentlich Süß» aufgeführt ist.

Der 1904 zu Halle an der Saale geborene Reinhard Heydrich stiess nach seiner Entlassung aus der Reichsmarine zu den Nationalsozialisten und wurde 1931 Himmlers Geheimdienst- und Sicherheitsbeauftragter.

Nach 1933 war Heydrich zunächst Chef der Politischen Polizei von Bayern, übernahm 1934 auch das preussische Geheime Staatspolizeiamt und avancierte 1936 zum «Chef der Sicherheitspolizei», dem die gesamte politische und Kriminalpolizei des Reiches unterstellt waren; daneben leitete er von Anfang an den von ihm selbst aufgebauten parteiinternen «Sicherheitsdienst» (SD) des «Reichsführers SS», und diesem ausserordentlichen Machtinstrument verdankte er auch seinen raschen Aufstieg.

Im September 1939, kurz nach Kriegsausbruch, wurden seine Funktionen in Partei und Staat zusammengelegt: Als «Chef der Sicherheitspolizei und des SD» im Range eines SS-Obergruppenführers und Generals der Polizei leitete er seitdem das «Reichssicherheitshauptamt» (RSHA), dem die gesamte Sicherheits- und Kriminalpolizei, die Gestapo, der SD, ein eigener

Auslands-Geheimdienst sowie im Kriege auch die berüchtigten «Einsatzgruppen» unterstanden.

Heydrich hatte somit eine der stärksten Machtpositionen und gebot über den gesamten Terrorapparat des «Dritten Reiches». Und da er dem «Reichsführer SS» Heinrich Himmler, seinem einzigen Vorgesetzten ausser dem «Führer» selbst, an Energie, Intelligenz und Organisationstalent, erst recht an Brutalität, Skrupellosigkeit und Tücke überlegen war, fühlte er sich, auch schon ehe er dann noch kommissarischer «Reichsprotector in Böhmen und Mähren» wurde und auf dem Hradschin als Prokonsul residierte, zum einstigen Nachfolger Hitlers berufen.

Dem «Führer» war Heydrichs jüdische Abstammung übrigens durchaus bekannt, und auch Himmler wusste davon. Robert M. W. Kempner, Vertreter der amerikanischen Anklage in den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen der Jahre 1945/46, berichtet darüber in seinem Werk, «Eichmann und Komplizen», dass er, als diese Vermutung während der Voruntersuchung auftauchte, mehrfach Angeklagte und Zeugen darüber befragt hätte. «Das Ergebnis führte zu der Feststellung, dass Reinhard Heydrich im Sinne der Rassegesetze des Dritten Reiches keineswegs «reinrassig» war... Der für solche Rassefragen massgebendste Beamte des Dritten Reiches, der ehemalige Staatssekretär im Reichsinnenministerium Wilhelm Stuckart², «federführend» für Rasse- und Mischlingsfragen, erklärte mir am 26. Mai 1946: «... Ich hatte durch meinen Abteilungsleiter, den für dieses Gebiet zuständigen Ministerialdirigenten Hering, erfahren, dass Heydrich, dessen Vater in Halle eine Musikschule gehabt habe, als jüdisch oder teilweise jüdisch gegolten habe. Ich liess daher die Angelegenheit durch den Abwehrchef Admiral Canaris prüfen; diesem gelang es, die Photokopien der Abstammungsurkunde in seinen Besitz zu bringen. Sie wiesen die nichtarische Abstammung Heydrichs aus. Canaris deponierte die Photokopien im Ausland und liess dies Heydrich wissen. Er selbst konnte sich dadurch vor einem Zugriff Heydrichs Schützern...»

Diese Aussage wurde später auf mehrfache Weise bestätigt: Wie Joachim C. Fest in «Das Gesicht des Dritten Reiches» berichtet, hat ein Mitarbeiter des in scharfem Gegensatz zu Heydrich stehenden Abwehr-Chefs Canaris, der Pianist Helmut Maurer, noch 1940 auf dem Standesamt von Halle die

² Gemeinsam mit Hans Maria Globke, dem späteren Staatssekretär Konrad Adenauers, verfasste Stuckart den Kommentar zu den sogenannten «Blutschutzgesetzen».

Unterlagen über Heydrichs «nichtarische» Abstammung abschriftlich erhalten. Nach Maurers Erinnerung waren Heydrichs Vorfahren väterlicherseits jüdischer Herkunft. Dieser Annahme scheint ein Dokument zu widersprechen, das in Fotokopie beim Institut für Zeitgeschichte in München vorliegt. Es handelt sich um ein Gutachten, das auf Antrag des Gauleiters von Halle-Merseburg, Jordan, 1932/33 bei der Parteileitung der NSDAP erstellt wurde. Darin wird nur Heydrichs Abstammung väterlicherseits untersucht und für unbedenklich erklärt. In der Personalakte, die Martin Bormann, Hitlers «graubraune Eminenz», über Heydrich führte, befindet sich eine Ahnenliste, die Namen, Eltern und Herkunft der Muttersmutter unerwähnt lässt. Ob Heydrich väter- oder mütterlicherseits oder gar von beiden Seiten her ganz oder teilweise «nichtarischer» Abstammung war, lässt sich nicht mehr sicher feststellen. An der Tatsache seiner mindestens teilweise jüdischen Herkunft kann indessen nicht mehr gezweifelt werden³, weil auch zahlreiche Äusserungen Himmlers und Hitlers zu dieser Frage von mehreren glaubwürdigen Zeugen, zum Teil nach deren Tagebuchaufzeichnungen, überliefert sind. Sie wussten zweifellos beide, dass Heydrich «Nichtarier» war. Doch während der bürokratische «Reichsführer SS» meinte, sich deshalb von seinem Geheimdienstchef trennen zu müssen, fand Hitler, nachdem er sich lange mit Heydrich unterhalten hatte, die «blonde Bestie⁴» sei ein hochbegabter, aber auch sehr gefährlicher Mann, dessen Gaben man der Bewegung erhalten müsse. Solche Leute könnte man jedoch nur arbeiten lassen, wenn man sie fest in der Hand behielte, und dazu eigne sich seine nichtarische Abstammung ausgezeichnet...⁵.

Später wurde Heydrich von Hitler mit der nach dessen Ansicht «wichtigsten Aufgabe überhaupt», der «Endlösung der Judenfrage», beauftragt. Dass Heydrich die Ausführung dieses schauerlichen Befehls zwar noch vorbereiten und beginnen konnte, die weitere Oberleitung des organisierten

³ Der junge Historiker Shlomo Aronson kommt in seiner «Reinhard Heydrich und die Frühgeschichte von Gestapo und SD» betitelten, in der vom Institut für Zeitgeschichte, München, herausgegebenen Reihe «Studien zur Zeitgeschichte» erschienenen Inauguraldissertation zu dem Ergebnis, dass Heydrich doch nicht, wie allgemein angenommen, jüdischer Herkunft gewesen sei. Auf diese neuere Untersuchung Aronsons stützt sich auch Heinz Höhne in seiner glänzenden Darstellung «Der Orden unter dem Totenkopf- Geschichte der SS».

⁴ So wurde Heydrich von seinen SD-Mitarbeitern genannt. Vgl. hierzu: Willi Frischauer, «Himmler, The Evil Genius of the Third Reich», London 1953, S. 35.

⁵ Zitiert nach Felix Kersten, «Totenkopf und Treue. Heinrich Himmler ohne Uniform. Aus den Tagebuchblättern des finnischen Medizinalrates Felix Kersten, Hamburg o. J., S. 128.

Massenmordes dann aber seinem Mitarbeiter Adolf Eichmann überlassen blieb, ist nur dem Umstand zuzuschreiben, dass der «Stellvertretende Reichsprotektor» am 4. Juni 1942 einem Attentat zum Opfer fiel.

Voller Erbitterung äusserte Hitler – so vermerkte Himmlers Vertrauter, Felix Kersten, in seinem Tagebuch –, Heydrichs Tod gleiche einer «verlorenen Schlacht»...

Und mit diesem «Führer»-wort wollen wir unsere Untersuchung, soweit sie die quantitativen und qualitativen Einbussen betrifft, die dem militärischen Potential des Nazi-Reiches durch die judenfeindliche Politik entstanden, überleiten zu einer Quelle noch weit grösserer Verluste als bloss einer Schlacht oder selbst einer Streitmacht, die – wie wir errechnet haben – stärker gewesen wäre als die gesamte Waffen-SS von 1943 und von der man nur den Abhub, nämlich ein paar Halunken vom Schlage Heydrichs, voll integrierte, während man alle anderen mit sehr beträchtlichem personellem Aufwand zu vernichten trachtete.

Es liegt eine makabre Ironie darin, dass die Ursache jener noch viel gewaltigeren militärischen (und politischen) Nachteile, die dem «Dritten Reich» dann entstanden, gerade in dem speziellen Auftrag zu suchen ist, den Hitler jenem modernen Torquemada erteilte, von dem Himmler später zu Kersten sagte: «Er hatte in sich den Juden rein intellektuell überwunden und war auf die andere Seite übergeschwenkt ... Der Führer konnte sich im Kampf gegen die Juden wirklich keinen besseren Mann aussuchen als gerade Heydrich. Dem Juden gegenüber kannte er keine Gnade...»

Mit dem Auftrag zur «Endlösung der Judenfrage», den Hitler am 24. Januar 1939 (und mit der Erweiterung für das «deutsche Einflussgebiet in Europa» noch einmal am 31. Juli 1941) dem SS-Obergruppenführer und General der Polizei Reinhard Heydrich erteilte, besiegelte er nicht nur das Schicksal der meisten jüdischen Gemeinden in Europa, sondern auch das des «Dritten Reiches» und damit zugleich sein eigenes. Warum – das bedarf einiger Erläuterungen.

Als Hitler im Herbst 1939 den von ihm schon jahrelang intensiv vorbereiteten und von Anfang an gewollten Krieg begann, da war sein Hauptziel – trotz des gerade geschlossenen Freundschafts- und Nichtangriffspakts mit der Sowjetunion – die Eroberung des ganzen europäischen Ostens bis tief nach Russland hinein. Vom Westen wollte er erstlich gar nichts – ausser bei sei-

nem Ostlandzug in Ruhe gelassen zu werden. Die Kriegserklärungen Frankreichs, Grossbritanniens und der Länder des Commonwealth, die dem Angriff auf Polen folgten, wurden von ihm nur als bedauerliche Fehleinschätzungen seiner wahren Absichten und nicht weiter ernst zu nehmende Störungen des Grundkonzepts gewertet, die sich sicherlich würden korrigieren lassen – im Falle Frankreichs durch rasche Niederwerfung noch vor dem eigentlichen Ostfeldzug, zu dem die Eroberung Westpolens nur den Auftakt bilden sollte; im Falle Englands durch Verhandlungen, bei denen er den Briten klarzumachen hoffte, dass es in Wahrheit keinerlei Interessengegensätze zwischen Berlin und London gäbe, vielmehr weitgehende Übereinstimmung, zumindest hinsichtlich der Einschätzung der «bolschewistischen Weltgefahr». Gerade in London glaubte Hitler Verständnis für seine Absicht zu finden, unter Verzicht auf überseeische Kolonien, Seeherrschaft und eine Vormachtstellung im Welthandel, alle deutschen Energien auf Raumgewinn im Osten, Vernichtung der Sowjetmacht und den langsamen Aufbau eines «auf Pflug und Schwert» gestützten Germanenreiches zwischen Rhein und Wolga zu richten.

Zwar war bereits die Prämisse falsch, von der Hitler ausging, nämlich dass Deutschlands «Volk ohne Raum» ohne beträchtliche Gebietserweiterungen nicht lebensfähig wäre. Diese einst weitverbreitete Annahme ist durch die Entwicklung, zumal in Westdeutschland, längst *ad absurdum* geführt, denn noch nie lebten so viele Deutsche so eng und zugleich in so dauerhaftem materiellem Wohlstand beisammen. Doch das vermag nichts an der Tatsache zu ändern, dass das eigentliche Ziel Hitlers und seiner Anhänger die gewaltsame Raumgewinnung im Osten auf Kosten Russlands, Polens und der Randstaaten war. Erst die Eroberung dieses «Lebensraumes» konnte, so meinten sie, die Existenz des deutschen Volkes sichern und das Reich zu einer Weltmacht werden lassen. Dazu aber hiess es erst einmal Krieg führen, zunächst gegen Polen, dann gegen Sowjetrussland...

Die Grundzüge dieses Plans finden sich bereits in den programmatischen Kapiteln von Hitlers Buch «Mein Kampf», wo es auf den Seiten 741 ff. heisst: «Das Recht auf Grund und Boden kann zur Pflicht werden, wenn ohne Bodenerweiterung ein grosses Volk dem Untergang geweiht erscheint... Deutschland wird entweder Weltmacht oder überhaupt nicht sein. Zur Weltmacht aber braucht es jene Grösse, die ihm in der heutigen Zeit die notwendige Bedeutung und seinen Bürgern das Leben gibt.» Und nach dieser Einlei-

tung, die die Grundthesen für alles weitere liefert, heisst es: «Damit ziehen wir Nationalsozialisten bewusst einen Strich unter die aussenpolitische Richtung unserer Vorkriegszeit» – gemeint ist die Zeit vor 1914 – «Wir setzen dort an, wo man vor sechs Jahrhunderten endete. Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach Süden und Westen und weisen den Blick nach dem Land im Osten. Wir schliessen endlich ab die Kolonial- und Handelspolitik der Vorkriegszeit» – die Deutschland, wie er an anderer Stelle erläutert, in einen unbedingt zu vermeidenden Gegensatz zu England brachte – «und gehen über zur Bodenpolitik der Zukunft. Wenn wir aber heute in Europa von neuem Grund und Boden reden, können wir in erster Linie *nur an Russland* und die ihm Untertanen Randstaaten denken. Das Schicksal selbst scheint uns hier einen Fingerzeig geben zu wollen ... Das Riesenreich im Osten ist reif zum Zusammenbruch. Wir sind vom Schicksal ausersehen ... Unsere Aufgabe, die Mission der nationalsozialistischen Bewegung, aber ist, unser eigenes Volk zu jener politischen Einsicht zu bringen, dass es sein Zukunftsziel nicht im berausenden Eindruck eines neuen Alexanderzuges erfüllt sieht, sondern vielmehr in der emsigen Arbeit des deutschen Pfluges, dem das Schwert nur den Boden zu geben hat.»

Wie die meisten Gedanken des «Führers», so war auch die Idee einer neuen deutschen Ostkolonisation auf Kosten eines für den Zusammenbruch reifen Russlands nicht eben neu. Schon 1914 spukte dergleichen in den Köpfen vieler, zum Teil recht einflussreicher Politiker, Beamter und Militärs, von allerlei Schwärmern ganz zu schweigen.

Damals war es natürlich noch das zaristische Russland, das man für sturmreif hielt. Und aus der Rückschau lässt sich sagen, dass die deutschen Planer von 1914 etwas mehr Sinn für Realitäten hatten als die des Jahres 1939. Denn einmal war das Zarenreich, nach der demütigenden Niederlage im Russisch-Japanischen Krieg von 1904/05 und den zahlreichen Revolten der Arbeiter und Bauern, die nur mühsam hatten niedergeschlagen werden können, tatsächlich schon recht morsch; zum anderen konnte derjenige, der 1914 gegen Russland mit dem Ziel ins Feld zog, die Despotie des Zarenregimes zu beseitigen, des Beifalls nicht allein des Bürgertums, sondern auch der Arbeitermassen aller westlichen Länder gewiss sein.

Was dieses letzte Argument betrifft, so ging es zwar in England und Frankreich unter, weil die Nützlichkeit des an sich widernatürlichen Bündnisses

der westlichen Demokratien mit dem Zarenreich, mindestens für die Dauer der Überlegenheit der angreifenden Deutschen, klar überwog. Es spielte jedoch eine grosse Rolle, sowohl in Deutschland selbst, bei der Überwindung der Widerstände gegen den Krieg innerhalb der sozialistisch gesinnten Arbeiterschaft, als auch im neutralen Ausland, zumal in den USA, wo die ohnehin grossen Sympathien für Deutschland durch dessen beginnenden Kampf mit dem verhassten Zarenreich beträchtliche Stärkung erfuhren.

Wer aber waren zu Beginn des Ersten Weltkrieges Deutschlands Freunde in den USA? Diese Frage ist von grosser Bedeutung, nicht nur, weil der spätere Eintritt der Vereinigten Staaten in das Bündnis gegen Deutschland kriegsentscheidend war, sondern auch insofern, als sich aus der Antwort wichtige Rückschlüsse für unsere Untersuchung ziehen lassen, welche Nachteile dem Reich im *Zweiten* Weltkrieg durch seine Judenpolitik erwachsen sind.

Natürlich standen bei Kriegsbeginn in erster Linie die aus Deutschland Eingewanderten, darunter auch zahlreiche Juden, mit all ihren Sympathien auf Seiten der alten Heimat. Sodann war das starke irische Element innerhalb der nordamerikanischen Bevölkerung sehr deutschfreundlich eingestellt, nicht zuletzt, weil Deutschland als mächtiger Verbündeter im irischen Freiheitskampf gegen England galt. Die dritte bedeutende Kraft in den USA, die mit Entschiedenheit für Deutschland eintrat, aber war die Masse der jüdischen Einwanderer aus Osteuropa, die schon damals allein in New York mit rund 1,3 Millionen Menschen die stärkste Bevölkerungsgruppe bildete. Wie gross die Sympathien für Deutschland unter den Amerikanern ostjüdischer Herkunft nicht nur zu Beginn des Krieges, sondern auch noch Anfang 1916 waren, geht aus einem Beitrag hervor, den Dr. S. M. Melamed, New York, in den *Süddeutschen Monatsheften* vom Februar desselben Jahres veröffentlichte. Darin wird unter anderem erwähnt, die Freunde der Entente wären «sehr erbost über die offen deutschfreundliche Haltung der amerikanischen Judenmassen, wie sie in der jiddischen Presse tagtäglich zum Ausdruck» käme. Zur Erklärung dieser Haltung heisst es weiter: «Die (jüdischen) Massen ... wollen diese Gesinnung nicht unterdrücken und ihre Lebensinteressen nicht aufgeben. Sie predigen heute eine sehr nüchterne

Politik: «Wir gehen mit den Deutschen, weil wir von ihnen Freiheit für unsere unterdrückten Brüder im Osten (Europas) erwarten, weil sie die Feinde unserer Feinde sind, und – was doch schliesslich ein Hauptmotiv bildet – weil fünfhundertjährige kulturelle Bande uns mit Deutschland verhindern ...» Auch sei Deutschland der Jungborn geblieben: «Alle grossen Kulturbewegungen der jüdischen Masse in Osteuropa, von der Aufklärung ... bis zum Zionismus, haben sich an der deutschen Kultur entzündet, und trotz des dreissigjährigen Antisemitismus⁶ in Deutschland sind die Kulturbande zwischen Deutschen und Juden nicht gelöst worden. Diese kulturelle Gemeinschaft mit den Deutschen und die erwartete politische Befreiung der osteuropäischen Juden durch Deutschland bestimmt die ausgesprochen deutschfreundliche Haltung der amerikanischen Judenmassen?.»

Wenn aber schon die nur noch durch Erinnerungen mehr oder weniger eng mit dem alten Europa verbundenen Ostjuden Amerikas so überaus deutschfreundlich fühlten und sich so viel von einem Sieg der Mittelmächte über das Zarenreich versprachen, um wieviel grösser waren dann erst die Sympathien und Hoffnungen, die die noch in den osteuropäischen Gebieten lebenden Juden mit Deutschland und seinen Kriegsanstrengungen verbanden?

Auch darüber gibt die – speziell dieser Frage gewidmete – Ausgabe der *Süddeutschen Monatshefte* vom Februar 1916 in zahlreichen Beiträgen namhafter Experten Auskunft.

So berichtet beispielsweise Silvio Broedrich, ein intimer Kenner der kurländischen Verhältnisse, dass die dort (im späteren Lettland) vor 1914 lebenden rund vierzigtausend Juden eine «bewusst deutsch empfindende Gesellschaft» hochdeutscher Mutter- und Umgangssprache bildeten und mit den Kurlanddeutschen politisch auf das engste zusammenarbeiteten. Die kurländischen Juden hatten deshalb schon in Friedenszeiten von russischer Seite her viel Ungemach zu erdulden, doch hielten sie weiterhin, auch nach Ausbruch des Krieges, fest zu den Deutschen. «Für sie ist der Sieg der Deutschen ebenso höchste Hoffnung auf Vereinigung mit dem Deutschen Reiche

⁶ Gemeint ist hier der erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Österreich ausgehende, nicht mehr allein religiös-konfessionell, sondern «rassisch»-politisch begründete Antisemitismus, der dann auch im Deutschen Reich Eingang fand.

⁷ Vgl. hierzu die Faksimile-Wiedergabe des jiddischen Gedichts «Hoch der Kejserk des in New York lebenden Dichters Morris Rosenfeld im Dokumenten-Anhang.

wie für uns. Alle, die mit ihnen vom Kriegsbeginn bis zu ihrer Austreibung⁸ in Kurland gelebt haben, werden das bezeugen ...»

Über die Juden Litauens berichtet ein – wegen seiner im Lande zurückgelassenen Verwandten anonym bleibender – «ehemaliger russischer Universitätslehrer», dass sie einen besonderen Dialekt sprächen, der «in mancher Beziehung dem Hochdeutschen nähersteht». Sie «tragen moderne Kleidung; europäisch gestutzte Bärte sind keine Seltenheit».

Die «Litwaks», wie die Juden der litauischen Gouvernements (Wilna, Kowno und Grodno) genannt wurden, machten etwa fünfzehn Prozent der Gesamtbevölkerung von 4,7 Millionen aus. Zusammen mit den Deutschen bildeten sie «den wesentlichen Teil der Stadtbevölkerung». Auch die «Litwaks» erwarteten sich von einem deutschen Sieg über das zaristische Russland eine gründliche Verbesserung ihrer Lage und standen in überwältigender Mehrheit mit ihren Sympathien auf seiten der Deutschen.

Wie es um die rund zwei Millionen Juden Russisch-Polens stand, lassen Auszüge aus dem Kriegstagebuch einer gleichfalls anonymen, «im öffentlichen Leben der polnischen Judenheit bekannten und geachteten Persönlichkeit, die Vertrauen verdient», deutlich erkennen:

»23. November 1914. Eine kurze Zusammenfassung der häufigsten Denunziationen ... gegen die Juden, denen von den russischen Offizieren Glauben geschenkt wird und die zu vielen ungerechten Bestrafungen und Hinrichtungen geführt haben:

1. Die Juden hätten einen Sarg zum Begräbnis geführt, aber im Sarg sei keine Leiche gewesen, sondern Gold für die Deutschen ...

2. Die Juden stopfen Gänse mit Goldstücken und bringen sie dann nach Deutschland.

3. Ein Jude hätte sich plötzlich in einem epileptischen Anfall zur Erde geworfen, in Wahrheit habe er dabei durch ein geheimes Telefon mit den Deutschen gesprochen ...

4. Die Fliegeroffiziere, die Bomben auf die russischen Stellungen und Städte geworfen hatten, seien ... Juden.» Eine Zeugin bekundete, dass sie durch ein Fernglas den «Tallis» (Gebetsmantel) und die «Peies» (Schlafenlößchen) der Offiziere gesehen hätte.

⁸ Rund 30'000 kurländische Juden wurden, zusammen mit den führenden Deutschen, in den ersten fünfzehn Monaten des Krieges von den russischen Militärbehörden deportiert, grösstenteils nach Sibirien.

Ergänzt werden solche und ähnliche Dokumente durch erschütternde Berichte, die erkennen lassen, wie übergross die Hoffnungen waren, die die Ostjuden, nicht nur in Kurland, Litauen und Polen, sondern auch in den weissrussischen, ruthenischen und ukrainischen Gebieten, in einen endgültigen Sieg der deutschen Waffen setzten, wie sehr sie sich sehnten nach Befreiung von unerträglich gewordener Bedrückung, und wie stark sie vertrauten auf die Verheissung eines vom Oberkommando der vereinigten deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen zu Beginn des Krieges erlassenen Aufrufs – in jiddischer Sprache –, worin v»*Zu die Jiden in Paulen*« appelliert worden war, den Kampf gegen die Zarenherrschaft mit allen Mitteln zu unterstützen, sich zu stellen wie ein Mann, den Weg zu bahnen für Freiheit und Gerechtigkeit..⁹.

Zugleich erinnerte man sich nun auch in Deutschland daran, dass die rund sechs Millionen Juden des Russischen Reiches in ihrer überwältigenden Mehrzahl aus dem deutschen Kulturgebiet stammten, zu 97,64 Prozent einen deutschen Dialekt, nämlich Jiddisch, sprachen. Diese aus dem Mittelhochdeutschen gebildete Abart, «dem Hochdeutschen in Wortschatz, Bau und Wortklang viel ähnlicher als irgendein niederdeutscher Dialekt oder eine bayerische oder schwäbische Mundart», enthielt ja «kaum mehr als fünf vom Hundert an Wörtern ... nichtdeutschen Ursprungs»! Auch stellte man fest, dass «das harte «ch», das immer wie Nacht ausgesprochen wird, keineswegs dem Hebräischen (entstammt), vielmehr früher im Deutschen allgemein gewesen (ist) und sich in Grenzdialekten (wie dem Alemannischen und dem Holländischen) erhalten» hat.

Selbst den Kaftan, den langen Überrock der Juden des Ostens, erkannte man endlich als das, was er war: die eigentümliche Tracht der Bürger deutscher Städte des Mittelalters!

Kurzum, man war sich damals in Berlin und beim Oberkommando Ost der grossartigen Chance bewusst, zu den rund 1,8 Millionen Deutschen des Russischen Reiches, deren Zuverlässigkeit vom reichsdeutschen Standpunkt aus recht unterschiedlich war, noch rund 6 Millionen treue jüdische Verbündete im Feindesland zu gewinnen. Zudem versprach man sich von der Mobilisierung ohnehin starker ostjüdischer Sympathien wertvolle Hilfe bei der

⁹ Es handelt sich zugleich um die einzige bekannte Äusserung des Verantwortlichen für diesen Aufruf, des Generals Erich Ludendorff, in jiddischer Sprache. Der in Wahrheit eingefleischte Antisemit und spätere Putsch-Partner Hitlers erklärte in dem Aufruf u.a.: «Wie Freund kommen mir zu euch... Die gleiche Recht far Jiden soll werin (werden) gebaut auf feste Fundamenten...!» (Siehe auch Dokumenten-Anhang.)

Verbreitung deutscher Kultur in den okkupierten und noch zu erobernden Gebieten, nachdrückliche Förderung des deutschen Handels mit dem Nahen und Fernen Osten, auch auf dem Landwege (was angesichts der britischen Blockade aller Seeverbindungen von eminenter Bedeutung war) sowie hochwillkommene Unterstützung bei der Abwehr aller Bemühungen der Entente, die Vereinigten Staaten und andere neutrale Länder an ihre Seite zu ziehen.

Wir wissen heute, dass sich die Hoffnungen auf einen raschen Sieg im Osten, einen sofortigen Zusammenbruch des Zarenreiches und auch auf eine Heraushaltung der USA aus der Entente nicht erfüllten. Die militärischen Rückschläge, die die Deutschen und vor allem die Österreicher an den russischen Fronten erlitten, führten zu Pogromen unter der nun wieder den Russen ausgelieferten jüdischen Bevölkerung der geräumten Gebiete und zu Massendeportationen nach Sibirien; der Übergang der Macht im Reich von den in der Regel aufgeschlosseneren Politikern auf die bornierten, nicht selten «völkisch-antisemitisch eingestellten Militärs mit dem Judenhasser Ludendorff an der Spitze, liess die Aussichten für ein festes Bündnis zwischen Deutschland und den unterdrückten Juden Russlands dahinschwinden; wilde Annexions- und Germanisierungspläne, die nun sogar eine Ausweisung «unerwünschter» Völkerschaften¹⁰, auch und besonders der Juden, nach «Rest-Russland» vorsahen, führten zu einem starken Vertrauensschwund und verwandelten die anfängliche Begeisterung der osteuropäischen Juden für die deutsche Sache in Skepsis und Resignation, was sich natürlich auch auf die Haltung der jüdischen Massen Nordamerikas in einem für Deutschland negativen Sinn auswirken musste. Und schliesslich machte die Selbstbefreiung der Völker Russlands vom Joch des Zarentums ein deutsch-jüdisches Bündnis zu diesem Zweck illusorisch¹¹.

¹⁰ Vgl. hierzu: Fritz Fischer, «Griff nach der Weltmacht, Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18», Düsseldorf 1964, S. 130: «Der polnische Grenzstreifen etwa längs der Warthe-Narew-Linie bis einschliesslich Suwalki sollte ... durch eine partielle Ausiedlung der polnischen Landbevölkerung sowie aller Juden «frei von Menschen gemacht werden.»

Vgl. auch: Immanuel Geiss, «Der polnische Grenzstreifen 1914-1918» (Hamburg und Lübeck 1960).

¹¹ Egmont Zechlin hat in seiner ausgezeichneten und sehr gründlichen Studie «Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkriege Göttingen 1969, den völligen Wandel im deutsch-ostjüdischen Verhältnis und die vielfältigen sich daraus ergebenden Konsequenzen ausführlich beschrieben.

Besonders interessant ist die von Zechlin dargestellte Haltung vieler prominenter deutscher Juden in der Frage einer Sperre der deutschen Ostgrenzen für ostjüdische Einwanderer sowie die im Herbst 1918 von deutschen Antisemiten beschlossene Taktik, «die Juden» für den bevorstehenden militärischen Zusammenbruch verantwortlich zu machen.

Schon am 2. April 1917 – noch unter Kerenski – wurden sämtliche die Juden Russlands diskriminierenden Bestimmungen aufgehoben. Und während die Gegner der Revolution in den zum Teil noch unter deutschem Einfluss stehenden Randgebieten des Russischen Reiches die Juden zu Sündenböcken ihrer Niederlagen machten und sie mit blutigen Pogromen für den Sturz des Zaren «bestrafen», wurden nun nicht Deutsche, sondern Russen zu deren Rettern und Befreiern: Die vernichtenden Schläge der Roten Armee gegen die letzten Zarenanhänger (und die ihnen zu Hilfe gekommenen Interventionstruppen der Entente) machten den Judenverfolgungen, vor allem in Weissrussland und in der Ukraine, ein Ende. Der geniale Schöpfer, Organisator und erste Oberbefehlshaber der Roten Armee aber war ein jüdischer Kleinbauernsohn aus Iwanowka, Leib Bronstein, genannt Leo Trotzki...

Als fünfundzwanzig Jahre nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs die deutschen Armeen wiederum gen Osten marschierten, ohne Kriegserklärung erst in Polen einfielen, dann – knapp zwei Jahre später und in Verletzung des bestehenden Freundschafts- und Nichtangriffspakts – die Sowjetunion zu erobern trachteten, hatte sich einiges verändert:

In der Sowjetunion, wo zu Beginn der Herrschaft Stalins rund drei Millionen Juden lebten, hatte es zwar seit der Revolution keine Pogrome mehr gegeben, wohl aber Verfolgungen anderer Art: Wie die übrigen Religionsgemeinschaften, waren auch die israelitischen Gemeinden samt allen ihren Institutionen aufgelöst worden. Die anfängliche Förderung jiddischen kulturellen Lebens endete bereits um 1930, und der Zionismus (wie später auch der sogenannte «Kosmopolitismus») wurde schärfstens bekämpft.

Das starke bürgerliche Element im russischen Judentum war durch die Revolution ohnehin vernichtet und grösstenteils in die westliche Emigration getrieben worden, von der hauchdünnen Oberschicht reicher Industrieller, Bankiers und Grosskaufleute ganz zu schweigen. Die Masse der selbständigen Handwerker hatte sich in das graue Heer der Fabrikarbeiter einreihen müssen und fühlte sich deklassiert. Und zu alledem kam ein von Partei und Staat zwar ausdrücklich missbilligter, weil mit den Grundsätzen des Kommunismus nicht zu vereinbarender, nichtsdestoweniger – wenn auch nur latent – vorhandener, sich sogar spürbar verstärkender Antisemitismus, zumal in den kleinbürgerlichen Schichten und in der Verwaltungsbürokratie,

wo man die emanzipierten Juden oft als lästige Konkurrenz empfand.

Unter diesen Umständen hatte die Masse der jüdischen Bevölkerung Russlands wahrlich kein ungetrübtes Verhältnis zum neuen Staat, wobei die Unterdrückung der Religion und die scharfe Bekämpfung des Zionismus wohl am schmerzlichsten empfunden wurden. Und von einem Bündnis zwischen Judentum und Kommunistischer Partei oder gar von «Judenherrschaft» konnte überhaupt nicht die Rede sein. Zwar stellten während und kurz nach der Oktoberrevolution Altkommunisten jüdischer Herkunft einen sehr beträchtlichen Prozentsatz der obersten Führungsgruppe. Aber erstens waren von mehr als drei Millionen Juden, die in der Sowjetunion lebten, in der Anfangszeit wenig mehr als 0,6 Prozent (1922: 19562), später maximal 1,2 Prozent überhaupt Parteimitglieder, und ihr Anteil an der Gesamtmitgliedschaft der KPdSU, der anfangs 5,2 Prozent betragen hatte, ging von Jahr zu Jahr zurück; zweitens verminderte sich die Anzahl prominenter Kommunisten jüdischer Herkunft rapide, zumal viele von ihnen «Trotzkisten» waren oder dafür gehalten wurden, was im Ergebnis das gleiche war.

Es gibt indessen noch ein weiteres, ganz unpolitisches Indiz, das die angebliche Beherrschung Sowjetrusslands durch die dortigen Juden als Propagandalüge erscheinen lässt, nämlich das Elend, in dem die Masse von ihnen auch noch lebte, als sich der Kommunismus längst konsolidiert hatte. Nach der letzten verfügbaren Vorkriegsstatistik¹² war die Arbeitslosigkeit in den Gebieten, wo sich vier Fünftel aller Juden der Sowjetunion konzentrierten, nämlich in der Ukraine und in Weissrussland, erstens ganz erheblich stärker als im übrigen Russland, zweitens aber bei den ukrainischen Juden rund fünfmal, bei denen Weissrusslands sogar neunmal grösser als bei der übrigen Bevölkerung.

Dieser Umstand wie auch die ganze Sozialstruktur der Juden im Westen der Sowjetunion – 16,7 Prozent waren zum Beispiel Lohnarbeiter, nur 0,7 Prozent Angehörige freier Berufe – widerlegt die Behauptung von einer jüdischen Beherrschung Russlands. In Wirklichkeit waren rund 98 Prozent der drei Millionen Juden im Sowjetreich arm und einflusslos, hatten weder ein Mitgliedsbuch der Kommunistischen Partei noch irgendein Amt oder Mandat und mussten zudem die Unterdrückung ihrer Religion, ihres kulturellen Eigenlebens und ihrer Sehnsucht nach Israel hinnehmen.

¹² Bulletin des «Ort», Nr. 1/2, Moskau 1928.

Diese Feststellung erlaubt uns den Schluss, dass die Situation, die die angreifenden deutschen Armeen im Zweiten Weltkrieg in Weissrussland und in der Ukraine vorfand, hinsichtlich der Lage der dort lebenden Juden kaum wesentlich anders war als diejenige, die die verbündeten deutschen und österreichischen Streitkräfte im Herbst 1914 zu ihrem Appell *«Zu die Jiden in Paulen»* veranlasst hatte.

Der Faktor, der alles änderte und aus der wahrscheinlichen Sympathie der Ostjuden für die Deutschen Abscheu und Todesangst werden liess, war die völlig veränderte Einstellung der politischen und militärischen Führung des Reiches gegenüber den Juden, nicht nur in Russland, sondern überhaupt, an der es 1939 bereits nicht das geringste mehr zu zweifeln gab, auch wenn sie sich in ihrer letzten Konsequenz, dem organisierten Massenmord an nahezu sämtlichen jüdischen Männern, Frauen und Kindern des deutschen Machtbereichs, erst im Verlaufe des Krieges offenbarte.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass sich die Reichsführung durch ihre Judenpolitik ein starkes Bevölkerungselement gerade desjenigen Raumes, den sie für Deutschland zu erobern trachtete, zu furcht- und hasserfüllten Gegnern machte, obwohl es sich dabei in der überwältigenden Mehrzahl um potentielle Verbündete gehandelt hatte, die zudem in enger sprachlicher, kultureller und wirtschaftlicher Verbindung zu Deutschland standen.

Was aber für das europäische Russland galt, hätte mit einigen Einschränkungen auch für die anderen Länder Osteuropas gelten können, und das erlaubt uns, eine vorsichtige Berechnung aufzustellen, die – nach den nötigen Korrekturen – gewisse Rückschlüsse zulässt:

Vor 1939 lebten in Litauen, Lettland und Estland zusammen rund 270'000 Juden, die beispielsweise in Litauen 7,3 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachten. In Polen waren es 3,3 Millionen oder fast zehn Prozent der Bevölkerung; in den östlichen Gebieten der Tschechoslowakei, die noch nicht unter deutscher Herrschaft standen, lebten rund 280'000 Juden, und in Weissrussland, der Ukraine und im übrigen Westrussland gab es 1939 zusammen mindestens 2,8 Millionen Juden.

Zu diesen insgesamt 6,65 Millionen Juden Osteuropas müssen wir noch die 1,35 Millionen Juden Ungarns und Rumäniens hinzurechnen, so dass sich eine Summe von 8 Millionen ergibt, von der wir bei unseren weiteren Überlegungen ausgehen können.

Um uns eine Vorstellung davon zu machen, was ein Reservoir von rund acht Millionen, sicherlich zu mehr als 95 Prozent freundlich gesinnter Menschen in einem militärisch zu erobernden und während der Operationen zu verwaltenden Raum für die deutsche Wehrmacht bedeutet hätte, genügt es nicht, sich allein die militärische Verstärkung auszumalen, etwa die rund fünfzig bis sechzig Divisionen, die – bei einem nur halb so hohen Mobilisierungsgrad wie im Reich – hinzugekommen wären, wobei uns die tatsächlichen Verstärkungen, die die deutschen Streitkräfte im Zweiten Weltkrieg durch sogenannte «Volksdeutsche» erhielten, einen Anhaltspunkt liefern¹³.

Es reicht auch nicht, dazu noch die enorme Entlastung in Ansatz zu bringen, die sich in der Verwaltung, für den Nachschub, im Transport, in der gesamten Wirtschaft oder auch im Gesundheitswesen ergeben hätte, von der Verfügbarkeit landeskundiger Führer und sprachgewandter Dolmetscher ganz zu schweigen.

Ja, es langt nicht einmal, nun noch zu berücksichtigen, welche militärische Schwächung der deutschen Streitkräfte dadurch bewirkt wurde, dass man fast 8 Millionen Sympathisanten und potentielle Verbündete in auszurottende Todfeinde verwandelte, die es aufzustöbern, zusammenzutreiben und bis zur schliesslichen Ermordung sorgfältig zu bewachen und mit der üblichen Pedanterie zu «verwalten» galt, gar nicht zu reden von der Zweckentfremdung zahlreicher fronteinsatzfähiger Divisionen durch die eigentliche Henkersarbeit sowie von schier unermesslichen Mengen rollenden Materials für den Transport.

Selbst wenn man davon ausgehen muss, dass die Todgeweihten so zusammengepfercht wurden, wie keine Armee in noch so misslicher Lage ertragen hätte, so waren doch viele hundert Lokomotiven und einige zigttausend Güterwagen nötig, um die Millionen Opfer, derer man habhaft wurde, über Hunderte, manchmal Tausende von Kilometern an die Laderampen der Vernichtungslager zu bringen. Man braucht kein Spezialist für Logistik zu sein, um sich vorstellen zu können, welche ungeheure Transportleistung die «Endlösung» erfordert hat und wie stark dadurch der Nachschub und die Beweglichkeit der in einem Mehrfrontenkrieg stehenden deutschen Armeen beeinträchtigt wurde...

Nein, alles das genügt noch längst nicht, wenn man zu einem abschlies-

¹³ In denselben Gebieten, in denen 1939 rund acht Millionen Juden wohnten, gab es gleichzeitig ziemlich genau halb so viele «Volksdeutsche».

senden Urteil über die militärischen Nachteile kommen will, die sich für die zur Eroberung des «Ostraumes» angetretene Wehrmacht aus der Judenpolitik der Reichsregierung ergaben. Denn es muss auch noch in Betracht gezogen werden, dass aus den potentiellen Verbündeten ja nicht bloss passive Gegner und Opfer der Ausrottungsaktionen wurden, sondern zu einem beträchtlichen Teil auch aktive Widerstandskämpfer, Partisanen oder reguläre Soldaten der gegnerischen Streitkräfte.

Die einzelnen Widerstandshandlungen mögen – von den grossen Gettoaufständen in Warschau und Bialystok einmal abgesehen – militärisch bedeutungslos erscheinen; in ihrer Summe banden sie ohne Zweifel zahlreiche Divisionen, die sonst anderweitig hätten eingesetzt werden können. Das gilt in noch stärkerem Masse für die Tätigkeit der Partisanen, denen sich die den «Einsatzgruppen» entkommenen Kampffähigen anschlossen.

Und natürlich wirkten sich die Massenmorde in den von den Deutschen besetzten Gebieten auf die Wehrbereitschaft der jüdischen Bevölkerung im nichtokkupierten Teil der Sowjetunion aus. Ebenso verstärkte sich die ohnehin hohe Kampfmoral der jüdischen Soldaten in der Roten Armee noch erheblich infolge der Gewissheit, bei Gefangennahme durch die Wehrmacht ermordet zu werden.

Von den 425'000 jüdischen Rotarmisten, die die amtliche Statistik der Sowjetunion als Teilnehmer am Zweiten Weltkrieg ausweist, fielen 212'000 oder nahezu fünfzig Prozent (gegenüber hunderttausend Gefallenen oder fünfzehn Prozent des jüdischen Kontingents der russischen Armeen des Ersten Weltkrieges) !

Hunderteinundzwanzig jüdische Rotarmisten erhielten die höchste Auszeichnung für Tapferkeit, die Goldmedaille «Held der Sowjetunion», unter ihnen berühmte Kampfflieger wie Rudolf Korabelnik, Jakob Smuschkewitsch (der zunächst die sowjetische Luftwaffe, dann die Rote Flotte befehligte) oder Generaloberst Lew Dowator aus Witebsk, der im Dezember 1942 vor Moskau fiel, nachdem er mit seinem Kosakenkorps den deutschen Vormarsch auf die sowjetische Hauptstadt zum Stehen gebracht hatte. Vor Stalingrad zeichneten sich die Generale Moshe Weinryb und Jakob Kreyzer aus; Weinryb fiel bei der Befreiung der Ukraine. Der Ranghöchste unter den jüdischen Gefallenen aber war der Panzerführer und Marschall der Sowjetunion, Iwan Tschernjakowsky aus Kiew; sein wachsender Ruhm trug ihm

schliesslich den Beinamen «der Unbesiegbare» ein. Er fiel achtunddreissig jähig im April 1945 bei der Eroberung Königsbergs.

Besondere Erwähnung verdient schliesslich noch die für ihren Angriffsgeist und todesmutigen Einsatz bekannte und vom Gegner gefürchtete «Litauische Division», eine vornehmlich aus «Litwaken» gebildete Eliteeinheit, deren Lieder, Umgang und Kommandosprache jiddisch waren.

Diese wenigen Fakten lassen bereits erkennen, dass die Juden Russlands, die sich vor 1939 religiös und kulturell unterdrückt gefühlt hatten und zu 98 Prozent keine Kommunisten gewesen waren, nach Hitlers Überfall auf die Sowjetunion rückhaltlos eintraten für die Verteidigung ihres Heimatlandes (und damit auch ihrer selbst), enorme Opfer brachten und einen bedeutenden Beitrag zum schliesslichen Sieg über den Angreifer leisteten.

Und zusammenfassend lässt sich sagen, dass Deutschlands militärische Chancen, den von langer Hand vorbereiteten Krieg zur Eroberung des angeblich benötigten «Lebensraumes im Osten» zu gewinnen, durch die gleichzeitige Judenverfolgung ganz erheblich vermindert wurden – teils durch den damit verbundenen Verzicht auf «nichtarische» Kontingente in Stärke der heutigen Bundeswehr, teils durch Zweckentfremdung fronteinsetzungsfähiger Truppen und rollenden Materials in riesigen Mengen, allein für die «Endlösung», vor allem aber dadurch, dass viele Millionen traditionell freundlich gesinnter, sich mit Deutschland sprachlich, kulturell, wirtschaftlich und auf manche andere Weise verbunden fühlender Menschen zu Feinden erklärt und entweder ermordet oder ins gegnerische Lager gedrängt und zu äusserstem Widerstand angestachelt wurden.

Zu diesen rein militärischen Nachteilen kamen indessen noch zahlreiche politische Auswirkungen zuungunsten Deutschlands, die dann die militärische Lage weiter verschlechterten. Es bedarf kaum der Erwähnung, dass gerade durch die Judenverfolgung auch die Aussichten für das von Hitler erhoffte und angestrebte Arrangement mit Grossbritannien (oder wenigstens eine stillschweigende Duldung der deutschen Ost-Expansion durch die Westmächte) in einem für Deutschland negativen Sinne beeinflusst wurden, erst recht die Stimmung in den Vereinigten Staaten.

Anders als im Ersten Weltkrieg, konnte Deutschland 1939 nun nicht mehr auf die Sympathien der Juden Amerikas zählen. Die enorme Rüstungshilfe, die die Vereinigten Staaten lange vor ihrem schliesslichen Kriegsein-

tritt dem auf eine bewaffnete Auseinandersetzung mit Deutschland nicht vorbereiteten Grossbritannien zuteil werden liessen, fand diesmal begreiflicherweise die volle Unterstützung der jüdischen Massen Nordamerikas. Und es war Bernard Mannes Baruch, Sohn deutsch-jüdischer Einwanderer aus Schwesenz in der damals preussischen Provinz Posen, der als engster Berater des Präsidenten Franklin D. Roosevelt und Freund Winston S. Churchills schon 1939 mit der Organisation und Lenkung der amerikanischen Kriegswirtschaft betraut wurde und dann im Frühjahr 1941 jenes «Leihund Pacht»system einführen half, das die Basis der verstärkten Unterstützung der gegen Hitler kriegführenden Staaten, vor allem Englands, wurde.

Noch zahlreiche weitere wichtige Mitarbeiter Roosevelts waren Juden aus Deutschland oder Österreich, zum Beispiel Charles Michelson, ein führender demokratischer Politiker, «New Deal»-Experte und Bruder des aus Strelno in Posen stammenden grossen amerikanischen Physikers und Nobelpreisträgers des Jahres 1907, Albert Michelson; oder der aus Wien gebürtige Jurist, Harvard-Professor und spätere Richter am Obersten Bundesgerichtshof der USA, Felix Frankfurter; oder auch der Bankier und langjährige Gouverneur des Staates New York, Herbert H. Lehmann, ein enger Freund Roosevelts und Spross einer aus Bayern stammenden jüdischen Familie, dessen Sohn Peter als Kriegsfreiwilliger zur amerikanischen Luftwaffe ging und als hochdekorierter Kampfflieger 1944 über England abstürzte...

Dass die USA ihre Neutralität im Zweiten Weltkrieg schon sehr bald aufgaben und frühzeitig England, später auch Russland, zu Hilfe kamen, liess Deutschlands Chancen für einen Sieg – falls es sie je gegeben hatte – vollends zunichte werden. Denn gegen das kombinierte wirtschaftliche Potential des britischen Commonwealth und der Vereinigten Staaten konnte das Reich – von militärischen Erwägungen einmal abgesehen – den Krieg nicht mehr gewinnen, zumal man in Berlin die Stärke der Sowjetunion völlig unterschätzt und die vorhandenen Möglichkeiten, wichtige Verbündete für den Kampf gegen Russland zu finden, bewusst ausser acht gelassen hatte (und das betrifft nun nicht allein die Politik des Reiches gegenüber den Juden, sondern auch die schmachliche Behandlung der anderen unterworfenen und für «rassisch minderwertig» gehaltenen Völker des Ostens...).

Zu der enormen Verschlechterung der militärischen und politischen Voraussetzungen für einen deutschen Sieg, die durch die Judenpolitik des «Drit-

ten Reiches» direkt oder indirekt bewirkt worden war, kam aber noch ein weiterer wichtiger Umstand, der die Lage für Deutschland negativ beeinflusste: Es fehlte dem Reich an allen Ecken und Enden an Spezialisten – nicht nur in den verschiedenen Zweigen der eigentlichen Rüstungsindustrie und in der kriegswichtigen wissenschaftlichen Forschung, sondern auch für die Organisation der Kriegswirtschaft, im Gesundheitsdienst oder bei den Dienststellen, die eine wirksame Auslandspropaganda zu entwickeln hatten.

Der unmittelbare Zusammenhang zwischen diesen personellen Engpässen und der Ausschaltung der «Nichtarier» aus allen Bereichen mag überraschen, ist aber leicht beweisbar. So waren bis 1937 nahezu vierzig Prozent aller Hochschullehrer des «Altreiches» vorwiegend aufgrund der «Arier»-paragraphen entlassen worden; viele weitere Professoren, Assistenten und sonstige Wissenschaftler, darunter auch zahlreiche mit ihren entlassenen Kollegen sympathisierende «Arier», schieden ebenfalls aus, und im ganzen verloren Deutschland, nach 1938 auch Österreich und die Tschechoslowakei etwa die Hälfte ihrer Wissenschaftler und hochspezialisierten Techniker¹⁴.

In anderen für den Krieg entscheidend wichtigen Bereichen war es ähnlich, und erst sehr spät, nämlich Mitte 1942, erkannte die Reichsführung den folgenschweren Fehler: «In einer bemerkenswerten Ansprache auf einer Geheimkonferenz über die Zukunft des Reichsforschungsrats in Berlin, an der der grösste Teil der Mitglieder des Präsidialrats teilnahm», – darunter Göring, Milch, Speer, Funk, Ohnesorge und Rosenberg –, «beschrieb Göring den Ärger, den die Verfolgung der jüdischen Wissenschaftler dem Führer und ihm selbst verursachte¹⁵: «Was der Führer ablehnt, ist eine Reglementierung der Wissenschaft als solche, dass etwas nach Grundsätzen gemacht wird: Ja, dieses Produkt ist zwar sehr wertvoll, äusserst wertvoll und würde uns sehr weit bringen. Wir können es aber nicht verwerten, weil zufällig der Mann mit einer Jüdin verheiratet ist, oder weil er Halbjude ist... Ich habe das jetzt selbst dem Führer vorgetragen. Wir haben jetzt einen Juden in Wien

¹⁴ Nach Dr. Helge Pross, «Die Deutsche Akademische Emigration nach den Vereinigten Staaten 1933 bis 1944», Berlin 1955, wurden bis 1938 etwa ein Drittel aller Lehrkräfte an deutschen Hochschulen entlassen, zwangsweise pensioniert oder versetzt, vorwiegend aus «rassistischen» oder politischen Gründen. Bis 1939 wurden vermutlich 45 Prozent aller Universitätsstellen neu besetzt.

¹⁵ Nach dem stenografischen Protokoll der Sitzung vom 6. Juli 1942 im Reichsluftfahrtministerium, das in den 1945 von den Amerikanern aufgefundenen «Milch-Dokumenten» (Bd. 58, S. 3640-3714) enthalten ist, zitiert nach David Irving, «Virushouse», London 1967.

zwei Jahre lang eingespannt, einen anderen auf dem Gebiet der Fotografie, weil sie die gewissen Dinge haben, die wir brauchen und die uns in diesem Augenblick absolut voranbringen würden. Es wäre ein Wahnsinn, nun hier zu sagen: Der muss weg! Das war zwar ein ganz grosser Forscher, ein phantastischer Kopf, aber er hat eine Jüdin zur Frau und kann nicht auf der Hochschule sein usw. Der Führer hat in diesem Fall auf dem Gebiet der Kunst bis zur Operette hinunter Ausnahmen zugelassen, um das zu erhalten. Um so mehr wird er die Ausnahmen dort zulassen und billigen, wo es sich um wirklich ganz grosse Forschungsaufgaben oder Forscher selbst handele...«

Görings Mahnungen, die in Anbetracht dessen, was bis dahin bereits geschehen war, geradezu paradox erscheinen mussten, bezogen sich zudem – mit Ausnahme der beiden anonymen Beispiele – nur auf jüdisch Verheiratete und «Halbjuden». Sie konnten auch bloss noch, gemessen am Gesamtverlust, winzige Korrekturen bewirken...

Um Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, was die deutschen Juden zu den Kriegsanstrengungen ihres Vaterlandes hätten beitragen können, ist es vielleicht nützlich, die Verhältnisse im Ersten Weltkrieg zum Vergleich heranzuziehen. Wir wollen uns indessen auf einige, jedoch typische Beispiele beschränken, die aus der sich anbietenden Fülle herausgegriffen sind und nur einen ungefähren, bei weitem nicht vollständigen Eindruck vermitteln können:

So organisierte und leitete Walther Rathenau, Generaldirektor des von seinem Vater, dem Ingenieur Emil Rathenau, gegründeten AEG-Konzerns, während des Ersten Weltkrieges Deutschlands gesamte Rohstoffversorgung.

Albert Ballin, Generaldirektor der HAPAG, enger Berater und intimer Freund Kaiser Wilhelms II., stellte sofort nach Kriegsausbruch den gesamten Apparat seiner internationalen Schifffahrtslinie, vor allem das Agenturnetz im neutralen Ausland, für die Abwehr der britischen Blockade zur Verfügung. Ballin wurde, als der Krieg für Deutschland verloren war, aus Verzweiflung darüber am 9. November 1918 von einem Gehirnschlag getroffen, an dem er verstarb.

Staatssekretär a. D. Bernhard Dernburg, bis 1909 Chef des Reichskolonialamts, übernahm 1914 die Leitung der (zunächst sehr erfolgreichen) deutschen Propagandadienste in den USA. Und Dr. Kurt Hahn, engster Mitarbeiter des späteren Reichskanzlers Prinz Max von Baden, dessen berühmte In-

ternatsschule in Salem nach dem Kriege von Hahn mitgegründet und geleitet wurde, war wegen seiner umfassenden Kenntnis angelsächsischer Verhältnisse England-Sachverständiger in der Auslandsabteilung der Obersten Heeresleitung.

Als Mitgründerin und Organisatorin des «Nationalen Frauendienstes» trat 1914 auch die Frauenrechtlerin Josefine Eevy-Rathenau hervor.

Auf dem Gebiet der Technik und der Physik leisteten deutsche und österreichische Juden ebenfalls einen erheblichen Beitrag zu den Kriegsanstrengungen: Hans Goldschmidt, beispielsweise, Sohn des Gründers der Chemischen Fabrik Theodor Goldschmidt, war ein unersetzlicher Spezialist auf dem Gebiet der Metallurgie und entwickelte im Ersten Weltkrieg auch Verfahren zur Herstellung von Bomben und Leuchtspurmunition; Chef-Elektroingenieur des Siemens-Konzerns war Professor Reinhold Rüdenberg, dem wesentliche Verbesserungen in der Ausrüstung der Pionier- und Nachrichtentruppen zu verdanken waren; Karl Redlich, der Erbauer des Tauern-Tunnels, war Spezialist für schwierigste Eisenbahnbauten; Max Kurrein, später Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, dann am Technikum in Haifa, war Chefkonstrukteur und technischer Leiter der Geschützfabriken des Wiener Arsenal; Siegmund Strauss, ein enger Mitarbeiter des 1915 verstorbenen jüdischen Wissenschaftlers, Erfinders der Verstärkerrohre und Begründers der modernen Radiotechnik, Robert von Lieben, war Leiter der Flieger-Versuchsabteilung und erwarb sich grosse Verdienste um die Weiterentwicklung der Radiotechnik; Siegfried Popper, Chefkonstrukteur der österreichischen Kriegsmarine im Admiralsrang, führte zahlreiche Neuerungen im Schlachtschiffbau und in der Konstruktion von Spezialfahrzeugen ein, und Benno Strauss, als Erfinder nichtrostender Stähle und Hartmetalle der Begründer des Weltrufs der Forschung des Krupp-Konzerns, für den er achtunddreissig Jahre lang tätig war, schuf erst die metallurgischen Voraussetzungen für den Bau moderner U-Boote. Professor Strauss wurde 1934 (mit einem hübschen Abschiedsgeschenk) in den Ruhestand versetzt und später, von der mächtigen Essener Konzernzentrale offenbar vergessen, ein Opfer der «Endlösung»...

Wichtige Beiträge zu den Kriegsanstrengungen leisteten auf dem Gebiet des Flugzeugbaus und in verwandten Bereichen beispielsweise Edmund Rumpler, der als Flugzeugkonstrukteur und Erfinder die nach ihm benannte

«Rumpler-Taube» in Deutschland einführte und das zweimotorige Flugzeug entwickelte, sowie sein gleichfalls jüdischer Kollege Wiener von den «Albatros»-Werken, der ein neues Beobachtungsflugzeug entwickelte, das er selbst einflog. Auch die jüdischen Inhaber der Raab-Katzenstein-Flugzeugwerke halfen mit beim Aufbau der Luftwaffe, und der Fluglehrer der ersten deutschen Fliegeroffiziere war Willy Rosenstein.

Der berühmte Mathematiker Richard von Mises, Begründer der Flugmathematik und im Kriege Kampfflieger, galt als der bedeutendste Theoretiker auf dem Gebiet der Flugmechanik. Karl Arnstein war Chefkonstrukteur der Zeppelin-Werke, wo er nach dem Kriege blieb und das Transatlantik-Luftschiff «Z. R. III» baute. Und Hauptmann Leo Löwenstein, dem späteren Vorsitzenden des «Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten», gelang im Ersten Weltkrieg die Erfindung des für die damalige Flugabwehr entscheidend wichtigen Schallmessverfahrens.

Überragende Verdienste errangen deutsche Juden auf dem Gebiet der Chemie: Geheimrat Professor Dr. Adolf Frank, der – zusammen mit seinem Sohn Albert und mit dem gleichfalls jüdischen Wissenschaftler Nikodem Caro – das sogenannte «Frank-Caro-Verfahren» zur Gewinnung von Kalkstickstoff aus Luft entwickelte, darf als der Schöpfer der deutschen Kaliindustrie gelten, die für die deutsche Kriegswirtschaft, aber auch in Friedenszeiten, enorme Bedeutung erlangte. Ein weiteres Verfahren dieses Forscher- und Industriellen-Teams, das die Gewinnung von Wasserstoff aus Wassergas ermöglichte, lieferte während des Ersten Weltkrieges den Wasserstoff für die Luftschiffe, für die Fetthärtungsindustrie und für die Ammoniak-Synthese nach Professor Haber.

Fritz Haber schliesslich, ebenfalls deutscher Jude, leistete den wahrscheinlich wichtigsten Einzelbeitrag zu den deutschen Kriegsanstrengungen. Als Leiter des – von Geheimrat Leopold Koppel gegründeten – Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physikalische Chemie legte er die wissenschaftlichen Grundlagen für die Ammoniak-Synthese, wofür er 1919 mit dem Chemie-Nobelpreis ausgezeichnet wurde. Sein Verfahren machte Deutschland vom Chile-Salpeter unabhängig, was in Anbetracht der durch die Blockade unterbundenen Einfuhren für die deutsche Landwirtschaft und damit für die Ernährung des Volkes während der Kriegsjahre von entscheidender Bedeutung war. Habers Erfindung ermöglichte es aber auch erst der deutschen Sprengstoffindustrie, ohne Salpeter-Importe auszukommen, und sicherte

so die Munitionsversorgung während des Krieges, die sonst unweigerlich zusammengebrochen wäre¹⁶.

Überdies bildete das Verfahren – zu Professor Habers späterem Kummer – die Basis der deutschen Giftgaserzeugung im Ersten Weltkrieg. Haber selbst leitete sowohl den Gaskrieg wie die Gasabwehr der deutschen Streitkräfte.

Schon diese rund zwei Dutzend Namen, die nur eine bescheidene Auswahl darstellen und wichtige Gebiete, beispielsweise die Medizin, nicht einmal berühren, vermitteln eine ungefähre Vorstellung von den Leistungen deutsch-jüdischer Forscher und Techniker im Ersten Weltkrieg und lassen ahnen, zu welchen Einbussen die «Rassenpolitik des «Dritten Reiches» im Zweiten Weltkrieg führte.

Indessen beraubte sich die deutsche Führung in den Jahren 1933 bis 1939 nicht nur selbst zahlreicher erstklassiger Fachleute, die für die militärische Forschung und Entwicklung zur Verfügung gestanden hätten; sie trieb sie vielmehr auch noch ins gegnerische Lager:

Reinhold Rüdenberg, beispielsweise, einer der bedeutendsten Elektromechaniker unserer Zeit, auch Erfinder des selbstanlaufenden Wirbelstrom-Induktionsmotors und des Elektronenmikroskops, musste 1933 seine Professur an der Technischen Hochschule Charlottenburg aufgeben, verlor dann auch seinen Posten als Chef-Elektroingenieur des Siemens-Konzerns, flüchtete 1936 nach London, erhielt bald darauf einen Lehrstuhl an der amerikanischen Universität von Harvard und bereicherte die Elektroindustrie der USA durch zahlreiche wichtige Erfindungen, für die er insgesamt mehr als dreihundert Patente erhielt. Nach dem Kriege gelang ihm die direkte Umwandlung von Atomkraft in Wechselstrom.

Auch Georg Schlesinger, Deutschlands führender Maschinenbauer, bis 1933 Ordinarius an der Technischen Hochschule Charlottenburg, wo er – unter dem Einfluss des Psychologen Hugo Münsterberg aus Danzig, später Professor an der Harvard-Universität – für die Anwendung der Psychologie in der Technik eingetreten war und die Psychotechnik begründet hatte, ging bald nach seiner Entlassung ins Exil und wurde im Zweiten Weltkrieg Direktor der Forschungsabteilung des britischen Instituts der Produktionsingenieure.

¹⁶ Der keinerlei Judenfreundschaft verdächtige freikonservative Abgeordnete Vorster erklärte bei der Erörterung der Munitionsfrage im Parlament: «Ohne das neue Stickstoffverfahren des Professors Haber wäre der Krieg schon in drei Monaten zu unseren Ungunsten entschieden gewesen.» Andere Fachleute meinten, Deutschland hätte bis 1915/16 durchhalten können.

Paul Schwarzkopf schliesslich, aus Prag gebürtiger Metallurge, der im Ersten Weltkrieg das Berliner Wolfram-Laboratorium, dann die Deutsche Glühfadenfabrik, später das Metallwerk Plansee geleitet hatte, war 1936 zur Emigration gezwungen und leistete in den USA als Erfinder der sogenannten «*powder metallurgy*» und Chefmetallurge der *American Electro Metal Corporation* wichtige Beiträge zu den Kriegsanstrengungen der Alliierten.

»Die Forschungsarbeiten anderer, nach England geflüchteter Wissenschaftler, die zur Unterstützung der Kriegsanstrengungen herangezogen wurden, waren weniger sensationell, aber nicht weniger wichtig«, so berichtet Norman Bentwich in seiner Studie «*The Rescue and Achievement of Refugee Scholars*» «Drei von ihnen, Dr. H. R. Fehling, Dr. J. Mazur und Dr. P. O. Rosin, gehörten zu dem Team, das ein Verfahren zur Auflösung von Nebel entwickelte, durch das die Sicherheit der Luftwaffen-Geschwader ausserordentlich erhöht wurde. Zwei von ihnen erhielten die von der britischen Regierung ausgesetzte Prämie... Andere Flüchtlinge aus Deutschland waren an dem Projekt «*PLUTO*» {*Pipeline Under The Ocean* = die durch den Ärmelkanal gelegte unterseeische Rohrleitung, die die Treibstoffversorgung der Invasionstruppen des Sommers 1944 entscheidend verbesserte) massgeblich beteiligt. Und ein Spezialist auf dem Gebiet der Gletscherforschung, Dr. M. F. Perutz (aus Wien, 1962 mit dem Chemie-Nobelpreis ausgezeichnet, dies jedoch für seine bahnbrechenden Arbeiten über Proteine und Nukleinsäuren), nahm an der «*Operation Habakkuk*» teil, die auf hoher See im Atlantik künstliche Flugbasen auf Eisflächen anzulegen erprobte...»

Diese wenigen – aus vielen Hunderten willkürlich herausgegriffenen – Beispiele mögen genügen. Eine exakte Berechnung der Deutschlands Kriegswirtschaft infolge der «Ausschaltung» jüdischer Forscher und Techniker entstandenen Verluste ist ohnehin nicht möglich – sowenig wie die genaue Kalkulation des Gewinns, der der alliierten Kriegführung durch das zusätzliche Wissen und Können der aus dem Machtbereich Hitlers geflohenen Emigranten zugewachsen ist.

Immerhin lässt sich aber mehr sagen als bloss, dass Deutschlands Einbusen (und die entsprechenden Gewinne seiner Gegner) erheblich gewesen sein müssten. Wie sehr sie zu Buche schlugen, sei an einem letzten Beispiel erläutert, dem deshalb besondere Bedeutung zukommt, weil die spezielle

Technik, um die es dabei geht, in ganz entscheidendem Masse beigetragen hat zu jener grossen Wende des Kriegsglücks zugunsten der Alliierten, die etwa 1942/43 eintrat.

Es handelt sich um die Funkmesstechnik, genauer: um jenes in englischer Abkürzung «Radar» genannte Verfahren, das nicht nur die Wirksamkeit der Luftangriffe auf Deutschland stark erhöhte, sondern den Alliierten auch den siegreichen Vormarsch durch die nordafrikanische Wüste, die erfolgreiche Landung in der Normandie und die Vertreibung der U-Boote aus dem Atlantik erst ermöglichte.

Radar war kein amerikanisch-britisches Monopol; auch die Deutschen hatten entsprechende Geräte entwickelt. Indessen arbeiteten die deutschen Radar-Systeme mit längeren Wellen und reichten nicht ganz so weit wie die der Alliierten. Diese geringe, aber entscheidende Unterlegenheit hat nach Meinung der Fachleute beider Seiten stärker als jeder andere technische Faktor zum Sieg der Alliierten über Deutschland beigetragen.

Es wäre nun höchst interessant für unsere Untersuchung, könnten wir mit Bestimmtheit sagen, in wie starkem Masse die aus Hitlers Machtbereich vertriebenen jüdischen Physiker und Techniker zur Verbesserung des alliierten Radar-Systems beigetragen haben und wie sehr sich umgekehrt ihr Fehlen auf die deutsche Entwicklung ausgewirkt hat.

Natürlich gibt es solche Berechnung nicht. Wie sollte man sie auch anstellen? Qualitative Messungen im Bereich wissenschaftlich-technischer Leistung sind, zumal bei grossen Arbeitsteams, ohnehin höchst fragwürdig.

Indessen gibt es einen anderen Anhaltspunkt, der uns Rückschlüsse gestattet: Nach offiziellen Angaben waren von den führenden Wissenschaftlern, die in den USA Radar-Systeme entwickelten, «nur» etwa zehn Prozent Europäer, die vor dem Antisemitismus nach Amerika geflüchtet waren, unter ihnen Hans Bethe, Physik-Nobelpreisträger des Jahres 1967, und Felix Bloch, der diese Auszeichnung bereits 1952 erhielt. Beide hatten Deutschland 1933 verlassen, um der «Rassen»Verfolgung zu entgehen. Den wohl bedeutendsten Beitrag zur amerikanischen Radar-Entwicklung leistete der holländisch-jüdische Physiker Samuel Goudsmit, dem wir im nächsten Kapitel noch begegnen werden.

Diese Fakten, die sich vielfältig ergänzen liessen, bieten einigen Stoff zum Nachdenken, und es sollte zumindest die Frage gestattet sein, ob die

Abwanderung so namhafter Physiker im Zusammenhang stehen könnte mit der zwar nicht sehr grossen, aber entscheidenden Unterlegenheit Deutschlands und Überlegenheit der Alliierten just auf jenem Gebiet, auf dem sich diese Wissenschaftler dann als Spezialisten erwiesen...

Fassen wir die Ergebnisse unserer Untersuchung der möglichen Auswirkungen des deutschen Antisemitismus auf den Ausgang des Zweiten Weltkrieges zusammen, so ergibt sich, dass die Judenpolitik dem «Dritten Reich» militärische, politische, wirtschaftliche und wissenschaftlich-technische Nachteile brachte, die schon einzeln stark, wenn nicht gar entscheidend ins Gewicht fielen. Ob sie zusammen den Unterschied zwischen Sieg und Niederlage ausmachten, lässt sich nur vermuten. Immerhin: «Seit die Deutschen die Juden aus Deutschland vertrieben haben und dabei ihr eigenes technologisches Niveau gesenkt haben, sind wir ihnen wissenschaftlich voraus», meinte Winston Churchill bereits im Jahre 1940. Und Admiral Dönitz klagte 1943 in einem Schreiben an den Forschungsrat, dass «der Feind den U-Boot-Krieg durch seine wissenschaftliche Überlegenheit unwirksam gemacht» hätte. Diese und ähnliche Urteile scheinen die Richtigkeit der Vermutung zu bestätigen, dass die Vertreibung der «nichtarischen» Forscher nicht ohne – für Hitler– Deutschland sehr nachteilige – Auswirkungen auf die Kriegführung geblieben ist.

Es gibt indessen einen Faktor, der alle Spekulationen darüber, ob Deutschland den Krieg ohne seine judenfeindliche Politik hätte gewinnen können, müssig erscheinen lässt: jene Bombe, die am 6. August 1945 die japanische Stadt Hiroshima vernichtete und zugleich die Machtverhältnisse in der Welt eindeutig zugunsten derer veränderte, die sich in den Besitz einsetzbarer Kernwaffen gebracht hatten.

Doch gerade die Atombombe und die Geschichte ihrer Entwicklung müssen die letzten Zweifel daran zerstreuen, dass sich Deutschland durch seine nach 1933 betriebene Judenpolitik jeder etwa vorhandenen Chance, den Zweiten Weltkrieg zu gewinnen, selbst beraubt hat.

Siebentes Kapitel

Die emigrierte Bombe

Was hat die in Los Alamos im amerikanischen Bundesstaat New Mexico entwickelte, erstmals am 6. August 1945, also ein Vierteljahr *nach* der bedingungslosen Kapitulation des Hitlerreiches, gegen die japanische Stadt Hiroshima eingesetzte neue Waffe, die Atombombe, mit der Judenverfolgung im fernen Europa zu tun, erst recht mit der Frage, ob das Deutsche Reich den Zweiten Weltkrieg ohne die antisemitische Rassenpolitik hätte gewinnen können ?

Der Krieg in Europa war ja längst – ohne Atombomben – entschieden, das Judentum Deutschlands und seiner Nachbarländer bereits «ausgeschaltet», vertrieben und grossenteils vernichtet, noch ehe das «Manhattan Project» kriegsentscheidende Bedeutung erlangte!

Trotz solcher an sich berechtigter Einwände soll hier die Behauptung gewagt und auch, soweit dies überhaupt möglich ist, bewiesen werden, dass es im Zweiten Weltkrieg ohne die judenfeindliche Politik der Hitlerregierung gar kein «Manhattan Project» und folglich auch keine amerikanische Atombombe gegeben hätte, dagegen mit hoher Wahrscheinlichkeit eine solche «Wunderwaffe» auf deutscher Seite, die dann, schon durch ihr blosses Vorhandensein, kriegsentscheidend gewesen wäre. Wir wollen uns nicht in Spekulationen darüber verlieren, welchen ganz anderen Verlauf die Weltgeschichte unter solchen Umständen hätte nehmen können. Beschränken wir uns vielmehr darauf, einen möglichst lückenlosen Indizienbeweis für unsere Thesen zu führen, zunächst für den ersten Teil der Behauptung, wonach es ohne die Judenverfolgung in Europa mindestens bis 1946 keine amerikanische Atombombe gegeben hätte.

Was den Anstoss dazu gab, dass sich die Vereinigten Staaten mit den militärischen Möglichkeiten der Kernspaltung überhaupt befassten, ehe es für eine Entwicklung der Atombombe noch während des Zweiten Weltkrieges endgültig zu spät gewesen wäre, ist bekannt:

Am 11. Oktober 1939, wenige Wochen nach Beginn des deutschen Überfalls auf Polen, empfing Präsident Franklin D. Roosevelt einen alten Freund

und Berater, Alexander Sachs, der ihm eine Denkschrift überreichte, nachdem er sie dem Präsidenten vorgelesen hatte. Das Memorandum, das auf ein neuerdings festzustellendes Interesse Deutschlands an Uranium hinwies, eine sofortige Intervention der USA bei der belgischen Regierung zur Sicherstellung des Kongo-Urans empfahl und die finanzielle Unterstützung und Beschleunigung der amerikanischen Atomforschung anregte, verfehlte zunächst die erhoffte Wirkung. Roosevelt erklärte zwar, dass er die von Sachs angeschnittenen Themen «recht interessant» fände, hielt aber eine Intervention wegen des Schutzes der Uranvorkommen in Belgisch-Kongo offenbar für verfrüht. Auf den Wunsch nach Förderung der amerikanischen Atomforschung ging er gar nicht ein.

Alexander Sachs war sehr enttäuscht. Doch er gab die Hoffnung, den Präsidenten dennoch für die Vorschläge zu gewinnen, keineswegs auf, zumal es ihm gelungen war, für den nächsten Morgen von Roosevelt zum Frühstück eingeladen zu werden.

«In dieser Nacht schloss ich kein Auge», erinnert sich Sachs. «Ich wohnte im Hotel Carlton. Ich ging unruhig in meinem Zimmer auf und ab oder versuchte, auf einem Stuhl sitzend, einzuschlafen. Ganz in der Nähe des Hotels war ein kleiner Park. Ich habe wohl drei- oder viermal zwischen elf Uhr abends und sieben Uhr früh zum Erstaunen des Portiers das Hotel verlassen und bin hinüber in diesen Park gegangen. Dort sass ich auf einer Bank und dachte nach. Was konnte ich sagen, um den Präsidenten doch noch für diese schon fast verlorene Sache zu gewinnen? Endlich kam mir ganz plötzlich wie eine Eingebung die rettende Idee. Ich ging zurück, duschte und war bald darauf wieder im Weissen Haus.»

Roosevelt sass im Rollstuhl allein am Frühstückstisch, als Alexander Sachs eintrat. Mit ironischem Unterton erkundigte sich der Präsident, welche blendende Idee der Freund diesmal für ihn bereit hätte und wie lange er wohl heute brauchte, sie ihm zu erklären. Sachs erwiderte, dass er eigentlich nur eine Anekdote zu erzählen gedächte, und dann berichtete er von Robert Fulton aus Pennsylvanien, der sich 1806 erboten hatte, dem Franzosenkaiser Napoleon I. eine Flotte von Dampfschiffen für den Krieg gegen England zu bauen, jedoch als Phantast verlacht worden war, weil sich damals selbst ein Bonaparte Schiffe ohne Segel nicht vorzustellen vermochte... «Dies ist nach Ansicht des englischen Historikers Lord Acton ein Beispiel

dafür, wie England durch die Kurzsichtigkeit eines Gegners gerettet wurde», schloss Sachs seine Erzählung, und er fügte hinzu: «Hätte Napoleon damals mehr Phantasie und Bescheidenheit besessen – die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts wäre ganz anders verlaufen!«

Präsident Roosevelt zeigte sich sehr beeindruckt. Minutenlang schwieg er. Dann liess er den Diener, der das Frühstück serviert hatte, eine Flasche uralten Kognaks holen und öffnen, und erst nachdem eingeschenkt worden war und er mit Alexander Sachs ein Glas auf dessen Wohl geleert hatte, rief er seinen engsten Mitarbeiter, General «Pa» Watson, herein und sprach unter Hinweis auf die von ihm noch am Tag zuvor in ihrer Bedeutung verkannte Denkschrift die so berühmt gewordenen Worte: «Pa, das hier bedeutet: Wir müssen handeln!«

Soweit der eigentliche Beginn dessen, was zum grössten wissenschaftlich-technischen Unternehmen der Weltgeschichte wurde, dem «Manhattan Project». Doch die Denkschrift, die Alexander Sachs dem Präsidenten überreichte, hat eine Vorgeschichte. Und von Roosevelts Aufforderung zum Handeln bis zu den ersten wirklichen finanziellen und technischen Anstrengungen zum Bau einer amerikanischen Atombombe vergingen mehr als zwei Jahre, in denen es höchst ungewiss blieb, ob sich die Befürworter des Projekts würden durchsetzen und zum Ziel gelangen können. Es gab Widerstände aller Art auf der einen, Fehler und Irrtümer auf der anderen Seite.

Doch untersuchen wir zunächst die Vorgeschichte der Denkschrift, die den Anstoss zu Präsident Roosevelts Entschluss gab:

Im Sommer 1939, als sich über Europa die Kriegswolken schon zusammenbrauten, ohne dass die seit dem Münchener Abkommen wieder auf eine friedliche Entwicklung vertrauenden Völker etwas davon ahnten, erreichten einige in den USA lebende Physiker sehr beunruhigende Nachrichten aus Deutschland: In Berlin war erstmals eine Kernphysiker-Konferenz vom Leiter der Forschungsabteilung beim Heereswaffenamt einberufen worden, was darauf schliessen liess, dass man dort zumindest prüfte, welche militärischen Möglichkeiten die Kernphysik bieten könnte. Auch hörte man aus Berlin, dass der Hamburger Physiker Paul Harteck ein paar Wochen zuvor auf die «grundsätzliche Möglichkeit der Auslösung einer Kettenreaktion im Uran» hingewiesen und, wie sich später ergab, «deren Verfolgung beim Reichskriegsministerium angeraten» hätte. Besonders beunruhigend aber

war eine dritte Nachricht aus Deutschland: Die Reichsregierung hatte plötzlich jede Ausfuhr von Uranerz aus den im Jahr zuvor annektierten sudeten-deutschen Gebieten gesperrt...!

Alle diese Meldungen, die auf allerlei Wegen, über die noch zu reden sein wird, nach Amerika gelangten, schienen deutlich zu zeigen, dass sich die politische und militärische Führung in Berlin bereits über etwas Gedanken machte, was in der ganzen übrigen Welt bislang nur einige Wissenschaftler beschäftigte: die schier unglaublichen Möglichkeiten, die die riesigen, bei einer Kernspaltungs-Kettenreaktion im Uran freiwerdenden Energiemengen boten...!

Einer dieser in den USA lebenden Wissenschaftler, dem die Nachrichten aus Deutschland den Schlaf raubten, war Leo Szilard. Er hatte – als Sohn jüdischer Eltern 1898 in Budapest geboren – bis 1933 in Berlin gelebt, zuletzt als Privatdozent, war über Wien, wo er sich aber nur wenige Wochen aufhielt, nach England geflüchtet, nach einigen Jahren der Lehr- und Forschungstätigkeit in Oxford schliesslich nach Amerika gegangen. Im Sommer 1939, als ihn die beunruhigenden Nachrichten aus Berlin erreichten, war Leo Szilard noch ohne feste Anstellung; er arbeitete als blosser Hospitant im physikalischen Laboratorium der New Yorker Columbia-Universität. Immerhin hatte er sich seine in Oxford zurückgelassenen Apparaturen nachschicken lassen und – gegen eine Kautions von zweitausend Dollar, die ihm der New Yorker jüdische Fabrikant Liebowitz borgte – ein Gramm Radium ausgeliehen. Damit war im März 1939 ein entscheidender Versuch geglückt, über dessen Verlauf er selbst später berichtete:

»Alles war nun soweit, wir mussten nur noch auf den Knopf drücken und die Bildfläche des Fernsehschirms beobachten. Wenn dort Lichtzeichen auftauchten, dann bedeutete es, dass bei der Spaltung des Urans Neutronen ausgestossen würden. Das aber würde anzeigen, dass die Befreiung der Atomenergie noch zu unseren Lebzeiten möglich wäre. Wir drückten auf den Knopf. Wir sahen Lichtzeichen. Wir beobachteten sie wie gebannt etwa zehn Minuten lang. Und dann drehten wir ab. In dieser Nacht war es mir klar, dass die Welt einen Weg voller Sorgen angetreten hatte. ..«

Szilard hatte sich indessen nicht damit begnügt, pessimistische Betrachtungen anzustellen. Er war vielmehr aktiv geworden. Einer der ersten, mit de-

nen er sich in Verbindung setzte, war der italienische Atomforscher und Nobelpreisträger des Jahres 1938, Enrico Fermi, der, voller Sorge um seine jüdische Frau Laura und die Ereignisse in Europa, Italien verlassen hatte und nun an der New Yorker Columbia-Universität im selben Gebäude wie Szilard arbeitete. Fermi hörte sich den Vorschlag, den Szilard ihm machte, nämlich keinerlei Ergebnisse eigener Forschungen mehr zu veröffentlichen, um so den europäischen Diktaturen, vor allem Hitlers «Drittem Reich», die Gewinnung wichtiger Erkenntnisse auf dem Gebiet der Kernforschung nicht noch zu erleichtern, zunächst etwas skeptisch an. Erst einige Wochen später liess er sich überzeugen und unterstützte Szilards Vorschläge nachdrücklich.

Auch bei anderen Atomforschern, zumal bei solchen, die nicht erst gerade aus Europa gekommen waren, stiess Szilard auf Unverständnis und Ablehnung. Zu seltsam erschien es den Wissenschaftlern, dass sie aus blossen politischen Rücksichten auf die seit Jahrhunderten gepflegte internationale Zusammenarbeit, womöglich sogar auf – nach altem Brauch erst durch Veröffentlichung gewonnene – Prioritätsansprüche und den damit verbundenen Ruhm verzichten, sich einer unbequemen Selbstzensur unterwerfen sollten...!

Nur drei der in Amerika lebenden Kernforscher von Rang begriffen Szilard sofort und setzten sich mit aller Energie für seinen Vorschlag ein: Eugen Wigner, Victor Weisskopf und Eduard Teller.

Wigner, 1902 als Sohn deutschsprachiger Eltern in Budapest geboren, hatte in Berlin studiert, war frühzeitig nach Amerika ausgewandert und bereits seit 1938 Professor an der Universität von Princeton.

Weisskopf, Wiener vom Jahrgang 1908, hatte seine wissenschaftliche Ausbildung zunächst in Göttingen erhalten, war bald nach Kopenhagen gegangen, wo er bei Niels Bohr, dem berühmten dänischen Forscher, gearbeitet hatte, und war dann einem Ruf an die Universität von Rochester im Staate New York gefolgt.

Teller schliesslich, 1908 in Budapest geboren, hatte nach einem Studium in Karlsruhe, München, Leipzig und Göttingen, wo er mit Max Born eine Arbeit über «Optik» schrieb, Deutschland 1933 verlassen. Auch er war zunächst nach Kopenhagen gegangen, hatte dort zu den begabtesten Schülern von Niels Bohr gezählt und mit einem anderen Bohr-Schüler, Carl Friedrich von Weizsäcker, dem er schon bei Heisenberg in Leipzig begegnet war, enge

Freundschaft geschlossen. Schliesslich war er 1935 einem Ruf nach Washington gefolgt und hatte einen Lehrstuhl an der dortigen George-Washington-Universität übernommen.

Alle drei jungen, aus der k.u.k. Monarchie stammenden und an den Hochschulen Deutschlands ausgebildeten amerikanischen Atomforscher, die sich im Sommer 1939 mit Leo Szilard verbündeten und schliesslich auch Enrico Fermi auf ihre Seite zogen, waren jüdischer Herkunft und nur wegen der antisemitischen Hetze, die 1933 auch die deutschen Universitäten erfasste, aus dem Land geflüchtet, das sie als ihre mindestens geistige Heimat betrachtet hatten. Zusammen erreichten die fünf durch die judenfeindliche Rassengesetzgebung aus Europa vertriebenen Forscher wenn schon keinen vollständigen und dauerhaften Veröffentlichungsstopp auf ihrem Fachgebiet, der Kernphysik, so doch zumindest eine Weckung des Bewusstseins für die Gefahren und die wachsende Erkenntnis, dass es verhängnisvoll wäre, die Achsenmächte nicht auf ihren eventuellen Vorsprung auf dem Gebiet der Kernspaltung hin genauestens zu überwachen.

Weit schwieriger als in den USA hatte es die «Szilard-Gruppe», wie sie genannt wurde, als sie ihren Vorschlag, alle Veröffentlichungen auf kernphysikalischem Gebiet zu stoppen, auch den Atomforschern der anderen westlichen Länder unterbreitete. Schon Anfang Februar 1939 hatte sich Szilard an den berühmten französischen Forscher Frederic Joliot-Curie gewandt, ihn auf die Möglichkeit einer Kettenreaktion hingewiesen und hinzugefügt: «Unter Umständen könnte das zum Bau von Bomben führen, die ganz allgemein sehr gefährlich wären, besonders aber in den Händen gewisser Regierungen...»

Joliot-Curie reagierte zunächst nicht. Und als er schliesslich nach Amerika kablete, er fände Szilards Vorschlag «sehr vernünftig», fügte er hinzu: «Aber kommt zu spät», wobei er auf jüngste Presseveröffentlichungen hinwies, die sich mit Fortschritten auf dem Gebiet der Atomforschung beschäftigten.

Es war indessen noch keineswegs zu spät. Die Zeitungsnotizen, auf die sich der grosse französische Gelehrte berief, waren viel zu allgemein gehalten, als dass sie den von Szilard befürchteten Schaden hätten anrichten können. In Wahrheit nahm Joliot-Curie die Dinge damals noch nicht so ernst, wollte sich vor allem nicht davon abhalten lassen, eine wichtige Arbeit, die

er selbst gerade fertiggestellt hatte, noch zu veröffentlichen.

Joliot-Curies Publikation, die experimentelle Verwirklichung just jener atomaren Kettenreaktion betreffend, die Szilard und seine Freunde vor den Wissenschaftlern der Achsenmächte hatten verheimlichen wollen, machte alle Anstrengungen wieder zunichte, einen amerikanisch-britisch-französischen Veröffentlichungsstopp herbeizuführen, nachdem sich Amerikaner und Engländer gerade einig geworden waren, nichts mehr zu publizieren.

Szilard konnte es nicht einmal verhindern, dass seine eigene bahnbrechende Arbeit über die «Kettenreaktion im Uran» nun veröffentlicht wurde. Man deutete ihm an, dass er seinen Arbeitsplatz als Hospitant der Columbia-Universität verlieren könnte, falls er sich weiterhin «unkooperativ» zeigte.

Die Auseinandersetzungen um das Für und Wider eines Veröffentlichungsstopps, die zunächst mit einer Niederlage der «Szilard-Gruppe» endeten, bewirkten indessen, dass sich Leo Szilard und seine Freunde nun in verstärktem Masse um Ersatzlösungen bemühten. Eugen Wigner schlug vor, man sollte zunächst alles daransetzen, das Interesse der höchsten Stellen Washingtons zu wecken und ihre Aufmerksamkeit auf die jüngsten Ergebnisse der Kernforschung zu lenken, vor allem auf die «mögliche plötzliche Drohung», die der vermutete Vorsprung Deutschlands bedeutete.

Wigners Vorschlag fand die volle Zustimmung der Gruppe, aber man war sich auch darüber im klaren, wie ausserordentlich schwierig es sein würde, dafür in Washington Interesse zu finden. Das hört sich in Kenntnis der weiteren Entwicklung seltsam an, aber tatsächlich ahnte ja damals ausserhalb eines kleinen Kreises hochspezialisierter Wissenschaftler noch niemand etwas von den furchtbaren kriegstechnischen Möglichkeiten, die sich aus den neuesten Erkenntnissen der Kernforschung ergaben.

Man wusste nicht einmal, dass Uranerze in Kürze strategische Bedeutung erlangen könnten – das seltene Metall wurde ja bislang nur in ganz geringfügigem Masse verwertet, beispielsweise in der Uhrenindustrie zur Herstellung von Leuchtziffern. Infolgedessen hätte die blossе Aufforderung, die Uranvorkommen von Belgisch-Kongo vor einem möglichen Zugriff der Achsenmächte zu schützen, in Washington allenfalls ein mitleidiges Lächeln hervorrufen können.

Selbst Enrico Fermi, der bereits im März 1939 massgebenden amerikani-

schen Militärs klarzumachen versucht hatte, welche umwälzenden militärischen Möglichkeiten sich mit der «Kettenreaktion im Uran» eröffneten, war auf taube Ohren gestossen. Und auch Niels Bohr, der kurz darauf anlässlich einer Tagung der «Amerikanischen Physikalischen Gesellschaft» eine ähnliche Warnung ausgesprochen hatte, war in Washington unbeachtet geblieben.

Wenn aber schon internationale Berühmtheiten wie die Nobelpreisträger Fermi und Bohr mit ihren Warnungen keine Beachtung gefunden hatten, um wieviel geringer waren dann erst die Chancen für die in der Öffentlichkeit noch unbekannteren Wissenschaftler aus Mitteleuropa, von denen nur Wigner bereits naturalisierter Amerikaner war, während Szilard, Teller und Weisskopf noch den Status ausländischer Flüchtlinge hatten!

In dieser ziemlich hoffnungslosen Situation kam Szilard der Einfall, dass vielleicht ein noch berühmterer Wissenschaftler helfen könnte: Albert Einstein, der seit 1933 in Princeton lehrte. Für Wigner, der dort ebenfalls Professor war, musste es möglich sein, mit dem «Vater der Relativitätstheorie» in Verbindung zu treten und ihn für die Pläne der «Szilard-Gruppe» zu gewinnen...

Zunächst war nur daran gedacht, Einsteins ausgezeichnete Beziehungen zum belgischen Königshof dazu zu benutzen, die Regierung in Brüssel auf die Bedeutung der Uran-Vorkommen in Belgisch-Kongo hinzuweisen und für ihren Schutz vor einem Zugriff der Achsenmächte zu sorgen. Wie indessen schon der erste Kontakt Szilards mit dem hochberühmten Kollegen den Dingen rasch eine andere, entscheidende Wendung gab, das hat Robert Jungk in seiner brillanten Studie, «Heller als tausend Sönnern, ebenso amüsant wie eindrucksvoll beschrieben:

«Einstein stand zwar kurz vor der Abreise zum Urlaub auf Long Island (der New York vorgelagerten Insel), er hatte aber nichts dagegen, dass die beiden Kollegen ihn mit ihrem wichtigen Anliegen dort aufsuchten. So geschah es, dass Wigner und Szilard an einem heissen Julitag des Jahres 1939 zum Seebad Patchogue aufbrachen. Als sie dort nach zweistündiger Autofahrt angekommen waren, stellte sich bald heraus, dass die Adresse anscheinend nicht stimmte.

«Vielleicht habe ich den Ortsnamen telefonisch falsch verstanden[^] meinte Wigner, «suchen wir einmal auf der Karte nach einem ähnlichen Namen.» – «Peconic? Wie wäre das?» fragte Szilard. – «Das war es», sagte Wigner sofort, «jetzt erinnere ich mich genau.»

In Peconic angelangt, fragten die beiden Autofahrer überall nach der «Cabin» von Dr. Moore, so hiess nämlich der Besitzer des Häuschens, das Einstein gemietet hatte. Eine Gruppe von Sommergästen in Shorts und bunten Badekostümen kam vorbeigeschlendert. «Doctor Moore's Cabin? Kennen wir nicht», hiess die Antwort. Ortsansässige schienen nicht besser Bescheid zu wissen.

Die Fahrerei ging weiter und wurde immer hoffnungsloser. Plötzlich sagte Szilard zu seinem Gefährten: «Geben wir es doch auf und fahren nach Hause! Vielleicht soll es nicht sein. Vermutlich würden wir einen schrecklichen Fehler begehen, wenn wir uns in dieser Sache mit Einsteins Hilfe an irgendwelche Behörden wenden. Was der Staat einmal hat, lässt er nicht mehr los...»

«Es ist unsere Pflicht, so zu handeln», entgegnete Wigner. «Das muss unser Beitrag zur Verhinderung eines furchtbaren Unglücks sein.»

So wurde die Suche also fortgesetzt.

«Wie wäre es, wenn wir einfach fragten: Wo wohnt hier Einstein? Den kennt doch jedes Kind», schlug Szilard vor. Man machte sofort die Probe aufs Exempel. Ein sonnenverbrannter Junge stand an der Strassenecke und bastelte an seiner Angel.

«Weisst du, wo Einstein wohnt?» fragte Szilard, mehr im Scherz als im Ernst.

«Klar», sagte der Bub. «Ich kann Sie hinführen.»

So nahm das Schicksal, geleitet von der Unschuld, weiter seinen Lauf.»

Die Besucher mussten kurze Zeit auf der offenen Veranda des Häuschens warten. Dann kam Einstein in Hausschuhen heraus und führte sie in sein Arbeitszimmer.

Über den Inhalt dieser ersten wichtigen Unterredung berichtet Szilard:

«Einstein hatte die Möglichkeit einer Kettenreaktion im Uran nicht wahrgenommen. Aber kaum hatte er mich angehört, als er schon die Folgerungen begriff und sofort bereit war, uns zu helfen und wenn nötig den Hals hinzuhalten, wie man so sagt. Doch vorgängig der Kontaktnahme mit der belgischen Regierung schien es wünschenswert, das State Department – das Auswärtige Amt der Vereinigten Staaten in Washington – von dem geplanten Schritt zu unterrichten. Wigner schlug vor, wir sollten einen Brief an die belgische Regierung entwerfen, eine Kopie ans State Department schicken

und ihm eine Frist von zwei Wochen setzen, um Einspruch zu erheben, falls es der Meinung war, dass Einstein ein solches Schreiben unterlassen sollte. So standen die Dinge, als Wigner und ich Einsteins Haus auf Long Island verliessen...«

Professor Albert Einstein als Verbündeten gewonnen zu haben, war zwar ein bedeutsamer Fortschritt, aber Szilard war sich darüber im klaren, dass ein Brief selbst dieses Gelehrten beim State Department vielleicht nicht die richtige Stelle erreichen oder auch ungenügende Beachtung finden könnte. Er erörterte dieses Problem mit einigen engen Freunden, auch solchen, die nicht Kernphysiker waren, und einer von ihnen, Gustav Stolper, wusste Rat.

Stolper, 1888 in Wien geboren, war dort in jungen Jahren Professor der Nationalökonomie, zugleich ein vielbeachteter Publizist geworden, hatte später in Berlin erst den «Börsenkurier», dann die von ihm gegründete, sehr angesehene Wochenzeitschrift «Der deutsche Volkswirt» herausgegeben, ausserdem als Korrespondent des Londoner «Economist» gewirkt und dem Reichstag als Abgeordneter der Deutschen Staatspartei angehört, einer Vorläuferin der heutigen F.D.P., auf deren Wirtschaftspolitik er massgebenden Einfluss nahm. 1933 war Stolper dann nach New York emigriert, wo er einflussreiche Freunde hatte.

Einer dieser Freunde Gustav Stolpers war der Bankier und Privatgelehrte Alexander Sachs, der durch seine exakten Konjunkturprognosen die besondere Wertschätzung Roosevelts gewonnen hatte und zu den engsten Ratgebern des Präsidenten zählte, jenem «Brain Trust», dessen Mitglieder jederzeit Zutritt zum Weissen Haus fanden.

Stolper arrangierte also ein Gespräch zwischen Szilard und Sachs, und da der Bankier sofort bereit war, den geplanten Brief Einsteins an Roosevelt selbst weiterzuleiten, machte man sich nun an die Ausarbeitung des Schreibens. Die schliesslichen Fassungen, eine kürzere und eine längere, gingen in ihrem Inhalt weit über das hinaus, was Einstein ursprünglich gutgeheissen hatte.

Da man nun über einen direkten Draht zum Präsidenten der Vereinigten Staaten verfügte, beschränkte man sich nicht allein auf den mit Einstein abgesprochenen Vorschlag einer amerikanischen Intervention in Brüssel zur Sicherstellung der Uranerze Belgisch-Kongos. Vielmehr riet man auch noch – unter Hinweis auf die sich mehrenden, sehr ernst zu nehmenden Anzeichen für eine deutsche Aktivität auf diesem Gebiet – zu einer Intensivierung

und Förderung der amerikanischen Atomforschung, nicht etwa, wie ausdrücklich betont wurde, durch staatliche Stellen und aus öffentlichen Mitteln, sondern durch Privatleute und Firmen, die zur Unterstützung der streng geheimzuhaltenden Forschungsarbeiten durch eine vom Weissen Haus zu bestellende Vertrauensperson gewonnen werden sollten. Noch hütete man sich, die Kernforschung staatlicher Einmischung auszusetzen, die Militärs mit allen Möglichkeiten einer neuen nuklearen Waffentechnik vertraut zu machen oder gar den Bau einer Atombombe zu fordern. Man wollte nur verhindern, dass die Achsenmächte einen Vorsprung gewinnen und eines Tages einer gänzlich unvorbereiteten Welt mit einer furchtbaren Vernichtungswaffe jedwedem Zugeständnis abpressen könnten...

Am 2. August 1939 fuhr Szilard mit den fertigen Entwürfen zum zweitenmal hinaus nach Long Island, diesmal in Begleitung von Teller, da Eugen Wigner nach Kalifornien verreist war. Einstein gab seine Unterschrift, wobei er sich für die ausführlichere Fassung entschied, und zusammen mit einem Memorandum, das Szilard verfasste und dem von Einstein unterzeichneten Schreiben beifügte¹, wurde das so folgenschwere Dossier von Alexander Sachs dem Präsidenten Franklin D. Roosevelt am 6. Oktober 1939, fünf Wochen nach Ausbruch des Krieges in Europa, im Weissen Haus übergeben.

Und am nächsten Morgen sprach Roosevelt, von Sachs endlich überzeugt, die so folgenschweren Worte: «... Wir müssen handeln!»

Halten wir einen Augenblick inne, diese dramatische Entwicklung vom Standpunkt unserer Untersuchung aus zu überdenken : Ohne Zweifel bewirkten die Anstrengungen der «Szilard-Gruppe» und ihrer Freunde, dass sich die amerikanische Führung erstmals mit der strategischen Bedeutung der Atomforschungsergebnisse befasste und zu jenen Schlussfolgerungen kam, die letztlich zum «Manhattan Project» führten. Umgekehrt wäre es den Amerikanern mit Sicherheit nicht mehr binnen einer den Ausgang des Zweiten Weltkrieges noch beeinflussenden Frist gelungen, kriegsentscheidende nukleare Waffen einsatzbereit in die Hand zu bekommen, hätten die aus der «Szilard-Gruppe» stammenden Warnungen und Anregungen bei

¹ Der englische Originaltext des Memorandums sowie des Begleitschreibens Szilards an Alexander Sachs findet sich im Dokumenten-Anhang.

Roosevelt nicht schon so frühzeitig ihre Wirkung erzielt.

So bliebe denn, um den kausalen Zusammenhang zwischen dem Anstoss zu Amerikas Atomrüstung und der Judenverfolgung in Europa zweifelsfrei nachzuweisen, nur noch zu erwähnen, dass alle Warnungen und Anregungen, die zu Roosevelts Entscheidung führten, ausnahmslos von Personen stammten oder dem Präsidenten zugeleitet wurden, die von der Judenverfolgung in Europa direkt oder indirekt betroffen waren, ja meist ohne den vom «Dritten Reich» propagierten Antisemitismus gar nicht nach Amerika geflüchtet, sondern in Europa, vornehmlich in Deutschland, geblieben wären.

Von den Wissenschaftlern der «Szilard-Gruppe» wissen wir bereits, dass sie sämtlich jüdischer Herkunft waren und ihre Arbeit in Deutschland wegen des wachsenden Antisemitismus hatten aufgeben müssen. Auch dass Enrico Fermi, der italienische Nobelpreisträger, aus Sorge um seine jüdische Frau nach Amerika emigriert war, nachdem Mussolini, von Hitler bedrängt, 1938 ebenfalls mit jüdenfeindlichen Massnahmen begonnen hatte, wurde bereits erwähnt. Bleibt hinzuzufügen, dass Niels Bohr, der dänische Atomforscher und Nobelpreisträger, dessen Warnungen vom Frühjahr 1939 in New York zunächst keinen Eindruck gemacht hatten, Sohn einer deutsch-jüdischen Mutter, zudem mit einer Jüdin verheiratet war; dass Gustav Stolper, der die Verbindung zwischen Szilard und Sachs herstellte, ebenfalls Jude war, genau wie Alexander Sachs selbst, der, 1893 in Rossigen im damals russischen Litauen geboren, als Elfjähriger Europa verlassen hatte. Und natürlich war – wie wir bereits wissen – auch der grosse Albert Einstein, der mit seiner Unterschrift dem Schreiben an den Präsidenten der Vereinigten Staaten das nötige Gewicht verliehen hatte, ein aus Ulm gebürtiger deutscher Jude. Er hatte in Berlin von 1914 bis 1933 das Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik geleitet, daneben an der Universität Vorlesungen gehalten, war zudem 1921 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden und erst nach Hitlers Regierungsantritt und seiner eigenen Absetzung in die Vereinigten Staaten ausgewandert, wo für ihn ein Lehrstuhl an der Universität von Princeton geschaffen worden war.

Es ist eine bittere Ironie der Geschichte, dass ausgerechnet ein so gütiger, friedliebender und jedwede Brutalität verabscheuender Mann wie Albert Einstein den Bemühungen, die dann zur Herstellung der furchtbaren Ver-

nichtungswaffen führten, mit seiner hohen wissenschaftlichen und moralischen Autorität Nachdruck verlieh.

Einstein war damals fest davon überzeugt, dass der amerikanische Präsident, dem er so dringlich riet, den schrecklichen Möglichkeiten der «Kettenreaktion im Uran» die nötige Aufmerksamkeit zu schenken, einerseits unbedingt gewarnt werden musste vor dem, was sich im Machtbereich Hitlers schon zu einer konkreten Gefahr zu verdichten schien, andererseits niemals selbst die Entfesselung der entsetzlichen Zerstörungskräfte zulassen würde, es sei denn, sein eigenes Land wäre mit ähnlichen Waffen angegriffen worden und befände sich in äusserster Gefahr, einem skrupellosen Feind zu erliegen.

Später, nach dem Einsatz von Atombomben gegen kaum verteidigte Städte des bereits zusammenbrechenden, dicht vor der Kapitulation stehenden Japan, bemerkte Albert Einstein, als ihm die Umstände in vollem Umfange bekanntgeworden waren, dass man ihn und die anderen am Zustandekommen und an der erfolgreichen Durchführung des «Manhattan Project» beteiligten Wissenschaftler schmählich getäuscht hätte...

Indessen sind diese Erwägungen, die nur die letzte Phase des «Manhattan Project» und den Einsatz der fertigen Bomben betreffen, für unsere Untersuchung von nur sekundärem Interesse, greifen zudem der Entwicklung weit voraus und werden schliesslich im Zusammenhang mit den moralischen Aspekten der ganzen Angelegenheit noch einmal behandelt werden.

Weit wichtiger ist, dass von Anfang an eine von niemandem gewollte und deshalb um so tragischere Täuschung vorlag, der alle die zur Wachsamkeit auf dem Gebiet der Kernforschung rieten und später das «Manhattan Project» in Gang setzten, samt und sonders erlagen: Es war die (nicht allein von Einstein, sondern auch von Fermi und Bohr, Szilard, Wigner, Teller und Weisskopf, nicht minder von allen anderen, die sich später damit befassten) unzweifelhaft für real gehaltene, höchste Besorgnis auslösende Gefahr einer deutschen Atombombe, die in Wirklichkeit, wie sich später erwies, überhaupt nicht bestand, sondern nichts als ein Schreckgespenst war...!

Um zu begreifen, wie es zu dieser folgenschweren Fehleinschätzung kommen konnte, müssen wir uns, ehe wir zu der weiteren Entwicklung in den USA nach Roosevelts historischer Entscheidung vom Oktober 1939 und da-

mit zum eigentlichen «Manhattan Project» zurückkehren, mit einigen wichtigen Vorkommnissen in Europa beschäftigen. Sie erklären nicht nur, warum man die Gefahr einer deutschen Atombombe für echt hielt, sondern liefern uns auch wichtige Anhaltspunkte für unsere Untersuchung der Frage, ob die ganze, aus der Erfindung der furchtbaren neuen Waffe resultierende politische und militärische Entwicklung in ursächlichem Zusammenhang mit der Judenverfolgung steht, die von der deutschen Regierung in ihrem gesamten europäischen Machtbereich betrieben wurde.

Um diese Teiluntersuchung, die Gründe für die Täuschung hinsichtlich der Gefahr einer deutschen Atombombe betreffend, systematisch durchführen zu können, müssen wir uns zunächst einmal, wenn auch nur kurz und skizzenhaft, mit der Frage beschäftigen, wo unmittelbar vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges und in seinem Verlauf eine militärische Verwertung der bis dahin erzielten Kernforschungsergebnisse überhaupt denkbar war.

Ausserhalb Europas und Amerikas gab es nur ein einziges Land, dessen industrielle Kapazität und wissenschaftlicher Leistungsstand den Versuch eines Atombombenbaus in den Bereich des Möglichen rückten: Japan. Als indessen, wenige Stunden nach dem Abwurf der Bombe auf Hiroshima, höchste japanische Militärs dem bedeutendsten Kernphysiker ihres Landes, Professor Yoshio Nishina, einstigem Schüler von Niels Bohr, just diese Frage, «Wären Sie imstande, eine Atombombe zu bauen?», erstmals vorlegten, musste der Gelehrte bekennen, dazu ausserstande zu sein. «Unter den jetzigen Umständen», sagte er damals, als der Zweite Weltkrieg auch in Asien bereits seinem Ende zuging, «würden nicht einmal sechs Jahre genügen, eine solche Bombe in Japan herzustellen. Ausserdem haben wir kein Uran...»

Da auch niemand ausserhalb Japans eine Bedrohung durch Atomwaffen von dieser Seite her ernstlich in Betracht gezogen hatte, können wir uns in unseren weiteren Betrachtungen auf die Lage in Europa konzentrieren. Dort kamen, was den wissenschaftlichen Leistungsstand in der Vorkriegszeit betraf, mehrere Länder in Frage, in denen die – mindestens theoretische – Entwicklung nuklearer Waffen denkbar gewesen wäre. Aber die Politik der Achsenmächte, vor allem der auf Betreiben Hitlers auch ausserhalb Deutschlands propagierte Antisemitismus, hatte zu bedeutsamen Veränderungen geführt:

In Italien, dessen Physiker zeitweise an der Spitze der internationalen Atom-

forschung gestanden hatten, waren durch die von Hitler geforderten, von Mussolini widerstrebend erlassenen jüdenfeindlichen Gesetze und Verordnungen gerade diejenigen Wissenschaftler ins Exil getrieben worden, die für einen möglichen italienischen Beitrag zur Entwicklung einer Atombombe der Achsenmächte unentbehrlich gewesen wären.

Neben Enrico Fermi, der wegen seiner jüdischen Frau betroffen war und mit ihr nach Amerika emigrierte, ist hier an erster Stelle sein bedeutendster Schüler, Emilio Gino Segre, zu nennen. Er wanderte, da er jüdischer Herkunft war, 1938 ebenfalls in die Vereinigten Staaten aus, wurde zunächst Professor in Berkeley, später Chef einer wichtigen Arbeitsgruppe in Los Alamos und damit einer der Väter der im «Manhattan Project» entwickelten amerikanischen Atombombe. Im Jahre 1959 wurde ihm der Nobelpreis für Physik verliehen, und es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, dass seit Marconi bis heute überhaupt nur noch zwei italienische Physiker dieser höchsten wissenschaftlichen Auszeichnung würdig befunden worden sind: Fermi und Segre...

Weitere bedeutende Wissenschaftler auf dem Gebiet der Atomforschung, die wegen ihrer jüdischen Abstammung 1938 die Arbeit in Italien abbrechen und ins Exil gehen mussten, waren Bruno Rossi und Bruno Pontecorvo. Während Rossi an prominenter Stelle am «Manhattan Project» mitwirkte, wurde Pontecorvo, der nach England ausgewandert war, Mitglied des «Anglo-Canadian Atomic Energy Team», später – ehe er 1950 unter mysteriösen Umständen verschwand und schliesslich in der Sowjetunion wieder auftauchte – Leiter der kernphysikalischen Abteilung des britischen Atomforschungszentrums Harwell.

Insgesamt brachte die Judenverfolgung die bis dahin hoffnungsvolle italienische Kernforschung binnen kürzester Zeit zum Erliegen, und im Zuge der Teiluntersuchung, wo eine Entwicklung von Kernwaffen während des Zweiten Weltkriegs möglich gewesen wäre, brauchen wir Deutschlands südlichem Achsenpartner keine weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

Anders war die Lage in Frankreich, das im Sommer 1940 von der deutschen Wehrmacht überrannt, zur Kapitulation gezwungen und grossenteils besetzt worden war. Dort bestand, wie wir bereits wissen, ein bedeutendes Atomforschungszentrum unter Leitung von Frederic Joliot-Curie. Gerade um die Zeit, da Szilard und seine Freunde von Amerika aus einen gegen die

Achsenmächte gerichteten Veröffentlichungsstopp auf dem Gebiet der Kernphysik durchzusetzen versucht hatten, war Joliot-Curie und seinen engsten Mitarbeitern, Hans von Halban und Leo Kowarski, das für die Entwicklung von Kernwaffen entscheidend wichtige Experiment einer «Kettenreaktion im Uran» im Laborversuch gelungen. Sie hatten die Ergebnisse, allen Warnungen zum Trotz, sofort veröffentlicht, vermutlich weil ihr wissenschaftlicher Ehrgeiz zu dieser Zeit noch grösser war als ihre Einsicht, dass sie damit gefährliche Geheimnisse auch den potentiellen Feinden Frankreichs zugänglich machten.

Um so nachdrücklicher war Joliot-Curie dann nach Kriegsausbruch für strikte Geheimhaltung auf dem Gebiet der Atomforschung eingetreten, hatte sich auch beim französischen Kriegsminister für die eilige Bildung grösserer Vorräte an Uranerz und schwerem Wasser eingesetzt und war sogar bereit gewesen, die Militärs über den neuesten Forschungsstand und die sich daraus ergebenden waffentechnischen Möglichkeiten eingehend zu unterrichten.

Dieser patriotische Eifer hätte sich für die Verbündeten Frankreichs verhängnisvoll auswirken können, als Mitte Mai 1940 die französische Front bei Sedan zusammenbrach und die deutsche Wehrmacht zum Vorstoss auf Paris ansetzte. Denn dort hatte Joliot-Curie nicht nur ein hochqualifiziertes Team von Atomwissenschaftlern zusammengestellt, modernste Apparaturen angeschafft und seine Pläne für den Bau nuklearer Waffen weiterentwickelt, sondern war auch im Besitz der gesamten damals in Europa verfügbaren Vorräte an schwerem Wasser (Deuterium). Dieser kostbare Rohstoff, insgesamt 18½ Kilogramm, war auf Drängen Joliot-Curies aufgekauft und mit einem Sonderflugzeug aus Norwegen herangeschafft worden, ehe die deutschen Truppen im April 1940 dort landeten.

Pläne, Rohstoffe, Apparaturen und nicht zuletzt auch das wissenschaftliche Personal für die Entwicklung einer Atombombe waren also im Mai 1940 vor dem Zugriff der Deutschen nur noch durch eine bereits zusammenbrechende Front notdürftig für absehbar kurze Zeit geschützt...!

In dieser Situation übernahmen es Hans von Halban und Leo Kowarski, die Deuterium-Vorräte in Sicherheit zu bringen. Auf abenteuerlichen Wegen schafften sie die Schwerwasser-Behälter zunächst nach Clermont-Ferrand, dann nach Bordeaux und schliesslich auf einem Kohlendampfer nach England. Sie retteten auch noch andere kriegswichtige Rohstoffe, beispiels-

weise den Grossteil des französischen Vorrats an Industriediamanten; aber das mit Abstand Wichtigste, das sie nach England brachten, war ihr eigenes Wissen...

Noch weitere enge Mitarbeiter Joliot-Curies setzten sich mit dessen Einverständnis nach England ab, ehe die Deutschen in Paris einmarschierten, unter ihnen Bertrand Leopold Goldschmidt, der dann Gruppenleiter beim Anglo-Kanadischen Atomprojekt wurde, und Jules Gueron, später in Cambridge, dann in Montreal ebenfalls Gruppenleiter desselben Projekts. Doch während Goldschmidt und Gueron in Frankreich geborene Juden waren, hatte Hans von Halban, gebürtiger Leipziger, seine wissenschaftliche Arbeit in Deutschland nur wegen seiner jüdischen Abstammung aufgeben müssen. Er war zunächst nach Kopenhagen emigriert, wo er bei Niels Bohr eine Anstellung gefunden hatte, und dann erst zu Joliot-Curie nach Paris gegangen. Und auch Leo Kowarski war ein nach Frankreich geflüchteter Jude aus dem deutsch-litauischen Grenzgebiet, der, wären nicht die wissenschaftlichen Arbeitsbedingungen für einen Ostjuden in Deutschland schon vor 1933 so schlecht gewesen, lieber in Berlin als in Paris seine Studien beendet hätte...

Diese Umstände, die zum Exodus der Hauptmitarbeiter des französischen Atomforschungszentrums führten, und die Loyalität Joliot-Curies, der zwar in Paris blieb, weil er sein Institut und seine wertvollen Instrumente nicht im Stich lassen wollte, aber noch vor dem Einmarsch der Deutschen alle Aufzeichnungen über den Stand seiner Forschungen vernichtete und alsdann dafür sorgte, dass in seinem Laboratorium jegliche Arbeit von militärischem Interesse unterblieb², bewirkten zusammen ein Ausscheiden Frankreichs aus dem Kreis der Länder, in denen noch während des Krieges die Entwicklung einer Atombombe möglich gewesen wäre.

In Dänemark, dem nächsten Land, dem wir einige Aufmerksamkeit schenken müssen und das im April 1940 von den Deutschen besetzt worden war, hatte man zwar niemals militärische Kernforschung betrieben, wohl aber verfügte man über wichtige theoretische und experimentelle Forschungsergebnisse, zahlreiche Informationen über den Stand und die Ziele der Arbeiten in anderen Ländern sowie über ein Team hochqualifizierter Wissenschaftler unter Führung von Niels Bohr. Dieser hochangesehene Ge-

² Der Beauftragte der deutschen Wehrmacht für das Institut Joliot-Curies war dessen früherer Schüler Wolfgang Gentner. Mit ihm schloss Joliot-Curie ein *gentlemeris agreement*, das eine Benutzung des Instituts für Zwecke der Kriegsforschung ausschloss.

lehrte blieb, trotz seiner Gefährdung, auch nach der Besetzung Dänemarks durch die Deutschen in Kopenhagen. Er war sich bewusst, dass seine Anwesenheit einen wirksamen Schutz für die zahlreichen jüdischen Mitarbeiter seines Instituts bildete, denn seine grosse Popularität und sein internationaler Ruf hinderten die Gestapo zunächst daran, gegen ihn vorzugehen. Im Herbst 1943 erfuhr der damalige Schiffahrtssachverständige bei der deutschen Gesandtschaft in Kopenhagen, Georg Duckwitz, dass in der Nacht vom 1. zum 2. Oktober sämtliche Juden Dänemarks auf einen Schlag festgenommen und deportiert werden sollten. Auch für Niels Bohr und seine Frau war die «Endlösung» vorgesehen. Duckwitz – er wurde nach dem Kriege Botschafter der Bundesrepublik in Dänemark, 1967 Willy Brandts erster Staatssekretär im Auswärtigen Amt – gelang es, dem dänischen Hof eine Warnung zukommen zu lassen, die die geplante Gestapo-Aktion scheitern liess.

Erst nachdem, unter Führung König Christians X. und tatkräftiger Mitwirkung der christlichen Bevölkerung, nahezu sämtliche Juden Dänemarks heimlich nach Schweden evakuiert und so vor der Deportation gerettet worden waren, liess sich Niels Bohr, kurz bevor die Gestapo sein Institut besetzen und ihn selbst in «Schutzhaft» nehmen konnte, in einem Fischerboot ebenfalls nach Schweden bringen. Von dort holten ihn die Engländer mit einer kleinen Jagdbomber-Maschine nach Schottland, und kurze Zeit später, noch vor Ende des Jahres 1943, war Niels Bohr – nun unter dem Tarnnamen «Nicholaus Baker» – in den USA gelandet, wo er alsbald am «Manhattan Project» mitarbeitete und an der Entwicklung der ersten Atombombe teilnahm.

Gerade die Nachrichten, die der soeben erst aus der deutschen Machtsphäre entflohenen «Mr. Baker» über den Stand der Atomforschung in Berlin nach Amerika mitbrachte, bestärkten Wissenschaftler und Militärs gleichermaßen in der Annahme, die Deutschen könnten schon einen beträchtlichen Vorsprung in der Entwicklung nuklearer Vernichtungswaffen haben. Und aus dieser – wie sich zeigen sollte: unbegründeten – Befürchtung heraus vermehrten sie ihre Anstrengungen, Hitler doch noch zuvorzukommen, um ein Vielfaches ...

Ehe wir auf die für unser Gesamtproblem höchst bedeutsamen Gründe für diese Fehleinschätzung der deutschen Möglichkeiten eingehen, wollen wir zunächst unsere Teiluntersuchung mit einer Betrachtung der Lage in

England und dem britischen Commonwealth abschliessen. Denn tatsächlich war, ausser in den USA, nur im britischen Machtbereich eine noch für den Ausgang des Zweiten Weltkrieges wesentliche Entwicklung nuklearer Waffen denkbar und auch wirklich im Gange³.

Die britischen Atomforscher, an ihrer Spitze der aus Neuseeland stammende Ernest Rutherford, hatten schon im Ersten Weltkrieg dem Problem der Kernspaltung ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt und wissenschaftliche Pionierarbeit geleistet. Nach Rutherfords Tod war es vor allem James Chadwick, Physik-Nobelpreisträger des Jahres 1935, der dieses Werk fortgesetzt hatte, das indessen keineswegs auf die Nutzbarmachung von Atomenergie oder gar die Herstellung von Kernwaffen abzielte. Man betrieb vielmehr reine Wissenschaft.

Das änderte sich erst, als sich im Frühjahr 1939 die Anzeichen für eine militärische Auseinandersetzung mit Deutschland mehrten. Damals machte ein britischer Physiker, George P. Thomson, der die gerade veröffentlichten Arbeiten Joliot-Curies und seiner Mitarbeiter gelesen hatte, die *Royal Air Force* auf die ausserordentliche energie- und waffentechnische Bedeutung dieser jüngsten kernphysikalischen Entdeckung aufmerksam.

Erstaunlicherweise nahm man Thomsons Mitteilungen zumindest so ernst, dass man ihm eine bescheidene finanzielle Förderung sowie Hilfe bei der Beschaffung bestimmter Rohstoffe zusagte. Doch als einige Monate später der Zweite Weltkrieg ausbrach, erklärten die Militärs, dass die Kernforschung keine Prioritäten erhalten könnte, da sie nicht kriegswichtig wäre und infolgedessen zurückstehen müsse hinter anderen, militärisch wirklich bedeutsamen Rüstungs-, Versorgungs- und Forschungsaufgaben.

Diese seltsame Entscheidung hatte eine noch seltsamere Folge, denn nachdem nun feststand, dass die Atomforschung von der britischen Führung als «für die Kriegsanstrengungen ziemlich unwichtig» angesehen wurde, überliess man sie weitgehend den «*refugees*», den vor Englands Kriegsgegnern geflüchteten, vornehmlich deutsch-jüdischen Kontinentaleuropäern. Und mit der rapiden Zunahme an Bedeutung, die die Atomforschung bald erfuhr, stieg auch der Einfluss und das – ihnen nun auch von den Militärs zugebilligte – *Standing* der Atomforscher vom Festland.

³ Die sowjetische Forschung war aus diversen Gründen noch weit davon entfernt, an den Bau von Atombomben denken zu können.

Manche der in die USA emigrierten Wissenschaftler beobachteten mit leisem Neid, wieviel besser ihre Kollegen in England von den Bürokraten und Militärs behandelt wurden. Und Weisskopf erinnert sich – so weiss Robert Jungk zu berichten «dass er als früherer Österreicher von den amerikanischen Behörden nur mit Schwierigkeiten Erlaubnis erhielt, einmal an einer Spezialkonferenz mit «drei englischen Herren» teilzunehmen, die (zu Besprechungen über das «Manhattan Project») aus London erwartet wurden. Als die drei Briten ankamen, stellte es sich heraus, dass es ... Halban, Peierls und Simon waren ...!»

Über Hans von Halban wurde bereits berichtet. Rudolf Ernst Peierls, gebürtiger Berliner vom Jahrgang 1907, hatte in Berlin, München und Leipzig studiert, dann dem Forschungsstab der AEG angehört und als Jude 1935 Deutschland verlassen. Seit 1937 hatte er einen Lehrstuhl für mathematische Physik an der Universität Birmingham, befasste sich vorwiegend mit den Problemen der Atomenergie und arbeitete von 1943 an in New York und Los Alamos am «Manhattan Project» mit. Franz Eugen Simon, Jahrgang 1893 und ebenfalls in Berlin geboren, war Professor in Breslau, dann in Berlin, ehe er als Jude aus Deutschland flüchten musste. Im englischen Exil wurde er bald Professor in Oxford, später aufgrund seiner für die Atomphysik grundlegenden Arbeiten, vor allem auf dem Gebiet der niedrigen Temperaturen, einer der Gründer und Leiter des britischen Atomenergie-Projekts. Er starb 1956 – als Sir Francis Simon – in Oxford.

Nach diesem kurzen Überblick über die Lage in den ausseramerikanischen Ländern, der nur die für unsere Untersuchung wichtigsten Teilaspekte skizzieren sollte und sonst keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, wird bereits in Umrissen klar, dass im Zweiten Weltkrieg ausserhalb Deutschlands nirgendwo anders als in den angelsächsischen Ländern, die ihre Anstrengungen auf diesem Gebiet alsbald weitgehend koppelten und dem «Manhattan Project» Priorität einräumten, an den Bau einer Atombombe auch nur zu denken war. Es fehlten teils der Wille, teils die materiellen und personellen Möglichkeiten, teils wohl auch die Erkenntnis der militärischen Bedeutung kernphysikalischer Forschungsergebnisse. Vor allem aber war man sich nur in den hochindustrialisierten, in den Ballungsgebieten höchste Bevölkerungsdichte aufweisenden und deshalb von einem eventuellen Atombombenangriff auf das äusserste bedrohten angelsächsi-

schen Ländern der ungeheuren Gefahr bewusst, die ein feindlicher Vorsprung in der Entwicklung von Kernwaffen bedeutet hätte, und weil man – irrigerweise – einen solchen Vorsprung des Gegners als gegeben ansah, unternahm man äusserste Anstrengungen, ihm doch noch zuvorzukommen oder wenigstens mit ihm gleichzuziehen.

Mit einem Kostenaufwand von mehreren Milliarden Dollar, dem Einsatz von über dreihunderttausend Menschen von unterschiedlichsten Fähigkeiten und einem Arbeitstempo, wie es in der Geschichte der Wissenschaft und Technik ohne Beispiel ist, wurde das «Manhattan Project» zur grössten einzelnen Kriegsanstrengung aller Zeiten. Wegen der kritischen Grösse konnte man die Atombombe nicht in verkleinerten Modellversuchen erproben. Der allein mit theoretischen Berechnungen begründete Aufwand zur Herstellung der ersten Bombe umfasste die mehrjährige Arbeit grosser Stäbe unterschiedlich hoch qualifizierter Wissenschaftler aus vielen Bereichen. Strikteste Geheimhaltung machte eine Aufteilung des Gesamtprojekts in Hunderte von Einzelprojekten erforderlich, dazu eine exakte Koordinierung und einen riesigen Verwaltungsaufwand. Vor allem aber brauchte man den Grossteil der Weltelite verschiedener Wissenschaftsbereiche, insbesondere Koryphäen der Physik, Mathematik und Chemie, sowie eine möglichst grosse Anzahl von Spezialisten auf dem Gebiet der Kernphysik.

Spätestens nach Anlaufen des «Manhattan Project», als man sich der ungeheuren Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt, in noch stärkerem Masse bewusst war als in der Phase der Vorplanung, hätte man auf angelsächsischer Seite eigentlich erkennen müssen, dass man sich vor einer deutschen Atombombe nicht zu fürchten brauchte, weil das Hitler-Reich zu ähnlichen Anstrengungen, wie sie Amerika machte, gar nicht mehr fähig war. Man glaubte indessen an einen grossen zeitlichen Vorsprung der Deutschen, den es aufzuholen galt.

Wie konnte es zu dieser Annahme kommen?

Was liess selbst die späten Emigranten an die Realität der Gefahr einer deutschen Atombombe glauben?

Und was hat, sofern die Möglichkeit überhaupt vorhanden war, den Bau einer deutschen Atombombe verhindert? Erst nach Beantwortung auch dieser Fragen können wir uns eine Meinung darüber bilden, ob es auch einen ursächlichen Zusammenhang zwischen der Judenpolitik des Dritten Reiches

und der deutschen Abstinenz auf dem Gebiet der Entwicklung nuklearer Waffen gegeben hat.

Eine ausserordentlich wichtige, wenn nicht gar die wichtigste Voraussetzung für den Bau einer Atombombe in Deutschland, die den Zweiten Weltkrieg noch hätte entscheiden können, wäre – das lässt sich heute aufgrund der Erfahrungen der Amerikaner mit dem «Manhattan Project» sagen – das Vorhandensein eines Teams von hochqualifizierten, zu enger Zusammenarbeit bereiten und von der Notwendigkeit äusserster Anstrengung überzeugten Kernphysikern gewesen. Untersuchen wir zunächst, ob diese Voraussetzung überhaupt gegeben war.

Vor 1933 hatte Deutschland unzweifelhaft gerade auf naturwissenschaftlichem Gebiet eine führende Stellung. Im internationalen «Atom-Club», wie man die eng zusammenarbeitende, durch Schüler-Lehrer-Verhältnisse und persönliche Freundschaften miteinander verflochtene Spitzengruppe der Kernphysiker aus den verschiedensten Ländern nannte, waren die Deutschen weit stärker vertreten als jede andere Nation. Und unter den sechszwanzig Physik-Nobelpreisträgern der Jahre 1901 bis 1939 befanden sich immerhin vierzehn (oder mehr als dreissig Prozent!), die aus dem deutschen Kulturbereich stammten.

Von diesen vierzehn deutschen oder deutsch-österreichischen Nobelpreisträgern der Physik (einschliesslich derjenigen, die es bis 1939 werden sollten), waren bis 1933 bereits vier verstorben; die übrigen zehn lebten und arbeiteten in ihrem Heimatland, ohne an Auswanderung auch nur zu denken.

Um das Bild abzurunden, müssen wir diesen zehn Physikern der Nobelpreisklasse noch diejenigen hinzurechnen, die vor 1933 ebenfalls in ihrer deutschen Heimat lebten und arbeiteten, bereits zum wissenschaftlichen Spitzennachwuchs zählten und in späteren Jahren mit dem Physik-Nobelpreis ausgezeichnet wurden (wobei wir jedoch die Aller jüngsten, etwa den 1926 geborenen Preisträger des Jahres 1961, Rudolf Mössbauer, als für unsere Untersuchung irrelevant in diese Berechnung nicht mit einbeziehen). Dann erhöht sich die Anzahl der 1933 in Deutschland und Österreich wirkenden, durch frühere oder spätere Auszeichnung mit dem Nobelpreis für Physik qualifizierten Spitzenkräfte auf achtzehn, nämlich – in der Reihenfolge, in der sie den Preis erhielten: Philipp von Lenard, Max von Laue, Max Planck...* Albert Einstein, James Franck, Gustav Hertz, Werner Heisenberg, Erwin

* Vgl. Anmerkung auf S. 212.

Schrödinger, Victor Franz Hess, Otto Stern, Wolfgang Pauli, Felix Bloch, Max Born, Walther Bothe, Eugen Wigner, Hans D. Jensen und Hans Bethe.

Von diesen achtzehn waren neun – Einstein, Franck, Hertz, Stern, Pauli, Bloch, Born, Wigner und Bethe – von der nach 1933 einsetzenden Judenverfolgung direkt betroffen und zur Auswanderung gezwungen; einer, Victor Franz Hess, ging seiner jüdischen Frau wegen in die Emigration, und ein weiterer, Schrödinger, verzichtete aus Abneigung gegen den Nationalsozialismus, insbesondere dessen Rassenpolitik, auf seinen Lehrstuhl an der Berliner Universität, ging zunächst nach Graz, dann nach Amerika und schliesslich nach Irland.

Es zeigt sich also, dass von denen, die früher oder später den Physik-Nobelpreis erhielten, mehr als sechzig Prozent dem wissenschaftlichen Potential Deutschlands verlorengingen, und zwar meist als unmittelbare, seltener als mittelbare Folge der Judenpolitik des Dritten Reiches.

Natürlich kann diese nur auf ein Indiz, den Physik-Nobelpreis, abgestellte Berechnung nicht exakt belegen, welcher tatsächliche Gesamtverlust an wissenschaftlichen Kapazitäten speziell auf dem Gebiet der Atomforschung eingetreten ist. Denn einerseits sind mehrere der genannten Physik-Nobelpreisträger an der Kernforschung wenig oder gar nicht beteiligt gewesen, und andererseits vermisst man unter den früher oder später mit dem Physik-Nobelpreis ausgezeichneten Wissenschaftlern gerade einige der für die Atomphysik bedeutendsten Forscher und Lehrer: Otto Hahn, zum Beispiel (der 1944 mit dem Chemie-Nobelpreis ausgezeichnet wurde), desgleichen seine kongeniale langjährige engste Mitarbeiterin (und spätere Enrico-Fermi-Preisträgerin) Lise Meitner oder auch deren Neffen, Otto Frisch, mit dem sie zusammen den Nachweis erbrachte, dass sich Uranium-Atome unter langsamem Neutronen-Beschuss in zwei grosse Fragmente spalten... Oder Carl Friedrich von Weizsäcker, den bedeutenden Atomphysiker und Philosophen... Oder Arnold Sommerfeld, den Pionier der Kernforschung und genialen Lehrer zahlreicher späterer Nobelpreisträger...

Die Liste liesse sich beliebig fortsetzen, doch so lang sie auch würde-am Resultat unserer ursprünglichen Berechnung änderte sich wenig oder nichts: Denn auch Lise Meitner und Otto Frisch mussten Deutschland verlassen, weil sie Juden waren, und Arnold Sommerfeld war 1938 aus «rassischen» Gründen zur Aufgabe seiner Lehrtätigkeit in München gezwungen.

Indessen ist der – auf etwa sechzig Prozent zu schätzende – Gesamtverlust an hochqualifizierten Atomforschern, den die Judenverfolgung für Deutschland dadurch bewirkte, dass so zahlreiche Wissenschaftler ins Exil gingen, in unserer Untersuchung nur ein Faktor neben anderen, und erst das Zusammenwirken dieser Faktoren hatte zum Resultat, dass während des Zweiten Weltkriegs der Bau nuklearer Waffen in Deutschland unterblieb, wengleich die gerade von den Emigranten gehegte gegenteilige Vermutung für die Ingangsetzung und beschleunigte Durchführung des «Manhattan Project» eine ausschlaggebende Rolle spielte.

Mit dem Beginn der Judenverfolgung in Deutschland, die schon in den ersten Wochen nach dem 30. Januar im Bereich der Wissenschaften zur Suspendierung zahlreicher jüdischer Professoren führte, setzte auch ein anderer, davon ausgelöster Prozess ein, dem meist zuwenig Beachtung geschenkt wird:

Zahlreiche «arische» Wissenschaftler, die sich bis dahin um Politik wenig gekümmert, ihr jedenfalls keinen Einfluss auf ihr eigenes Verhalten als Lehrer und Forscher zugebilligt hatten, erkannten nun – die einen sofort, die anderen erst allmählich –, dass solche Haltung nicht länger möglich war.

Zunächst setzten sich einige sehr namhafte Naturwissenschaftler mutig (und natürlich vergeblich) gegen die Vertreibung ihrer jüdischen Freunde und Kollegen ein. Zweiundzwanzig Professoren, darunter Heisenberg, von Laue, Planck, Hilbert und Prandtl, protestierten beispielsweise gegen die Entlassung des Schwereverletzten jüdischen Mathematikprofessors Courant. Und noch 1938, als Lise Meitner, die bis dahin als Österreicherin von den Rassegesetzen unbehelligt am Berliner Kaiser-Wilhelm-Institut hatte Weiterarbeiten dürfen, entlassen werden sollte, intervenierten nicht nur Otto Hahn, dessen engste Mitarbeiterin die «Meitnerin» ein Vierteljahrhundert lang gewesen war, sondern auch Max Planck⁴. Beide versuchten, und zwar bei Hitler selbst, für Fräulein Meitner und die anderen jüdischen Mitarbeiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts mindestens Aufschub zu erlangen.

⁴ Max Planck (1858-1947) musste das Präsidium der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, das er seit 1930 innehatte, 1937 niederlegen. Er hatte sich durch sein mutiges Eintreten für entlassene und verfolgte jüdische Kollegen sowie durch seine streng wissenschaftliche Haltung zu der von ihm ausgebauten Einsteinschen Relativitätstheorie bei Hitler höchst missliebig gemacht. Sein Sohn Erwin, geboren 1893, wurde später wegen Beteiligung am aktiven Widerstand gegen den Nationalsozialismus zum Tode verurteilt und noch 1945 hingerichtet.

Es nützte selbstverständlich nichts – sowenig wie all die anderen Proteste und Bittgänge namhafter Wissenschaftler in den Jahren zuvor etwas am Schicksal ihrer jüdischen Kollegen hatten ändern können...

Aber, auch wenn das eigentliche Ziel – eine Mässigung der Judenpolitik, mindestens in einigen Ausnahmefällen – nirgendwo erreicht wurde, so bewirkten die Beschäftigung mit dem Problem und die deprimierende Vergeblichkeit aller Bemühungen doch etwas anderes, nämlich die Weckung des staats- und weltbürgerlichen Gewissens, zumindest bei einigen und gerade bei solchen, auf die es entscheidend ankam. Sie erkannten, dass die Regierung Hitler anders war als alle früheren Regierungen: skrupellos, amoralisch, ja verbrecherisch! Und aus dieser endlichen Erkenntnis heraus zogen einige der bedeutendsten deutschen Atomwissenschaftler den für unsere Untersuchung höchst bedeutsamen Schluss, dass dem Hitler-Regime keine Gelegenheit gegeben werden dürfte, die neuesten Erkenntnisse der Kernforschung militärisch zu verwerten.

Welchen starken seelischen Belastungen die für die deutsche Atomforschung massgebenden Wissenschaftler ausgesetzt waren, dafür liefert Otto Hahn ein geradezu klassisches Beispiel:

Sein berühmtes, Ende 1938 zusammen mit Fritz Strassmann durchgeführtes und später mit dem Nobelpreis ausgezeichnetes Experiment, bei dem erstmals die Spaltung eines Uran-Atomkerns unter Neutronenbeschuss gelang, spielte sich unter Umständen ab, von denen in den wissenschaftlichen Veröffentlichungen naturgemäss nichts erkennbar wurde.

Da war zunächst die allgemeine Lage im Berlin jener Wochen, wo man noch ganz unter dem Eindruck des – euphemistisch noch heute als «Reichskristallnacht» bezeichneten – Pogroms vom 9./10. November stand. Zahlreiche Menschen, die den am Experiment Beteiligten – Hahn, Strassmann und die Assistentinnen Lieber und Bohne – nahestanden, waren dabei geschmäht, misshandelt, ihrer Habe beraubt, ins Konzentrationslager gebracht oder zum Selbstmord getrieben worden.

Da war die Lücke, die Lise Meitners erzwungener Weggang wissenschaftlich und menschlich gerissen hatte. Es ergaben sich daraus für Otto Hahn auch Freundespflichten, die einer konzentrierten Arbeit nicht eben förderlich waren. So musste er sich beispielsweise an jenem 17. Dezember 1938, an dem er in sein Tagebuch notieren konnte: «Aufregende Ra(dium)-Ba(rium)-Msth (= Mesothorium)-Fraktionierung!» auch mit einem zweiten Eintrag – «Finanzamt wegen Lise Meitner» – befassen: Der Staat forderte ja

von allen Juden, dass sie den Gesamtschaden, der ihnen durch die Verwüstungen ihrer Wohnungen und Geschäfte entstanden war, auch noch selbst – in Form einer Abgabe an die Organisatoren des Pogroms – «ersetzen»... Zur gleichen Zeit, da der Beweis für die Uranspaltung erbracht war, hatte sich Otto Hahn um die Weitervermietung der von Lise Meitner zurückgelassenen Wohnung kümmern müssen – das Geld für die «Judenabgabe» musste ja aufgetrieben werden...

Dazu kamen auch noch persönliche Sorgen, die ebenfalls mit der Judenverfolgung zusammenhingen: In Berlin war eine antisemitische Ausstellung, «Der ewige Jude», eröffnet worden, und zu den dort – zur Anstachelung des im Volke offenbar nur ungenügend vorhandenen Judenhasses – mit häufig stark retuschierten Porträts Angeprangerten gehörte, neben seiner engsten Mitarbeiterin und Freundin Lise Meitner, auch – Hahn selbst!

Das «Versehen» wurde erst nach einem eiligen Gespräch Hahns mit Carl Bosch, dem Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, und nach dessen sofortiger Intervention von der Ausstellungsleitung korrigiert...⁵

«Zwischendurch arbeite ich, soweit ich dazu komme, und arbeite Strassmann unermüdlich an den Urankörpern», schrieb Otto Hahn am Abend dieses aufregenden 19. Dezember 1938 noch aus dem Labor in seinem Weihnachtsbrief an Lise Meitner, «unterstützt von Lieber⁶ und Bohne. Es ist gleich 11 Uhr abends; um ein Viertel 12 will Strassmann wiederkommen, so dass ich nach Hause kann allmählich. Es ist nämlich etwas bei den «Radiumisotopen», was so merkwürdig ist, dass wir es vorerst nur Dir sagen...»

Es war ein sehr folgenschwerer Brief. Er erreichte Lise Meitner, als sie gerade Weihnachtsbesuch von ihrem Neffen, dem nach Kopenhagen geflüchteten Physiker Otto Frisch, erhalten hatte. In einem kleinen, zur Winterzeit wie ausgestorbenen Seebad, Kungälv bei Göteborg, diskutierten nun Tante und Neffe, was die beiden befreundeten Kern-Chemiker in Berlin herausgefunden hatten.

«Kaum waren die Weihnachtstage vorüber», so beschreibt David Irving?

⁵ Otto Hahn wurde wegen seines «jüdisch klingenden» Familiennamens häufig für «nichtarisch» gehalten. Tatsächlich hatte er, was ein ängstlich gehütetes Geheimnis war, w//frlicherseits jüdische Vorfahren. Doch da sich die deutsche Wissenschaft den Verlust auch noch dieses Forschers von hohem internationalem Ruf nicht leisten konnte, vertuschte man die Angelegenheit.

⁶ Clara Lieber, ebenfalls jüdischer Abstammung, emigrierte bald darauf nach Amerika.

die weitere Entwicklung, «kehrte Lise Meitner nach Stockholm zurück, während Dr. Otto Frisch wieder nach Kopenhagen reiste, wo er Niels Bohr über die – in Berlin immer noch nicht veröffentlichte – Entdeckung Hahns berichtete; ausserdem erklärte er Bohr, zu welchen Folgerungen er und seine Tante im Hinblick auf die freigesetzten Energiemengen gelangt seien. Kurz darauf fuhr Bohr in die Vereinigten Staaten, wo er mehrere Monate blieb. Das Geheimnis reiste mit ihm über den Atlantik...«Inzwischen war auch Otto Hahn, den Lise Meitner über die Resultate ihrer Überlegungen natürlich sofort unterrichtet hatte, zur vollen Erkenntnis dessen gelangt, was sein gelungenes Experiment für Folgen haben könnte. Was er dachte, sprach er im Februar 1939 offen aus gegenüber einem jungen Kollegen, Carl Friedrich von Weizsäcker: «Wenn meine Entdeckung dazu führen sollte, dass Hitler eine Atombombe bekommt, begehe ich Selbstmord!»

Ähnlich wie Hahn dachten auch andere in Deutschland noch verbliebene Mitglieder des internationalen «Atom-Clubs», und viele waren es ohnehin nicht mehr...

Der seit über drei Jahrzehnten in Deutschland lebende Holländer Pieter Debye, Chemie-Nobelpreisträger des Jahres 1936 und zuletzt Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik, weigerte sich standhaft, als man ihn nach Kriegsausbruch dazu aufforderte, die deutsche Staatsangehörigkeit anzunehmen oder doch wenigstens eine deutliche Sympathieerklärung für Hitler, das Reich und die «Deutsche» Physik abzugeben; er zog es vor, Berlin zu verlassen und eine Professur in den USA anzunehmen.

Robert Jungk nennt als wichtigste Ursache für die Vereitelung des Baus einer deutschen Atombombe «die persönliche Haltung der wichtigsten deutschen Atomforscher, die glücklicherweise nichts taten, um den Bau einer solchen Bombe gegen behördliches Unverständnis und technische Unzulänglichkeiten durchzusetzen, sondern mit Erfolg die nationalsozialistischen Amtsstellen von dem Gedanken an eine so unmenschliche Waffe ablenkten».

Zu gegenteiligen Vermutungen, die nach dem Kriege von amerikanischer Seite geäussert wurden, nahm Carl Friedrich von Weizsäcker, engster Mitarbeiter Heisenbergs, nur in einem Privatbrief (an Max Himmelhuber), worin er auch diese Zurückhaltung begründete, einmal Stellung:

⁷ David Irving, «The Virus House», London 1967; in deutscher Übersetzung «Der Traum von der deutschen Atombomben Gütersloh, 1967, erschienen.

«Man muss verstehen», heisst es in diesem Schreiben, «dass es für die amerikanischen Physiker, die sich vielfach durch die Atombombe selbst in ihrem Gewissen bedrängt fühlen, eine zu grosse Anforderung ist, öffentlich (in vielen Fällen auch nur vor dem eigenen Bewusstsein) zuzugeben, dass die deutschen Physiker sich über die moralische Seite der Sache schon früher ausführlichere Gedanken gemacht haben als die meisten von ihnen. Auch finde ich uns Deutsche nicht in einer Lage, die uns das Recht geben könnte, irgendeinen Anspruch dieser Art öffentlich zu erheben. Während ich in der Tat meine, dass wir schon sehr früh über das moralische Problem der Atombombe nachgedacht und dass wir in dieser Hinsicht im Krieg jedenfalls nichts getan haben, was wir uns heute vorwerfen müssten, finde ich, dass wir als Nation und im Allgemeinen auch als Einzelperson das moralische Problem des Nationalsozialismus zu wenig gemeistert haben, als dass wir uns jetzt aufs hohe Ross setzen könnten... Deshalb haben Heisenberg und ich immer die Form gewählt, öffentlich nur zu sagen, dass wir die Bomben nicht machen konnten und dass wir darüber froh waren.»

Warum man «die Bomben nicht machen» konnte, darüber äusserte sich ein anderer berühmter, in Deutschland gebliebener Atomwissenschaftler, der Nobelpreisträger Max von Laue, im Frühjahr 1940 gegenüber einem gleichfalls antinazistisch eingestellten und deshalb sehr besorgten Kollegen, dem von Sowjetrussland an die Gestapo ausgelieferten, später bedingt freigelassenen Physiker Fritz Houtermans:

«Herr Kollege», erklärte Max von Laue unverblümt, «eine Erfindung, die man nicht machen will, macht man auch nicht!»

Wenn die Judenverfolgung des Hitler-Reiches einerseits die Abwanderung einer Vielzahl von Wissenschaftlern bewirkte, die für eine erfolgreiche Weiterentwicklung der deutschen Kernforschung kaum oder gar nicht entbehrlich waren, andererseits die Gewissen gerade der bedeutendsten noch verbliebenen Atomphysiker weckte und sie zum passiven Widerstand, mindestens gegen die militärische Verwendung kernphysikalischer Entdeckungen trieb, so darf uns doch beides nicht darüber hinwegtäuschen, dass dem Nazi-Regime noch ein Rest von älteren und jüngeren Spezialisten verblieb, die fachlich qualifiziert und möglicherweise imstande gewesen wären, einen etwaigen Befehl Hitlers, unverzüglich eine deutsche Atombombe zu bauen, binnen weniger Jahre und, bei sehr frühem Beginn, eben noch rechtzeitig

für eine entscheidende Beeinflussung des Kriegsausgangs auszuführen, ja, die auch keine nennenswerten Skrupel gezeigt hätten, dem «Führer» eine solche Vernichtungswaffe in die Hand zu geben. Es gab eben unter den deutschen Atomphysikern – wie unter den Intellektuellen anderer Bereiche – auch einige überzeugte Hitleranhänger, ein paar ehrgeizige Opportunisten sowie nicht eben wenige Charakterschwache, die gegen ihre bessere Einsicht alles taten, was man von ihnen verlangte.

Indessen – und das ist die vielleicht seltsamste Folge des fanatischen Judenhasses, von dem Hitler geradezu besessen war – erkannte der «Führer», der sich so gern als den «grössten Feldherrn aller Zeiten» bezeichnen liess, die militärischen Möglichkeiten, die die Kernforschung bot, überhaupt nicht, ja verlachte schon den Gedanken, dass physikalische Theoretiker imstande sein könnten, irgend etwas Nützliches oder gar für den Kriegsausgang Entscheidendes zu ersinnen.

Solche Fähigkeiten billigte Hitler allenfalls den Vertretern einer «Deutschen Physik» zu, die gleich ihm Einsteins Relativitätstheorien als «jüdischen Bluff», die darauf und auf den Theorien von Niels Bohr beruhenden Arbeiten pauschal als «jüdische Spekulationen» abqualifizierten. Da aber die moderne Physik nun einmal vornehmlich auf den theoretischen Erkenntnissen jüdischer Gelehrter fusste, wurden auch alle «Arier», die sich darauf stützten, zu «Geistesjuden» erklärt. Bestätigung für solchen Unsinn fand Hitler bei zwei deutschen Nobelpreisträgern der Physik, dem aus Pressburg gebürtigen, schon 1931 mit knapp siebzig Jahren emeritierten Professor Philipp von Lenard, einem geradezu manischen Judenhasser⁸, und bei einem weiteren Physiker, der 1919 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden war.

Dieser . . .* war es auch, der einem 1937 im «Schwarzen Korps», dem offiziellen Organ der SS, mit der Überschrift «Weisse Juden in der Wissenschaft erschienenen Artikel scheinbar wissenschaftliche Autorität verlieh.

«Der politische Einfluss des jüdischen Geistes an den Universitäten war

⁸ Philipp von Lenard, NSDAP-Mitglied seit 1924, soll übrigens – nach im Allgemeinen stets zuverlässigen Quellen – selbst «nichtarischer» Abstammung, nämlich der Sohn des Pressburger jüdischen Kaufmanns David Lenard, gewesen sein. Auf jeden Fall hatte er bei einem «Nichtarier», dem Physiker Heinrich Hertz, seine wissenschaftliche Ausbildung erhalten.

* Aufgrund gerichtlicher Schritte der Erben ist es dem Autor nicht mehr erlaubt, den Namen des Betreffenden zu erwähnen.

offenkundig», heisst es in dem Artikel des SS-Organs⁹, «weniger offenkundig, aber ebenso schädlich war sein Einfluss in wissenschaftlicher Hinsicht, indem er die auf die Wirklichkeit eingestellte germanische Forschung durch den jüdischen Intellektualismus, dogmatischen Formalismus und propagandistischen Geschäftsbetrieb lähmte und die Studentenschaft sowie vor allem den akademischen Nachwuchs zu jüdischer Denkweise zu erziehen suchte.

Nun mussten zwar die rassejüdischen Dozenten und Assistenten im Jahre 1933 aus ihren Stellungen ausscheiden; auch werden gegenwärtig die arischen Professoren, die mit Jüdinnen verheiratet sind, abgebaut; aber die grosse Zahl der arischen Judengenossen und Judenzöglinge, welche früher offen oder versteckt die jüdische Macht in der deutschen Wissenschaft stützten, sind in ihren Stellungen geblieben und halten den Einfluss des jüdischen Geistes an den deutschen Universitäten aufrecht ...»

Der in vieler Hinsicht sehr bemerkenswerte Artikel, in dem die Nobelpreisträger Heisenberg, Schrödinger und Dirac als «Einstein-Jünger», Heisenberg selbst als «Statthalter des Judentums» bezeichnet und Forderungen nach ihrem «Verschwinden» erhoben wurden, hätte niemals erscheinen können, wäre nicht die nationalsozialistische Führung, vor allem aber Hitler selbst, mindestens ähnlicher Meinung gewesen.

Tatsächlich sah Hitler, wie wir heute wissen, in jenen führenden Naturwissenschaftlern, die eine Unterscheidung zwischen deutscher und jüdischer Physik als Unfug abtaten und nur richtige oder falsche Physik gelten lassen wollten, seine mehr oder weniger gefährlichen Gegner, denen er teils mit Misstrauen, teils mit Hohn begegnete. Und so beraubte sich der «Führer» des Reiches selbst der letzten Möglichkeiten, die der Exodus eines Grossteils der Forscher-Elite und der dadurch hervorgerufene passive Widerstand vieler Verbliebener noch gelassen hatten, und er und seine Satrapen verzichteten in blinder Überschätzung der eigenen Stärke auf jede ernsthafte Prüfung dessen, was die Atomforschung auf waffen- und energietechnischem Gebiet beizusteuern imstande gewesen wäre.

David Irving, der in seinem spannenden Bericht über den vermeintlichen Wettlauf der Amerikaner mit den Deutschen um die Atombombe zu der

⁹ Der volle Wortlaut dieses in vielerlei Hinsicht sehr aufschlussreichen Artikels findet sich im Dokumenten-Anhang.

Feststellung kommt, dass «1942 – vier Jahre nach der Entdeckung der Kernspaltung durch Otto Hahn – die deutsche Atomforschung mit der britischen und amerikanischen auf gleicher Höhe» war, fügt – mit spürbarer Verwunderung – hinzu:

«Bei Kriegsende 1945 waren die deutschen Wissenschaftler nicht wesentlich über die Ergebnisse des Jahres 1942 hinausgekommen, während die USA die gigantische industrielle Produktion abgeschlossen, die erste Plutoniumbombe erfolgreich gezündet und wenig später die einsatzreifen Bomben auf Hiroshima und Nagasaki abgeworfen hatten.»

Irving kommt zu dem Ergebnis: «Die grösste Behinderung für das Tempo der deutschen Forschung war die Einstellung der Regierung zur Naturwissenschaft.»

Das nahezu völlige Desinteresse der obersten Führung an der Kernphysik bedeutete nun aber nicht, dass sich in Deutschland niemand mehr mit Atomforschung beschäftigte. Tatsächlich entstanden drei Forschungsgruppen, die sich unterschiedlicher Sympathien und Förderung erfreuten. Irving hat ihre Tätigkeit detailliert und auch anhand bislang fehlender Dokumente, die in einem Speicher der US-Atomenergiekommission in Oak Ridge, Tennessee, lagerten, mit Sachkenntnis und viel Einfühlungsvermögen beschrieben. Er hat den Mangel an Koordinierung, zentraler Lenkung, Dringlichkeit und entsprechender Einstufung vermerkt.

Was seiner Untersuchung teilweise entgangen ist – und wohl auch entgehen musste –, waren gewisse Zwischentöne und Unwägbarkeiten, die nun einmal in Dokumenten selten zum Ausdruck kommen, etwa der fehlende Wille gerade der bedeutendsten Forscher, militärisch verwertbare Erkenntnisse preiszugeben oder sie einer verhassten Regierung gar noch aufzudrängen.

So bleiben denn die nackten Tatsachen:

Am 4. (nach anderer Version am 6.) Juni 1942 liess sich Rüstungsminister Albert Speer von Heisenberg über den Stand der deutschen Atomforschung unterrichten. Es war damals, wie sich Heisenberg erinnert, bereits «der sichere Nachweis vorhanden, dass die technische Ausnützung der Atomenergie in einem Uranbrenner möglich ist. Ferner war zu erwarten, dass man in einem Uranbrenner Sprengstoff für Atombomben hersteilen kann. Jedoch waren noch keine Untersuchungen über die technische Seite des Atombombenproblems, zum Beispiel über die Mindestgrösse der Bombe, angestellt

worden. Es wurde mehr Wert auf die Feststellung gelegt, dass man die im Uranbrenner entwickelte Energie zum Betrieb von Maschinen benutzen kann, da dieses Ziel leichter und mit geringeren Mitteln erreichbar schien...»

Das schliessliche Ergebnis war – zur grossen Erleichterung derjenigen, die Hitler keine Atombombe bauen wollten – eine Entscheidung Speers, wonach «im bisherigen kleinen Stil» weitergearbeitet werden sollte, und damit schwand auch die ohnehin schon sehr geringe Aussicht für das Reich, noch während des Krieges nukleare Waffen in die Hand zu bekommen, endgültig dahin.

Nur noch der Kuriosität halber sei erwähnt, dass das mächtige Hitler-Reich, von dem alle Welt befürchtete, es könnte noch verborgene Trümpfe in Gestalt fertiger «Wunderwaffen» haben, selbst im Frühjahr 1945, kurz vor dem Zusammenbruch, technisch nicht einmal so weit war wie Amerika mehrere Jahre zuvor. Es gab weder Anlagen zur Gewinnung des für eine Kettenreaktion in einer Atombombe nötigen U 235 oder U 239 noch einen mit den angelsächsischen «*piles*» auch nur annähernd vergleichbaren Uranbrenner. Erst im Februar 1945 begann man – in einem Felsenkeller bei Haigerloch, der dem Wirt des «Schwanen» gehörte – mit dem Bau eines etwas grösseren Brenners, der dann bei Kriegsende unfertig in die Hände der Amerikaner fiel.

Nein, die deutschen Wissenschaftler hatten sich wahrlich nicht beeilt, und sie waren auch nicht gerade zur Eile angetrieben worden. Für das, womit sich die oberste Führung im Zusammenhang mit der Atomforschung beschäftigte, ist ein Memorandum typisch, das sich in den Akten des Reichsmarschalls Hermann Göring fand. Darin heisst es, Heisenberg sei «Chef dieser theoretisierenden Richtung» und feiere «heute noch, 1942, in einer Schrift den dänischen Halbjuden Niels Bohr als grösstes Genie«!

So bleibt nur die Frage übrig, ob – ausser der Judenverfolgung, die nahezu sämtliche bedeutenden deutschen Atomforscher entweder als Betroffene in die Emigration oder als mit den Verfolgten Sympathisierende, teils in die Isolierung, teils zu passivem Widerstand trieb – noch andere Ursachen entscheidend mit dazu beigetragen haben könnten, dass Deutschland seinen ursprünglichen Vorsprung in der Atomforschung schon bald verlor und bei dem vermeintlichen Wettlauf um die Bombe in Wirklichkeit zum Endspurt gar nicht erst gestartet war.

Hat es vielleicht auch an der Verblendung und dem Grössenwahn Hitlers gelegen, der meinte, allein mit den bei Kriegsausbruch vorhandenen Waffen einen raschen Endsieg erringen zu können? Dafür spräche immerhin, dass tatsächlich mehrere Versuche unternommen wurden, den «Führer» für den Bau von Atombomben zu interessieren, so noch 1944 – als es ohnehin bereits zu spät war – von Paul Harteck, der den Leiter der Forschungsabteilung beim Heereswaffenamt, Oberst Schumann, zu einem Vorstoss «an höchster Stelle» bewegen wollte. Der Oberst winkte indessen ab, und Carl Friedrich von Weizsäcker, der dabei war, hat dafür eine plausible Erklärung: «Ich erinnere mich, dass Schumann, der zwar ein schlechter Physiker, aber ein sehr gewandter Taktiker war, einmal dringend riet, an höchsten Stellen von Atombomben möglichst nichts zu sagen. Er meinte: «Wenn der Führer davon hört, fragt er: Wie lange braucht ihr? Ein halbes Jahr?, und wenn wir dann die Atombombe in einem halben Jahr nicht haben, ist der Teufel los ...»

Ein anderer, direkter Versuch, Hitler auf die Möglichkeit eines Atombombenbaus hinzuweisen, wurde von Dr. Wilhelm Ohnesorge, dem langjährigen Reichspostminister, unternommen. Dessen Ehrgeiz, den «Führer» eines Tages mit einer «Wunderwaffe» oder doch wenigstens mit einem nagelneuen Verfahren zur Energiegewinnung zu beglücken, hatte ihn zur Förderung eines von den offiziellen Gremien unabhängigen, privaten Instituts bewogen, das unter Leitung des Erfinders Manfred von Ardenne stand und an dem der von den Russen an die Gestapo ausgelieferte, einst aus Nazi-Deutschland geflüchtete Atomphysiker Fritz Houtermans arbeitete. Houtermans war bereits im Sommer 1941 auf ähnliche Gedanken gekommen wie später Harteck, doch hatte er sich gehütet, seine Idee zu propagieren oder auch nur die Niederschrift aus dem Haus zu geben¹⁰. Erst als Hartecks auf unabhängigen Überlegungen beruhender Vorschlag im Kreis der Atomphysiker bekannt wurde, gab Houtermans zögernd sein Geheimnis preis, zumal es den Kriegsausgang nun nicht mehr beeinflussen konnte. Sein im August 1944 nur noch leicht überarbeiteter Aufsatz war überschrieben «Zur Frage der Auslösung von Kern-Kettenreaktionen».

Hitler selbst war von seinem Postminister schon Ende 1940 von der «Uranbombenforschung» seines sonst so friedlichen Ressorts informiert worden. Doch als Dr. Ohnesorge, berstend vor Stolz, dem «Führer» ausführ-

¹⁰ Irving berichtet – im Gegensatz zu Jungk dass Houtermans mindestens Heisenberg und einige weitere Physiker eingeweiht habe.

lich berichten wollte, was Manfred von Ardenne an waffentechnischen Möglichkeiten entdeckt zu haben meinte, wies Hitler ihn höhnisch ab. Nein, von «posteignen» Wunderwaffen, deren Entwicklung zudem noch im theoretischen Vorbereitungsstadium zu stecken schien, wollte der von «Blitzsiegen» verwöhnte «Führer» nun schon gar nichts mehr hören, hatte er doch an die Nützlichkeit «rein spekulativer» Forschung ohnehin nie geglaubt und sie stets für eine «Schaumschlägerei» jüdischer Intellektueller gehalten, die leider auch von einigen «arischen» Wissenschaftlern, typischen «Geistesjuden» und «Einsteinjüngern», mitgemacht worden war...

Wem diese Erklärung allzu phantastisch vorkommt, weil es ja wirklich kaum fassbar ist, dass der Mann, dessen Führung sich eine grosse Nation anvertraut hatte, so haarsträubend borniert und verblendet gewesen sein soll, der lasse es sich noch einmal bestätigen von dem damals zuständigen engsten Mitarbeiter Hitlers auf dem Gebiet der Rüstung, dem Reichsminister für die Kriegserzeugung Albert Speer: «Auf Vorschlag der Kernphysiker verzichteten wir schon im Herbst 1942 auf die Entwicklung der Atombombe, nachdem mir auf meine erneute Frage nach den Fristen erklärt worden war, dass nicht vor drei bis vier Jahren damit zu rechnen sei», bemerkt Speer in seinen «Erinnerungen», und er fügt hinzu, was ihm Professor Werner Heisenberg zu vor als Grund für diesen Rückstand angegeben hatte: «Uns fehlte die technische Erfahrung»... !

»Vielleicht wäre es gelungen, im Jahre 1945 die Atombombe einsatzbereit zu haben«, fährt Speer fort. «Voraussetzung dafür wäre aber gewesen, dass frühzeitig alle technischen, personellen und finanziellen Mittel, etwa diejenigen für die Entwicklung der Fernrakete, bereitgestellt worden wären. Auch von diesem Blickpunkt war Peenemünde nicht nur unser grösstes, sondern auch unser verfehltestes Projekt. Dass der «Totale Krieg» innerhalb dieses Bereiches unterblieb, hatte allerdings auch mit ideologischer Verfangenheit zu tun. Hitler verehrte den Physiker Philipp Lenard, der 1920 den Nobelpreis erhalten hatte und einer der wenigen frühen Anhänger Hitlers aus den Kreisen der Wissenschaft war. Lenard hatte Hitler belehrt, *dass die Juden auf dem Wege über die Kernphysik und Relativitätstheorie einen ^erzetzenden Einfluss ausübten*.¹¹ Vor

¹¹ «Nach L. W. Helwig: Persönlichkeiten der Gegenwart[^] 1940», – so erläutert Speer in einer Anmerkung – «bekämpfte Lenard die «fremdgeistigen Relativitätstheorien[^] In seinem vierbändigen Werk «Die Deutsche Physik» (1935) findet sich nach Helwig «die Physik von den Auswüchsen gereinigt, die nach den jetzt schon geläufig gewordenen Ergebnissen der Rassenkunde allesamt als Erzeugnisse des Judengeistes erkennbar geworden sind, der vom deutschen Volk, als ihm nicht artgemäss, zu meiden ist».

seiner Tafelrunde bezeichnete Hitler gelegentlich, unter Berufung auf seinen illustren Parteigenossen, *die Kernphysik als jüdische Physika* – was dann nicht nur von Rosenberg aufgegriffen wurde, sondern offenbar auch den Erziehungsminister (Rust, dem die Universitäten, Kaiser-Wilhelm- und sonstigen Institute unterstanden) zögern liess, die Kernforschung zu unterstützen...«¹²

Ein weiteres eindrucksvolles Zeugnis, sowohl für Hitlers Borniertheit als auch dafür, dass der Judenhass bei ihm Vorrang vor allem und jedem hatte, auch wenn Deutschland darüber zugrunde ging, ist in den Erinnerungen Professor Richard Willstätters enthalten:

»Als die Säuberung der Kaiser-Wilhelm-Institute wie der Universitäten schon sehr weit fortgeschritten war«, so berichtet er in seinem Werk *«Aus meinem Leben, «erbat Geheimrat Carl Bosch eine Audienz beim Führer, um vor der weitgehenden Entlassung nichtarischer Forscher zu warnen. Aber der Führer bestand auf der schärfsten Durchführung der eingeleiteten Massnahmen. Darauf wies Bosch auf die schwere Beeinträchtigung hin, die der Pflege von Chemie und Physik in Deutschland drohe. «Dann arbeiten wir eben einmal hundert Jahre ohne Physik und Chemie !», war nach Boschs Erzählung die Antwort des Führers...«*

Es bleibt indessen immer noch die Frage, ob es denn, ausser den Emigranten und den mit ihnen mehr oder weniger sympathisierenden, einem deutschen Atombombenbau jedenfalls entschieden abgeneigten Forschern, im Grossdeutschen Reich der frühen vierziger Jahre überhaupt keine tüchtigen Kernphysiker mehr gab, die willens und imstande gewesen wären, Kernwaffen herzustellen.

Nun, es gab zweifellos einige, die dazu bereit waren, und David Irving hat viel Material darüber zusammengetragen. Doch wir wollen es jenen Wissenschaftlern und auch uns ersparen, darauf namentlich und im einzelnen einzugehen. Denn das Fazit lautet ganz schlicht: Die es gekonnt hätten, wollten nicht, und die es wollten, konnten es nicht – sei es, dass ihnen das Genie, die Erfahrung oder auch nur der für wichtige Impulse so nötige Gedankenaustausch mit genialen Kollegen fehlte, sei es, dass sie eben nur ganz unzureichend gefördert und ermutigt wurden.

¹² Albert Speer, *«Erinnerungen»*, Frankfurt/Berlin 1969. Die obigen eigenen Hervorhebungen finden sich nicht im Original.

Zurückhaltung aus politisch-moralischen Erwägungen bescheinigt Irving ausdrücklich «vielen Physikern» des Reiches, wobei er die Frage der Fähigkeit offenlässt. Namentlich nennt er Heisenberg, von Weizsäcker und Fritz Houtermans, die «von ernststen Besorgnissen gedrängt» gewesen wären, «ob es sittlich zu rechtfertigen sei, an dem Uranvorhaben zu arbeiten».

Ein anderer Experte von beachtlicher Kompetenz ging so weit, nur einen einzigen der in Deutschland zurückgebliebenen Kernforscher für so fähig zu halten, dass er der «Kopf des deutschen Atombomben-Vorhabens» hätte sein können. Dieser Fachmann, Professor Samuel Goudsmit, selbst ein Mitglied des internationalen «Atom-Clubs» von hohem Rang, hatte 1944/45 die wissenschaftliche Leitung der sogenannten «Alsos-Mission», eines Sonderkommandos, das im Auftrage Washingtons einen etwaigen Vorsprung Hitler-Deutschlands auf dem Gebiet der Atomwaffen erkunden und gegebenenfalls durch «geeignete Massnahmen» beseitigen sollte.

Goudsmit fand ziemlich schnell heraus, nämlich bereits im November 1944, als ihm im eroberten Strassburg die Akten über das deutsche Atomprojekt, die Professor von Weizsäcker dort zurückgelassen hatte, in die Hände fielen, dass von einem deutschen Vorsprung auf dem Gebiet des Atombombenbaus überhaupt nicht die Rede sein konnte; dass vielmehr die deutsche Entwicklung um mindestens zwei Jahre hinter der in den USA zurücklag.

Die «Alsos»-Mission konnte sich nicht mit der Auffindung der Papiere Weizäckers zufriedengeben», berichtet darüber Robert Jungk, «denn in Washington dachte man, die Zurücklassung der Akten sei vielleicht eine deutsche Kriegslist gewesen. Zweifel, ob nicht vielleicht doch irgendwo in Deutschland an der Fertigstellung einer Atombombe gearbeitet würde, mussten bestehen bleiben, solange nicht alle wichtigen Physiker verhaftet und alle Laboratorien besetzt waren.

Goudsmit bestand stets darauf, dass *nur Heisenberg das «Gehirn» des deutschen Uranvorhabens* sein könne. Die Skepsis der amerikanischen Militärbehörden, die meinten, es könnten doch vielleicht andere deutsche Physiker, von denen Goudsmit noch nie etwas gehört habe, heimlich an einer solchen Waffe arbeiten, wies er spöttisch zurück: «Vielleicht kann ein Tapezierer sich einbilden, über Nacht ein militärisches Genie geworden zu sein, und ein Sektreisender» – gemeint war Joachim von Ribbentrop – «sich als Diplomat verkleiden, aber solche Aussenseiter könnten niemals rasch genug

wissenschaftliche Kenntnisse erworben haben, um eine Atombombe zu bauen...«

Übrigens, als Sam Goudsmit, dessen greise, in Holland lebende Eltern als Juden von der SS deportiert und vergast worden waren, schliesslich das Versteck des deutschen Uranprojekts in Haigerloch entdeckte, fand er zwar nicht Heisenberg, der sich zu seiner Familie nach Bayern geflüchtet hatte, wohl aber auf dessen Schreibtisch ein gerahmtes Foto. Auf dem Bild waren zwei Männer zu sehen, die sich in herzlichem Einvernehmen die Hände schüttelten: Professor Werner Heisenberg und sein Gastgeber anlässlich eines Amerika-Besuchs im Jahre 1939 – Sam Goudsmit...!

Fassen wir die Ergebnisse unserer Teiluntersuchung, die Chancen für den Bau einer deutschen Atombombe noch während des Krieges betreffend, kurz zusammen, so ergibt sich, dass sie schon durch den Exodus zahlreicher hervorragender Kernphysiker stark zusammengeschrumpft, durch den Widerstand der verbliebenen «arischen» Koryphäen weiter vermindert worden waren und dass die – im Antisemitismus wurzelnde – Geistesfeindlichkeit Hitlers und seiner Clique ein Erkennen eventueller letzter Möglichkeiten verhindert hat.

Wie aber kam es zu der so folgenschweren Fehleinschätzung der Situation in Deutschland gerade durch diejenigen, deren Vertreibung die Chancen Hitlers, Kernwaffen in die Hand zu bekommen, so stark reduziert hatte? Wie konnten die emigrierten Fachleute ernstlich an einen deutschen Vorsprung in der Atomforschung glauben?

Nun, da war zunächst die zwischen 1933 und 1938 gewonnene, für die Emigranten sehr bittere Erkenntnis, dass alle Prognosen, eine Schwächung Deutschlands als Folge der Judenvertreibung betreffend, ganz offenbar falsch gewesen waren. Das Hitler-Regime hatte alle Krisen glänzend überstanden und wirkte im Sommer 1939 stärker und gesicherter als je zuvor. Die tatsächlichen Mängel, gerade auf dem Gebiet der naturwissenschaftlichen Forschung und der Bereitschaft zur Zusammenarbeit zwischen den Koryphäen der Kernphysik und dem Staatsapparat, verbargen sich hinter einer höchst eindrucksvollen Fassade und wurden zudem noch verschleiert durch allerlei aus unterschiedlichen Motiven heraus abgegebene Erklärungen, die das genaue Gegenteil zu bekunden schienen.

Das Tempo, der Umfang und die Präzision der deutschen Kriegsvorbereitungen sowie die kühnen, herausfordernden Reden, die sie begleiteten, ließen befürchten, dass Hitler, der «jegliches Risiko einkalkuliert» zu haben behauptete, noch einen verborgenen Trumpf bereit hielt, von dem gerade die aus Deutschland geflüchteten Kernphysiker annehmen mussten, dass es sich nur um eine atomare Waffe handeln könnte. Denn sie wussten ja, dass man in Deutschland auf dem Gebiet der Kernspaltung theoretisch mindestens ebensoweit war wie sie selbst, zudem technisch durchaus fähig, aus den jüngsten Erkenntnissen praktischen Nutzen zu ziehen. Und moralische Skrupel, die neu entdeckten Energien als Vernichtungswaffe zu verwenden, konnten, nach allem, was vorgefallen war, von der Führung des Reiches weniger erwartet werden als von irgendeiner anderen Regierung.

Die Berichte, die – anfangs häufiger, dann spärlicher – aus Deutschland kamen, sei es auf dem Umweg über Niels Bohr in Kopenhagen oder Lise Meitner in Stockholm, sei es über diplomatische oder geheimdienstliche Kanäle – bestärkten die emigrierten Kernphysiker noch in ihrer Furcht, weil sie sie aus ihrem nur allzu begreiflichen Misstrauen heraus stets missdeuteten: Dass im Hitlerreich noch kurz vor Kriegsausbruch wissenschaftliche Arbeiten über Uran-Kettenreaktionen – wie beispielsweise die von Siegfried Flügge, eines engen Mitarbeiters von Otto Hahn – veröffentlicht werden konnten, verleitete die Emigranten zu dem irrigen Schluss, dass man in Berlin in Wirklichkeit bereits viel weiter wäre. Die überaus vorsichtigen Andeutungen, die deutsche Kernphysiker bei Begegnungen mit Kollegen im Ausland gelegentlich machten, um darzutun, dass sie sich einerseits der Gefahr eines Atombombenbaus bewusst wären, andererseits selbst nichts tun würden, ihn zu fördern oder gar anzuregen, wurden dahingehend missverstanden, dass es sich entweder um wohlgemeinte Warnungen oder um listige Finten handeln müsste. Von der Vermutung eines deutschen Vorsprungs brachten diese heimlichen Winke die Emigranten nicht ab, sondern bestärkten sie nur noch darin. Und als die Reichsregierung 1939 eine Ausfuhrsperrung für böhmische Pechblende verfügte, erinnerte man sich, dass der Vater des Heisenberg-Schülers von Weizsäcker den Posten eines Staatssekretärs im Auswärtigen Amt bekleidete, also vermutlich eine Empfehlung seines Sohnes an Hitler weitergegeben hätte... Dass in Wirklichkeit eine über die Möglichkeit eines Atombombenbaus völlig uninformierte Forschungsabteilung der Wehr-

macht alles verfügbare Uranoxyd aufkaufen liess, um damit Metall-Legierungen für panzerbrechende Geschosse herzustellen und zu erproben, konnten die emigrierten Kernphysiker nicht ahnen.

Es gab noch eine ganze Reihe weiterer – scheinbarer wie wirklicher – Indizien, aus denen die aus Deutschland geflüchteten Atomforscher schlossen, Hitler werde in Kürze über Kernwaffen verfügen können. Doch am meisten wurden sie in dieser irrigen Annahme dadurch bestärkt, dass es ja tatsächlich in Deutschland Atombombenprojekte gab, über die sie durch erst nach Kriegsausbruch geflüchtete Physiker gerade so viel beunruhigende Einzelheiten erfuhren, dass auch die letzten Zweifel an der Realität der Gefahr schwanden. Niemand konnte sich vorstellen, dass der scheinbar so perfekte deutsche Staatsapparat eine einmal erkannte Möglichkeit nicht unverzüglich und mit gewohnter Tüchtigkeit realisieren würde. Dass aber die oberste Führung gerade für die Atomphysik, nur weil sie auf vornehmlich «jüdischen Spekulationen» beruhte, nichts als Verachtung hatte, auch gar nicht in Erwägung zog, dass die vielgeschmähten Emigranten nun ihrerseits eine Atombombe würden bauen können, das hätte ein erheblich grösseres Einfühlungsvermögen in primitive Denkweisen erfordert, als es die «Einstein-Jünger» hatten.

So bleibt eigentlich nur noch die Frage, ob die aus Europa wegen der Judenverfolgung geflüchteten Forscher wirklich so befähigt waren, dass sie unter anderen Umständen in ihrem Heimatland eine Atombombe hätten bauen können. Diese Frage steht in engstem Zusammenhang mit derjenigen, die wir eingangs gestellt, aber noch nicht beantwortet haben: Hätte es ohne die jüdenfeindliche Politik Hitlers kein «Manhattan Project» und damit auch keine noch für den Ausgang des Zweiten Weltkrieges bedeutsame amerikanische Atombombe gegeben?

Wir wissen bereits, dass der Anstoss zum Handeln des amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt in Richtung auf das spätere «Manhattan Project» von seiten einer Gruppe kam, die sich aus Personen zusammensetzte, denen die Judenpolitik Hitlers teils die Heimat genommen, teils die Augen geöffnet hatte. Nun gilt es noch, den Anteil der von der Rassenpolitik des «Dritten Reiches» direkt oder indirekt Betroffenen am eigentlichen «Manhattan Project» zu prüfen, und damit werden wir zugleich die Frage nach der Fähigkeit der Emigranten, eine Atombombe zu bauen, eindeutig beantworten können.

Von Franklin Delano Roosevelt am 12. Oktober 1939 aufgrund des Einstein-Briefes, des Memorandums der «Szilard-Gruppe» und der beredten Darstellung der Gefahren durch Alexander Sachs getroffenen Entscheidung bis zur tatsächlichen Inangriffnahme des Atombombenbau-Projekts am 6. Dezember 1941 – zufällig einen Tag vor dem japanischen Überraschungsangriff auf Pearl Harbor – vergingen fast sechsundzwanzig Monate, in denen sich die Angelegenheit dahinschleppte.

Natürlich konnte auch ein so mächtiger Mann wie der Präsident der Vereinigten Staaten keine Wunder bewirken; eine Verzögerung von mehr als zwei Jahren war indessen recht ungewöhnlich. Offenbar waren die diversen Bürokratien und parlamentarischen Kontrollinstanzen, die sich mit dem Projekt zunächst zu befassen hatten, längst nicht so überzeugt von der Eilbedürftigkeit und Bedeutung der ganzen Angelegenheit wie etwa die Initiatoren oder auch Roosevelt selbst. Szilard meinte dazu nach dem Kriege, das «Manhattan Project» wäre durch die Schwerfälligkeit der Behörden und die Kurzsichtigkeit der Militärs um mindestens ein Jahr verzögert worden. Immerhin ist es bemerkenswert, dass zumindest noch vor Pearl Harbor und dem folgenden Kriegseintritt der USA der Startschuss bereits gefallen war.

Dafür, dass schon einige Tage *vor* der ja gar nicht erwarteten deutschen Kriegserklärung der endgültige Entschluss gefasst wurde, nun endlich Ernst zu machen mit dem so unerhörte finanzielle und technische Anstrengungen erfordernden Bau von Atombomben, waren im Wesentlichen drei Faktoren massgebend:

Da war, erstens, die nicht nachlassende Aktivität der «Szilard-Gruppe» und ihrer wachsenden Schar von Freunden sowie ein zweiter Brief Albert Einsteins an Präsident Roosevelt vom 7. März 1940, worin der Gelehrte noch einmal nachdrücklich auf die «Intensivierung des Interesses für Uranium in Deutschland seit Beginn des Krieges» hinwies und dringend riet, der sich hier abzeichnenden furchtbaren Drohung rechtzeitig und wirksam zu begegnen; da war, zweitens, Amerikas wachsende Sympathie für und Sorge um Grossbritannien, woher im Sommer 1941 die überraschende Nachricht kam, es wäre nun «ziemlich wahrscheinlich, dass die Atombombe noch vor Ende des Krieges fertiggestellt werden» könnte (was wiederum ursächlich zusammenhing mit den von Simon, Peierls, Halban, Frisch und anderen «*refugee scientists*» erzielten Forschungsergebnissen sowie mit den Vorstössen, die

namentlich Peierls und Frisch, ähnlich wie die «Szilard-Gruppe» in den USA, zur Warnung höchster britischer Stellen unternommen hatten, um sie auf die Gefahren eines vermuteten deutschen Vorsprungs bei der Entwicklung von Kernwaffen aufmerksam zu machen), und da war, drittens, das in Amerika zu verzeichnende Nachlassen isolationistischer Widerstände gegen ein stärkeres Engagement der USA in Europa und die zunehmende Bereitschaft, in den Krieg gegen die Achsenmächte einzutreten, um Hitlers Gewaltherrschaft zu beenden. Zu diesem Stimmungswechsel trugen ganz besonders die bestürzenden, zunächst kaum glaubhaften Meldungen bei, die in Amerika eintrafen und über Art und Umfang der im Machtbereich Hitlers an der Zivilbevölkerung, vornehmlich den Juden, verübten Greuel berichteten.

Wir haben bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, welche starken kulturellen und sentimentalen Bindungen gerade zwischen den einflussreichsten jüdischen Kreisen Amerikas und dem Deutschland, aus dem sie selbst oder ihre Eltern gekommen waren, stets bestanden hatten. Schon die ersten jüdenfeindlichen Massnahmen nach 1933 waren deshalb mit Entsetzen aufgenommen worden und hatten die ursprünglichen Sympathien in wachsenden Abscheu gewandelt. Nun aber, nach den ersten zuverlässigen Nachrichten über Massendeportationen und Ausrottungen ganzer Gemeinden, war die Empörung so gross, dass bald auch die bis dahin zurückhaltendsten Berater des Weissen Hauses zu eifrigen Befürwortern jedweder zur Beendigung dieser Barbarei erforderlichen Massnahmen wurden. Und dazu gehörte auch die endliche Inangriffnahme des Atombombenprojekts, dessen voraussehbarer immenser finanzieller und technischer Aufwand zunächst viele hatte zögern lassen.

So hat die nationalsozialistische Judenverfolgung unzweifelhaft in mehrfacher Weise, teils direkt, teils indirekt, entscheidend dazu beigetragen, dass die erforderlichen Mittel bewilligt und die umfangreichen Vorarbeiten für das eigentliche «Manhattan Project» bereits gestartet wurden, noch bevor Amerika in den Krieg eingetreten war.

Die militärische Gesamtleitung des mit dem Tarnnamen «Manhattan Project» versehenen Kernwaffenbau-Vorhabens übernahm ein Berufssoldat, Brigadegeneral Richard Groves. Als er am 17. September 1942 mit seiner neuen, höchst verantwortungsvollen Aufgabe betraut wurde, für die er sich

durch die erfolgreiche Bauüberwachung bei anderen grossen Projekten, insbesondere des Pentagon-Baus in Washington, qualifiziert hatte, erklärte er seinen Verbindungs- und Sicherheits-Offizieren: «Sie werden es hier nicht leicht haben, denn Sie müssen hier auf die grösste Ansammlung von unberechenbaren, närrischen Käuzen aufpassen, die es je gab!»

Und wer waren diese «närrischen Käuze», diese «*crackpot*», wie Groves sie nannte?

Nun, natürlich gehörten zu ihnen die Pioniere des Projekts: Wigner, Teller, Weisskopf und nicht zuletzt Szilard, mit dem Brigadier Groves sogleich «Erziehungsversuche» unternahm, weil ausgerechnet Leo Szilard, der Mann, der als erster für strenge Geheimhaltung aller Kernforschungsergebnisse eingetreten war, nun die weit über jedes vernünftige Mass hinausgehenden militärischen Sicherheits- und Zensurvorschriften in Gesprächen mit seinen engsten Kollegen missachtet hatte. Groves meinte dazu später:

«Na ja, gewiss, ohne Szilards Hartnäckigkeit während der ersten Kriegsjahre hätten wir nie eine Atombombe gehabt, aber sobald die Sache lief, hätte er von mir aus ruhig in der Versenkung verschwinden können...»

Diesen Gefallen tat Szilard dem General indessen nicht. Er und die anderen «*crackpots*» waren auch gar nicht entbehrlich gewesen, und sie fuhren fort, die Berufssoldaten durch Missachtung militärischer Konventionen, geistreiche Spässe und unbändige Intelligenz zu verwirren und oftmals zu entsetzen, wobei sich vor allem ein noch sehr junger Mann, Professor Richard Feynman, hervortat. Er war 1918 in New York als Sohn jüdischer Einwanderer aus Osteuropa geboren, wurde später mit dem Einstein- und 1965 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet und galt damals schon als brillanter physikalischer Theoretiker. Feynman brachte es einmal fertig, General Groves streng bewachten und durch supermoderne Kombinationsschlösser gesicherten Panzerschrank, in dem die ängstlich gehüteten, allerdings geheimsten Forschungsergebnisse verwahrt wurden, gewaltlos zu öffnen und einen Zettel einzuschmuggeln. Darauf stand nur: «Rat mal, wer das wohl war?»

Dieser ebenso kühne wie scheinbar bloss aus Übermut begangene Streich hatte eine tiefere Bedeutung: Feynman wollte damit die übertriebenen, der Zusammenarbeit und dem «Betriebsklima» abträglichen Sicherheitsvorkeh-

rungen *ad absurdum* führen. «Die zahllosen administrativen und technischen Klippen, die auf dem Weg zur Befreiung der Atomenergie lagen, wurden» – so bemerkt dazu Robert Jungk – «schliesslich einzig und allein durch die Entschlossenheit und Hartnäckigkeit der Wissenschaftler... überwunden. Sie ergriffen selbst wieder und wieder die Initiative, um diese schreckliche Waffe in die Welt zu setzen. Was viele von ihnen damals vor allem antrieb, war die ehrliche Überzeugung, dass dies der beste, ja der einzige Weg sei, den Gebrauch der Atomwaffe in diesem Krieg zu verhindern. «Wir mussten im Fall einer deutschen Atomdrohung ein Gegenmittel in der Hand haben. Wenn dieses Gleichgewicht einmal vorhanden war, dann würde Hitler ebenso wie wir auf den Gebrauch eines solchen Monstrums verzichten, hiess es. Die Vorstellung aber, dass die Deutschen... bereits einen gefährlichen Vorsprung besaßen, war damals so verankert, dass sie wie eine Gewissheit behandelt wurde ... An dieser Voraussetzung, die alle wohl gelegentlich doch einmal auftauchenden Bedenken beruhigte, wurde nie gezweifelt. 1941 kam der erst einige Wochen zuvor aus Deutschland geflüchtete Chemiker Reiche in Princeton an und berichtete, dass die deutschen Physiker bisher nicht an der Bombe gearbeitet hätten und auch so lange wie möglich versuchen würden, die deutschen Militärbehörden von dieser Möglichkeit abzulenken. Diese Botschaft wurde von einem anderen nach Amerika emigrierten Forscher, dem Physiker Rudolf Ladenburg, nach Washington weitergegeben. Die am Atomprojekt arbeitenden Wissenschaftler scheint sie aber nie erreicht zu haben...» Das war kein Wunder, denn die in Los Alamos (wie auch in Oak Ridge oder Hanford, den beiden anderen geheimen Forschungszentren) lebenden Atomwissenschaftler arbeiteten nahezu völlig isoliert von der Aussenwelt. Dass sie sich einer Postzensur unterwerfen mussten, begriffen sie, auch, dass sie jedem Aussenstehenden gegenüber zu strengstem Stillschweigen über Art und Ziel ihrer Arbeit verpflichtet waren. Und es war ihnen selbstverständlich, dass sie ihre Forschungsergebnisse vor Kriegsende nicht veröffentlichen durften; schliesslich hatten das ja einige von ihnen selbst angeregt, sogar schon Jahre vor dem Kriegseintritt der USA.

Aber die Militärs verlangten von ihnen auch strengste Geheimhaltung *innerhalb* des Gesamtprojekts: Keine Abteilung sollte wissen, woran die andere arbeitete, und nur eine kleine auserlesene Schar von Spitzenkräften sollte, im Gegensatz zu der Masse ihrer wissenschaftlichen und technischen

Mitarbeiter, in das Geheimnis eingeweiht werden, welchem Ziel alle Anstrengungen eigentlich dienten. Das aber, so fanden die Wissenschaftler, ging entschieden zu weit, störte zudem die reibungslose Zusammenarbeit und verhinderte den unerlässlichen Gedankenaustausch von Forschern verschiedener Fachrichtungen. Ausserdem musste sich diese Geheimniskrämerei nachteilig auswirken, wenn bestimmte langwierige Routinearbeiten für die Ausführenden ohne erkennbaren Sinn blieben.

So war beispielsweise das Heer von Mathematikern und Technikern des Rechenzentrums von Los Alamos lange Zeit hindurch völlig im unklaren darüber gelassen worden, was die komplizierten Berechnungen, die Tag für Tag auszuführen waren, eigentlich bezweckten. Infolgedessen arbeiteten sie lustlos, ohne Interesse. «Erst Feynman» – so berichtet Laura Fermi – «setzte schliesslich durch, dass er diesen Leuten sagen durfte, was in Los Alamos hergestellt werden sollte. Daraufhin stiegen die Leistungen der Abteilung beträchtlich, und einige Leute machten sogar freiwillig Überstunden ...»

Nur ein knappes Dutzend der höchstqualifizierten Wissenschaftler gehörte zum «innersten Kreis» der völlig Eingeweihten. Ihre allerengsten Mitarbeiter sowie die Arbeitsgruppenleiter der wichtigsten Teilbereiche samt deren Assistenten wussten mindestens über Ziel und Zweck des ganzen Unternehmens Bescheid, in groben Zügen auch über seinen Fortgang und den ungefähren Stand der Entwicklung in den anderen Ressorts.

Diese beiden Spitzengruppen der völlig und der beinahe ganz Eingeweihten mit den wichtigsten Leitungs-, Forschungs-, Beratungs-, Koordinierungs- und Kontrollaufgaben bildeten das Gehirn und Rückgrat des ganzen Projekts, das ohne sie niemals durchzuführen gewesen wäre. Allein ihre hohe Intelligenz, ihre weit überdurchschnittlichen wissenschaftlichen Qualitäten, ihr enormer Fleiss, ihr Enthusiasmus und ihre vorbildliche Zusammenarbeit unter der Führung eines einzelnen, dessen Auswahl sie respektierten, obwohl sie ihm auf ihrem jeweiligen Fachgebiet an Erfahrung und wissenschaftlichem Ruf meist gleichwertig, in einigen Fällen sogar weit überlegen waren, bewirkten den schliesslichen Erfolg der Anstrengungen einer ganzen Armee von wissenschaftlichen, technischen, administrativen und sonstigen Hilfskräften. Und kaum einer aus diesen beiden Spitzengruppen wäre dabei entbehrlich gewesen.

Diese letzte Feststellung ist von entscheidender Bedeutung für den Schluss unserer Untersuchung, der den Anteil derer am Personal der Spit-

zengruppe betrifft, die von der Judenverfolgung in Europa direkt oder indirekt betroffen waren. Einige davon sind uns schon bekannt: Eduard Teller, zum Beispiel, der spätere «Vater der Wasserstoffbombe», der künftige Nobelpreisträger Eugen Wigner, Victor Weisskopf oder auch Leo Szilard. Wir wissen schon, dass Otto Frisch, Rudolf Peierls und Hans von Halban aus England herüberkamen und am «Manhattan Project» an verantwortlicher Stelle mitarbeiteten, ebenso wie später Niels Bohr. Auch die aus Italien vertriebenen jüdischen Forscher, wie der spätere Nobelpreisträger Emilio Gino Segre und Professor Bruno Rossi, die beide nach Los Alamos berufen wurden, fanden bereits Erwähnung, desgleichen Enrico Fermi.

Andere Forscher von Weltrang, die aus Deutschland hatten emigrieren müssen und dann massgeblich am «Manhattan Project» mitarbeiteten, waren James Franck, Nobelpreisträger des Jahres 1925 und bis 1933 Professor in Göttingen; Felix Bloch, Schüler von Heisenberg und Niels Bohr, mit siebenundzwanzig Jahren bereits Privatdozent für theoretische Physik an der Universität Leipzig und 1952 mit dem Physik-Nobelpreis ausgezeichnet; Hans Bethe, Meisterschüler von Arnold Sommerfeld und vor seiner Auswanderung nach Amerika Privatdozent für theoretische Physik an der Universität München, später ebenfalls Physik-Nobelpreisträger, oder der Spezialist für Niedrigtemperaturphysik, Immanuel Estermann, gebürtiger Berliner, seit 1933 am Carnegie-Institut tätig.

Schon diese fünfzehn nur als Beispiele angeführten Namen, denen noch zahlreiche weitere hinzuzufügen wären, zeigen deutlich, dass ohne die Judenverfolgung in Europa und die daraus resultierende Flucht führender Atomphysiker nach Amerika das «Manhattan Project» gar nicht zustande gekommen wäre. Hinzu kommt, dass unter den übrigen Wissenschaftlern der Spitzengruppe ein ungewöhnlich hoher Prozentsatz Juden mittel- oder osteuropäischer Herkunft waren, die zwar schon vor 1933 in Amerika gelebt hatten, doch von den Vorgängen im Machtbereich Hitlers begreiflicherweise weit stärker berührt wurden als diejenigen, die keine nahen Verwandten, Lehrer und Studienfreunde unter den Opfern der Gaskammern wussten. Natürlich ist es nicht messbar, inwieweit diese Umstände die einzelnen davon betroffenen Wissenschaftler zu höchstem Arbeitstempo angespornt und damit auch das ganze «Manhattan Project» beschleunigt haben.

Aber es darf zumindest vermutet werden, dass dies der Fall war.

Isidor Isaac Rabi, beispielsweise, einer der wissenschaftlichen Berater, die in Los Alamos ganz wesentlich zum Erfolg der Anstrengungen beigetragen haben, war noch in Rymanów im ehemals österreichischen Galizien geboren, aber bereits als Kind mit seinen Eltern nach New York gekommen, wo sein Vater dann ein kleines Lebensmittelgeschäft betrieb. Zwei Stipendien ermöglichten es dem hochbegabten jungen Mann, der an der Cornell-Universität Chemie und Physik studiert und seine Examen mit Auszeichnung bestanden hatte, sein Studium in Europa fortzusetzen, wo er bei Niels Bohr in Kopenhagen und Arnold Sommerfeld in München, aber auch in Hamburg und Leipzig an Vorlesungen und Seminaren teilnahm. Er wurde dann, kurz bevor in Deutschland die Hitlerpartei die ersten Machtpositionen erobern konnte, als Dozent an die Columbia-Universität berufen, erhielt bald darauf einen Lehrstuhl für Physik und trat mit Forschungen über die magnetischen Verhältnisse im Atomkern hervor, die ihm den Physik-Nobelpreis des Jahres 1944 eintrugen. Später wurde er Vorsitzender des Komitees der wissenschaftlichen Berater des Weissen Hauses...

Von den sechs wissenschaftlichen Hauptabteilungsleitern, die im «Manhattan Project», zusammen mit dem wissenschaftlichen Direktor, die oberste Führungsgruppe bildeten, waren im Frühjahr 1945 zwei, nämlich der für «fortgeschrittene Entwicklungsarbeit» zuständige Enrico Fermi und der Hauptabteilungsleiter für theoretische Physik, Hans Bethe, wegen der Judenverfolgung aus Europa geflüchtet. Von den übrigen vier waren nur zwei, nämlich die beiden gemeinsam das Ressort «Experimentelle Physik» leitenden Wissenschaftler, J. W. Kennedy und C. S. Smith, gebürtige Amerikaner nicht jüdischer Herkunft. Die beiden anderen, G. B. Kistiakowsky und R. F. Bacher, waren aus Europa stammende Juden.

Professor George B. Kistiakowsky, Chef der Hauptabteilung, die das Detonationssystem der Bombe zu entwickeln hatte, war 1900 in Kiew geboren, hatte nach der Oktoberrevolution als junger Freiwilliger auf weissrussischer Seite gekämpft, nach dem Sieg der Roten Armee Zuflucht in Deutschland gefunden, in Berlin studiert und dort auch seinen Doktorgrad erworben, ehe er einem Ruf an die Universität von Harvard folgte und dort den Lehrstuhl

für physikalische Chemie übernahm; Dr. Robert Bacher, Chef der für die «Physik der Bombe» zuständigen Hauptabteilung, Jahrgang 1905 und bereits gebürtiger Amerikaner aus Londonville, Ohio, stammte aus einer jüdischen Familie, die aus Österreich eingewandert war und in der alten Heimat zahlreiche Verwandte und Freunde zurückgelassen hatte...

Mindestens drei weitere Wissenschaftler von besonderer Bedeutung für das «Manhattan Project», die als Juden aus Europa geflüchtet waren, müssen an dieser Stelle erwähnt werden: der für die «Chemie der Bombe» zuständige, 1905 in St. Petersburg geborene und bis 1935 in Deutschland tätige Forscher Eugen Rabinowitch; der aus Budapest gebürtige, vor 1933 als Professor an der Berliner Universität lehrende «Chef-Mathematiker» und «Computer-Vater von Los Alamos», Hans von Neumann, und Georg Placzek, ein aus Prag stammender Kernphysiker von Rang, Niels-Bohr-Schüler und enger Freund von Bethe und Weisskopf, der auch in Wien, Berlin und Göttingen studiert und hohen Respekt genossen hatte, in Los Alamos aber als vielsprachiger und vielseitig gebildeter Kosmopolit eine wichtige Rolle als Bindeglied in den wissenschaftlichen und zwischenmenschlichen Beziehungen des internationalen Forscher-Teams spielte...

Der Mann schliesslich, der als Direktor des gesamten «Manhattan Project» die Arbeit der verschiedenen Hauptabteilungen koordinierte, zum Motor des ganzen Unternehmens und damit zum «Vater der Atombombe» wurde, war Robert Oppenheimer.

Als Sohn deutsch-jüdischer Einwanderer 1904 in New York geboren, hatte Oppenheimer nach beendeter Schulzeit in Göttingen studiert und bei Max Born «*cum laude*» promoviert, war dann noch zwei Jahre in Europa geblieben und hatte schliesslich einen Ruf an die Universität von Kalifornien in Berkeley angenommen, daneben auch noch am «California Institute of Technology» in Pasadena Vorlesungen gehalten.

Der brillante junge Physiker, der bereits als hoffnungsvoller Nachwuchs für den internationalen «Atom-Club» galt, war ein vielseitig interessierter Schöngest von hoher Bildung. Indessen hatte er sich um das politische Geschehen so gut wie gar nicht gekümmert, bis ihn die Ereignisse, die sich im Frühjahr 1933 in Deutschland abspielten, aus seinem Gelehrtenstand aufschreckten. Als nahe Verwandte und enge Studienfreunde von ihm

Professor Kistiakowsky wurde nach dem Kriege einer der engsten Berater des Präsidenten Dwight D. Eisenhower und dessen Ausserordentlicher Assistent für Wissenschaft und Technologie.

Opfer der in seiner geistigen Heimat einsetzenden Rassenverfolgung wurden, begann Robert Oppenheimer leidenschaftlich Anteil zu nehmen an dem für ihn zunächst kaum fassbaren Geschehen. Und seit er durch den Vortrag, den Niels Bohr 1939 vor den führenden Physikern Amerikas hielt, auf die Möglichkeit der Atomspaltung und die riesigen, dabei freiwerdenden Energiemengen aufmerksam geworden war, hatte er mit gleicher Sorge an einen wahrscheinlichen deutschen Vorsprung in der Entwicklung von Kernwaffen und die sich daraus ergebende Gefahr einer Weltherrschaft Hitlers gedacht wie Szilard, Wigner, Teller, Weisskopf, Fermi, Bethe, Franck, Segre, von Halban, Rossi, Peierls, Frisch, von Neumann, Rabinowitch, Placzek und alle die anderen namhaften Wissenschaftler, die aus dem deutschen Machtbereich geflüchtet waren und später unter seiner Leitung am «Manhattan Project» so entscheidend mitwirkten...

Robert Oppenheimer blieb der Nobelpreis versagt. Doch wie Laura Fermi, die Witwe Enrico Fermis, in ihrem 1968 im Verlag der Universität von Chicago veröffentlichten Buch, «Illustrious Immigrants», sehr richtig bemerkt, lässt der Glanz des Nobelpreises mitunter andere hohe wissenschaftliche Auszeichnungen übersehen, die ähnliche Beachtung verdienten, etwa den von der amerikanischen Atomenergie-Kommission gestifteten und nach dem ersten Preisträger benannten «Enrico Fermi Award». Die Autorin schreibt dazu:

»Bis 1963, das heisst, solange es der Kommission darum ging, nur wissenschaftlichen Leistungen (auf dem Gebiet der Atomforschung, ohne Berücksichtigung technischer und administrativer Verdienste) Anerkennung zuteil werden zu lassen, wurden acht Männer mit dem Enrico-Fermi-Preis ausgezeichnet: Fermi, Hans von Neumann, Eugen Wigner, Hans Bethe und Eduard Teller, Ernest Lawrence, Glenn Seaborg und Robert Oppenheimer ...»

Und in der offiziellen Geschichte des amerikanischen Atomprojekts, «The New World, 1939-1946», findet sich eine Bildserie mit der schlichten Unterzeile: «Vier Wissenschaftler von Los Alamos». Die Abgebildeten aber sind – gewiss nicht rein zufällig so ausgewählt – vier von der Judenverfolgung betroffene Emigranten aus Europa: Hans Bethe, Enrico Fermi, Hans von Neumann und Georg Kistiakowsky...

So lässt sich denn zusammenfassend sagen, dass sowohl das Vorhandensein einsatzbereiter Atombomben in Amerika noch vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges wie die unterbliebene

Entwicklung von Kernwaffen im Machtbereich Hitlers als unausweichliche, teils direkte, teils indirekte Folge des nationalsozialistischen Rassenwahns gelten muss.

Wenn es aber noch eines Arguments bedurft hatte, jedermann einleuchtend darzutun, dass Deutschland schon allein aufgrund seiner Judenpolitik den Krieg niemals hätte gewinnen können, so wurde es uns aus den Laboratorien von Los Alamos in Form jener schrecklichen Vernichtungswaffe geliefert, deren Bau, wie wir gesehen haben, vornehmlich auf die rasche Initiative, die unermüdlichen Anstrengungen und die überragenden Fähigkeiten jener zurückzuführen ist, die Deutschland als ihre – mindestens geistige – Heimat angesehen hatten und daraus vertrieben worden waren.

Achtes Kapitel

Politik und Moral

Es ist kein Zweifel möglich: Es waren vornehmlich Juden, und zwar zumeist und in erster Linie jüdische Wissenschaftler aus Deutschland, die den USA zu der fürchterlichsten Waffe der Kriegsgeschichte, zur ersten Atombombe, verhalfen. Ohne die jüdischen Flüchtlinge aus dem Machtbereich Hitlers wären die Vereinigten Staaten nicht bereits im Jahre 1945 zur – damals einzigen – Atommacht geworden.

Für eingefleischte Antisemiten mag in dieser Tatsache ein gewisser Trost liegen, womöglich eine nachträgliche Rechtfertigung für den infernalischen Hass ihres «Führers» auf die Juden und seine starke instinktive Abneigung gegen die «jüdische Physik». Indessen verwechselten sie dabei Ursache und Wirkung. Keiner der Kernphysiker und auch keiner der anderen beteiligten Wissenschaftler aus Deutschland und den anderen Ländern, auf die die deutsche Judenpolitik ausgedehnt wurde, wäre aus dem Machtbereich Hitlers geflüchtet oder hätte sich gar veranlasst gesehen, dem Präsidenten der USA oder einer anderen Regierung zum Bau einer Atombombe zu raten und dabei mit allen Kräften mitzuhelfen, wäre nicht jener von niemandem in solchem Ausmass erwartete Terror ausgebrochen, der das hochzivilisierte Deutsche Reich ins finstere Mittelalter zurückwarf und die ganze Welt in Angst versetzte durch die Vehemenz und die Rücksichtslosigkeit, mit denen ein Nachbarland nach dem anderen überfallen und dem System des Schreckens «eingegliedert» wurde. Erst durch diese Umstände und aus der zunächst nur den wenigen Spezialisten begreiflichen Sorge heraus, dass sich Hitler mit Hilfe deutscher Kernwaffen auch noch die übrige Welt unterwerfen könnte, kam es dazu, dass friedliche Wissenschaftler den Anstoss zum Bau einer Vernichtungsmaschine gaben und dann mit äusserster Energie an deren Fertigstellung mitarbeiteten.

Kaum aber war die Gefahr einer nationalsozialistischen Weltherrschaft gebannt, da bemühten sich viele derselben Wissenschaftler sogleich und mit allem Nachdruck darum, den nunmehr unnötigen Einsatz der neuen Waffe zu verhindern. Ein besonders eindrucksvolles Dokument hierfür, das auch die Unterschrift Leo Szilards trägt, ist der sogenannte «Franck-Re-

port»¹, so benannt nach seinem Initiator, dem einstigen Göttinger Professor und Physik-Nobelpreisträger des Jahres 1925, James Franck.

Gemeinsam mit Gustav Hertz, einem anderen berühmten deutsch-jüdischen Physiker und Neffen des Entdeckers der drahtlosen Wellen, Heinrich Hertz, nach dem die physikalische Masseinheit der Frequenz benannt wurde, war James Franck mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden «für die Entdeckung der Gesetze, die bei dem Zusammenstoss eines Elektrons mit einem Atom herrschen». Wegen seines wissenschaftlichen Weltrufs (und wohl auch, weil er ein hanseatischer Gentleman war, halb liberal, halb konservativ eingestellt, jedenfalls kein «Linker») hatte man Franck nach Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft nicht wie andere jüdische Hochschullehrer sofort davongejagt. Doch er war zu vornehm, solche «Gnadenerweise» anzunehmen. Am 17. April 1933 hatte er seine Entlassung erbeten, und zwei Tage später war er noch einen Schritt weitergegangen: Er hatte den wenigen Zeitungen, die damals noch nicht «gleichgeschaltet» waren, eine Erklärung zur Veröffentlichung zugeleitet, in der es hiess, sein Rücktritt wäre nur ein Akt der Solidarität mit seinen hinausgeworfenen jüdischen Kollegen. «Wir Deutsche jüdischer Herkunft werden wie Fremde und Feinde des Vaterlands behandelt», hatte er voll Bitterkeit erklärt und hinzugefügt, dass er unter diesen Umständen keine Vorzugsstellung geniessen wollte.

Diese so würdige Haltung war Franck von einer Reihe «arischer» Kollegen sehr verübelt worden. Sie wandten sich – und das ist ein Beispiel dafür, dass sich Leuchten der Wissenschaft keineswegs immer so benehmen, wie man es von ihnen erwarten zu können meint – voller Empörung gegen den nach ihrer Meinung «grob undankbaren» Juden Franck. Zweiundvierzig Professoren und Dozenten der Göttinger Universität unterzeichneten ein Schreiben an die örtliche NSDAP, worin sie Francks Verhalten «schärfstens» verurteilten, weil es der «Greuelpropaganda» des Auslands direkt in die Hände spiele... Nur ein einziger Naturwissenschaftler fand den Mut, sich James Franck sofort anzuschliessen und öffentlich gegen die Entlassung der jüdischen Kollegen zu protestieren: Der Physiologe und Pharmakologe Otto H. Kraye, der sich auch nicht einschüchtern liess, seine Entlassung erhielt und bald darauf in die Emigration ging...

¹ Der volle Wortlaut des «Franck-Reports» befindet sich im Dokumenten-

Anhang.

Dieser Rückgriff auf das Jahr 1933 sollte verdeutlichen, dass der Protest eines Wissenschaftlers gegen ein Vorgehen des Staates, das ihm unmoralisch erscheint, zu allen Zeiten Mut erfordert hat. Den Emigranten unter den Atomforschern von Los Alamos, die sich gegen einen Einsatz der von ihnen selbst konstruierten und unter enormen finanziellen Opfern ihres Gastlandes fertiggestellten Bombe wandten, drohte zwar kein Konzentrationslager, doch immerhin Kaltstellung und der Vorwurf groben Undanks.

Es verdient deshalb hervorgehoben zu werden, dass an dem «Franck-Report», der den Einsatz der Atombombe verhindern sollte, neben James Franck selbst vor allem zwei bis 1933 in Deutschland tätig gewesene jüdische Wissenschaftler mitgearbeitet haben, die als «*refugees*» nach Amerika gekommen waren: Eugen Rabinowitch und Leo Szilard. Und Leo Szilard, der eigentliche Initiator des «Manhattan Project», war es, der im Frühjahr 1945 den schon fast verzweifelten Versuch unternahm, «den unheimlichen «Dschinn», den wir, wie der Fischer in Tausendundeiner Nacht, aus der Flasche herausgelassen hatten, wieder einzufangen und einzusperrern, ehe er Unheil anrichten konnte».

»Während des ganzen Jahres 1943 und eines Teils von 1944 war es unsere grösste Sorge, dass die Deutschen eine Atombombe vor der (alliierten) Landung in Europa fertigstellen könnten... 1945 aber, als wir aufhörten, uns Sorgen darüber zu machen, was die Deutschen uns antun könnten», so schilderte es Leo Szilard später mit erstaunlichem Freimut, «da begannen wir uns besorgt zu fragen, was die Regierung der Vereinigten Staaten wohl anderen Ländern antun könnte.«

Wieder war es Albert Einstein, an den Leo Szilard sich wandte, damit er durch sein immenses Ansehen einem Appell an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, keine Atombomben einzusetzen, den erforderlichen Nachdruck verleihe. Und wieder unterzeichnete Einstein den vorbereiteten Brief, der dann zusammen mit einem Memorandum der Wissenschaftler von Los Alamos dem Präsidenten Roosevelt zugeleitet wurde. Doch ehe Roosevelt Zeit fand, die Schriftstücke zu lesen, ereilte ihn am 12. April 1945 der Tod. Einsteins Brief nebst den Anlagen fanden sich unter seinen unerledigten Papieren, und sein Nachfolger, Harry S. Truman, war nicht der Mann, auf den dringenden Appell einiger als Flüchtlinge ins Land gekommener *egg heads*

etwas zu geben. Er gab dem geplanten Einsatz der ersten Atombombe gegen das schon geschlagene Japan seine Zustimmung ...

Mit welchen Gefühlen die vor der Barbarei des «Dritten Reiches» in die USA geflüchteten Wissenschaftler diesen äusserst brutalen und – wie wir heute wissen – gänzlich überflüssigen Atomwaffeneinsatz des Landes aufnahmen, auf dessen hohen ethischen Standard sie vertraut hatten, lässt sich ahnen. Von einigen wissen wir, wie es sie traf.

Norbert Wiener, der berühmte Mathematiker, Philosoph und Begründer der Kybernetik, der – als Sohn eines ostjüdischen Einwanderers, der es zum Harvard-Professor brachte – schon mit achtzehn Jahren Universitätsdozent wurde und während des Krieges einen erheblichen Beitrag zu den Kriegsanstrengungen der USA lieferte, lehnte unter dem Eindruck von Hiroshima die Herausgabe einer Kopie des Berichts, den er im Auftrage des Pentagons erstellt hatte, an eine ihn darum ersuchende Rüstungsfirma mit folgender Begründung ab: «Die Erfahrung der Wissenschaftler, die an der Atombombe arbeiteten, hat gezeigt, dass sie bei jeder Forschungsarbeit dieser Art schliesslich unbegrenzte Macht in die Hände gerade jener Leute legen, denen sie ihren Gebrauch am wenigsten gerne anvertrauen möchten... Ich will nicht am Bombardement und an der Vergiftung schutzloser Menschen teilnehmen. Ich habe daher nicht die Absicht, irgendeine künftige Arbeit von mir zu veröffentlichen, die in den Händen unverantwortlicher Militaristen Schaden anrichten könnte...»

»Nicht lange nach Hiroshima«, so erinnert sich Leo Szilard, «besuchte ich Einstein. Als ich in sein Arbeitszimmer trat, schaute er mich traurig an und sagte: «Da haben Sie es nun. Die alten Chinesen haben schon recht gehabt. Am besten ist es, überhaupt nicht zu handeln...»

Einstein zog auch Konsequenzen aus der tiefen Enttäuschung, die ihm der Missbrauch einer nur für einen ganz bestimmten Notfall gedachten Verteidigungsmöglichkeit durch eine Regierung, der er vertrauen zu können glaubte, bereitet hatte. Wie sein Neffe, Dr. Josef Spier, Jahre später in einem Interview mit dem Südwestfunk berichtete, hatten ihn die Nachrichten von den amerikanischen Atombombenangriffen auf kaum noch verteidigte japanische Städte äusserst hart getroffen. «Zum Schluss seines Lebens», so

erklärte Dr. Spier, «war er der unglücklichste Mensch. Und ich verrate Ihnen jetzt ein Geheimnis, das er mir damals, 1954, offenbarte. Er verpflichtete mich, es nie zu sagen, bevor er das Zeitliche gesegnet habe, und ich habe dieses Versprechen gehalten. An diesem Tage, an dem ich ihn zum letztmal lebend sah, sagte er zu mir: «Weisst du, mein Sohn, ich habe noch etwas gefunden, auf dem Grenzgebiet der Mathematik und der Astronomie. Das habe ich jüngstens kaputtgemacht. Einmal ein Verbrecher an der Menschheit geworden zu sein, genügt mir. Das zweite Mal wird mir das nicht passieren»...

Auch andere bedeutende Physiker wie Victor Weisskopf, Hans Bethe und Georg Placzek kamen zu dem Entschluss, jede Mitarbeit an der weiteren Entwicklung von Kernwaffen zu verweigern, trotz der sich dabei für einen Wissenschaftler bietenden, sehr verlockenden Möglichkeit, mit modernsten Hilfsmitteln und ohne nennenswerte Rücksicht auf die Kosten, Forschungen auf dem eigenen Spezialgebiet zu betreiben. Sie wurden sich darüber einig, dass – wie Bethe es später formuliert hat – «die Welt nach einem solchen Krieg (mit weiterentwickelten Kernwaffen), selbst wenn wir ihn gewinnen sollten, nicht mehr sein würde ... wie die Welt, die wir erhalten wollen. Wir würden gerade die Dinge verlieren, für die wir kämpften ...»

Der Physik-Nobelpreisträger und Philosoph Max Born, der aus Göttingen nach England emigriert war, hatte es von Anfang an abgelehnt, an der Entwicklung von nuklearen Waffen mitzuarbeiten. Born, der – wie zuvor Sigmund Freud – in einem jahrelangen Briefwechsel mit Albert Einstein nach Möglichkeiten gesucht hatte, den Missbrauch wissenschaftlicher Erkenntnisse wie den Krieg überhaupt wirksam zu verhindern, war zu einer Überzeugung gelangt, die seine englische Kollegin Kathleen Lonsdale einmal so ausgedrückt hat: «Das Risiko, dass eines Menschen Arbeit, die an sich gut ist, später einmal missbraucht wird, muss man immer auf sich nehmen. Aber wenn es bereits bekannt ist, dass der Zweck der Arbeit verbrecherisch und böse sein soll, kann die persönliche Verantwortung nicht umgangen werden!«

Aus einer solchen Erkenntnis heraus wurde ein Schüler Max Borns zum Verräter der amerikanischen Atomgeheimnisse an die Sowjetunion: Klaus Fuchs. Dieser Sohn eines evangelischen Theologen, der sich zu den Lehren der Quäker und religiösen Sozialisten bekannte, hatte dem «Dritten Reich» ohne Zwang den Rücken gekehrt, in Birmingham die Vorlesungen Max Borns

gehört, dann bei Rudolf Peierls assistiert und war 1943 als eines der wichtigsten Mitglieder des britischen Kernforscher- Teams in die Vereinigten Staaten gekommen. Von Dezember 1944 an arbeitete er in Los Alamos, und er galt dort nicht nur als ein ausserordentlich fähiger Wissenschaftler, sondern auch als vorbildlich hilfsbereiter Kollege, der es mit dem Gebot der Nächstenliebe sehr ernst nahm.

Sein Vater, Professor Emil Fuchs, der mit seinem Sohn nach dessen Verurteilung durch ein englisches Gericht ein Gespräch unter vier Augen führen konnte, äusserte sich im Anschluss daran folgendermassen über die Motive, die den brillanten jungen Wissenschaftler zum Verrat veranlasst hatten:

«Ich als Vater sehe seine grosse innere Not in dem Augenblick, wo er entdeckte, dass er für die Bombe arbeitete. Sagte er: Ich tue es nicht, so ging es eben doch weiter in der vollen Gefahr für die Menschheit. So fand er den Ausweg aus einer ausweglosen Lage. Weder er noch ich haben es jemals dem englischen Volke verdacht, dass man ihn verurteilte. Er trägt sein Los tapfer, entschlossen und klar. Nach englischem Gesetz ist er zu Recht verurteilt. Aber es muss ja immer wieder Menschen geben, die solche Schuld auf sich nehmen – wie York bei Tauroggen – und die Folgen starken Willens tragen, weil sie meinen, dass sie klarer sehen als die Machthaber, die in diesem Augenblick entscheiden... Dabei riskierte er eine glänzende, hochbezahlte Stellung und eine noch glänzendere Zukunft. Ich kann nur in Ehrfurcht mich seiner Entscheidung beugen. Wer kann wissen, wie *er* entschieden hätte in solcher Lage?»

Klaus Fuchs war einer der ganz wenigen nichtjüdischen deutschen Emigranten unter den Atomforschern. Wäre er Jude gewesen wie seine Lehrer und die meisten seiner Kollegen, dann hätte dieser Umstand dem Antisemitismus neue Nahrung gegeben. So war er eben nur ein Emigrant, ein *refugee*, ein «vaterlandsloser Geselle», der Deutschland – das «Dritte Reich» ebenso wie die zum Zeitpunkt seiner Verurteilung bereits eine Front des Kalten Krieges bildende Bundesrepublik – ebenso verraten hatte wie England und die USA, denen er Dank geschuldet hatte. (Von einer Dankesschuld Deutschlands wie der Alliierten gegenüber den deutschen Emigranten, die Wesentliches dazu beitrugen, Hitlers Schreckensherrschaft zu beenden und die noch einiges von der verlorenen Ehre ihres Vaterlandes retteten, ist kaum

je die Rede...) Und natürlich war Klaus Fuchs, der Sowjetspion, ein Kommunist, schlimmer noch: ein «Salon-Bolschewist», einer, der es materiell gar nicht nötig gehabt hatte, sich sozialistischen Ideen zu verschreiben, ein typischer «Linksintellektueller» (was ein von Pseudo-Intellektuellen gern als Schimpfwort benutzter Beinahe-Pleonasmus ist), für jeden Antisemiten zudem als der Born- und Peierls-Schüler, Einstein-Bewunderer und Oppenheimer-Jünger, der er war, ein «weisser» oder «Geistes-Jude»...

Damit wollen wir Klaus Fuchs, den Verräter aus Verantwortungsgefühl, der, da er schon nicht die Kernwaffen wieder aus der Welt schaffen konnte, wenigstens ein atomares Patt zwischen den Führungsmächten der grossen Blöcke herstellen zu müssen meinte, dem gewiss besseren Urteil kommenden Generationen überlassen. In unserer Untersuchung scheint er, der nicht-jüdische Emigrant aus protestantischem Pfarrhaus, ohnehin fehl am Platz, es sei denn, wir erinnern uns, dass nicht nur «Kommunisten» und Verräter, sondern auch über solche Vorwürfe erhabene Kernphysiker wie Max Planck, Werner Heisenberg, Paul Dirac und Erwin Schrödinger öffentlich als «Einstein-Jünger» und «Weisse Juden» bezeichnet worden waren. Auch das war als Beschimpfung gemeint gewesen...

Tatsächlich hatte das «gesunde Volksempfinden», das hierzu von den Nationalsozialisten bemüht worden war, weder auf dem Gebiet der theoretischen Physik noch auf dem der modernen Kunst zwischen «arischen» und «nichtarischen» Gelehrten oder Künstlern unterscheiden können. Und noch auf einem anderen Sektor, dem wir uns jetzt zuwenden wollen, wurden Bürger mit jüdischen und solche mit christlichen Vorfahren ohne die sonstigen «rassischen» Bedenken stets in einen Topf geworfen.

Es handelte sich dabei um die von der Nazi-Terminologie schlicht unter dem Begriff «Novemberverbrecher» zusammengefasste Gruppe von Politikern und Intellektuellen der deutschen Linken. Doch ehe wir uns damit näher befassen und untersuchen, wie es kam, dass auch unter den sozialistischen und pazifistischen Führern die deutschen Juden weit stärker vertreten waren, als ihrem Bevölkerungsanteil entsprochen hätte, müssen wir uns noch einmal daran erinnern, was die deutschen Juden waren: Bürger, die sich nicht zum Christentum hatten «bekehren» lassen und dafür jahrhundertlang grausame Unterdrückung und Verfolgung auf sich genommen hatten ...

Dieses Gruppenschicksal prädestinierte sie dazu, sich – zumal nach ihrer eigenen Emanzipation – anderer Verfolgter, Unterdrückter und Ausgebeute-

ter anzunehmen, für die Menschenrechte stärker einzutreten als andere, die weniger davon profitiert hatten, und ihre während eines langen Ausleseprozesses entwickelten Fähigkeiten einzusetzen, auch und gerade für diejenigen, denen Bildung und Information ebenso vorenthalten wurden wie andere Voraussetzungen eines menschenwürdigen Daseins.

Natürlich nahmen beileibe nicht alle deutschen Juden in so starkem Masse Anteil am Schicksal der ausgebeuteten, weitgehend rechtlosen Masse, und nur eine relativ kleine Elite setzte sich mit allen Kräften ein für die Unterdrückten (so wie auch nur ein winziger Teil der aufgeklärten französischen Aristokratie an der Befreiung des «dritten Standes» aktiv mitwirkte und die Revolution von 1789 mit anführte). Immerhin war die Beteiligung der deutschen Juden an der Entwicklung der Theorie des Sozialismus und an der Führung der Arbeiterbewegung weit grösser, als es dem jüdischen Bevölkerungsanteil entsprochen hätte, von der Klassenlage der meist einer begüterten Bourgeoisie entstammenden jüdischen Sozialisten ganz zu schweigen.

Auf die Tatsache, dass diesen mehr als nur vereinzelt vorhandenen deutsch-jüdischen Sympathien für die Sache der Linken eine Masse indifferenter, allenfalls mässig liberaler Bürger jüdischer Herkunft und einige jüdische Vertreter der Rechten gegenüberstanden, werden wir in anderem Zusammenhang noch zurückkommen. Um was es uns hier gehen soll, ist die Frage, welcher Art die Impulse waren, die von Teilen der deutschjüdischen Intelligenz ausgingen und in starkem Masse dazu beitrugen, eine spezifisch deutsche – wenn man will: deutsch-jüdische – Form des Kommunismus zu entwickeln.

Da war zunächst Ludwig Börne, einer der Führer des «Jungen Deutschland», der im 74. seiner «Briefe aus Paris» vom 7. Februar 1832 die Ausgangssituation treffend beschrieben hat: «Es ist wie ein Wunder! Tausend Male habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die einen werfen es mir vor, dass ich ein Jude sei, die anderen verzeihen mir es; der dritte lobt mich gar dafür; aber alle denken daran... Die armen Deutschen! Im untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höheren Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Kein Jude zu sein, tröstet sie dafür, dass sie nicht einmal Hofräte sind... Ich weiss das unverdiente Glück zu schätzen, ein Deutscher und ein Jude zu sein... Ja, weil ich

als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als Ihr. Ja, weil ich die Sklaverei gelernt, darum verstehe ich die Freiheit mehr als Ihr... !»

Ähnlich wie Börne mögen viele der jungen deutsch-jüdischen Intellektuellen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts empfunden haben, doch wahrscheinlich am wenigsten und wenn, nur unterbewusst, Karl Marx, der «Vater des Sozialismus», der sich – wie Hans Lamm in seiner scharfsinnigen Studie² nachgewiesen hat, «subjektiv in so geringem (praktisch keinem) Mass an die Ahnengemeinschaft gebunden fühlte»; am meisten dagegen Moses Hess, der 1812 in Bonn geborene Philosoph, der den modernen, humanen Sozialismus auf ethischer Grundlage schuf, mit seinen Schülern Marx und Engels wegen deren rein materialistischer Auffassung brach und von diesen dafür als «alter Esel» verspottet wurde.

Doch verlassen wir die kleinen und grossen Propheten des Sozialismus und wenden wir uns denen zu, die im frühen 20. Jahrhundert als «Kommunisten» verketzert, ja, den erschrockenen Bürgern mindestens als «Wegbereiter des Bolschewismus», oft auch als «Teufel in Menschengestalt», als blutgierige Bestien und «von satanischer Zerstörungswut erfüllt» hingestellt wurden.

Was waren das für seltsame Menschen (falls es überhaupt noch Menschen waren) ... ?, so fragten sich die Spiesser, Christen wie auch Juden. Diese schrecklichen Roten, die aus so ordentlichen Verhältnissen stammten, riefen zum Kampf gegen ihre eigene Klasse, die Bourgeoisie, auf! Selbst beileibe keine Proletarier, setzten sie sich in Wort, Schrift und mitunter auch Tat für diese ein, sahen in der Revolution – ein in den Ohren ordnungsliebender, auf ihre Privilegien bedachter Besitzbürger entsetzlich klingendes Wort! – eine Notwendigkeit und schürten, zumindest durch herbe Kritik an den Besitzenden und Mächtigen sowie an den Verhältnissen, die zu der angeblich ungerechten Verteilung von Besitz und Macht geführt hatten, den Hass der Unterdrückten auf die Unterdrücker.

So etwa wurden (und werden zum Teil noch heute) zumal diejenigen geistigen Führer der deutschen Linken, die jüdischer Herkunft waren, dem mittelständischen Bürgertum präsentiert, und es gibt noch immer eine nicht unbeträchtliche Anzahl durchaus wohlmeinender und vernünftiger Leute, die den deutsch-jüdischen «Kommunisten und Kommunistenfreunden» ei-

¹ Hans Lamm, «Karl Marx und die Juden», München 1969.

nen grossen Teil der Schuld geben, sowohl an dem Schicksal, das nach 1933 die ganze jüdische Gemeinschaft in Deutschland und darüber hinaus in beinahe ganz Europa traf, als auch am späteren Vordringen und an gewissen Exzessen des Kommunismus.

Demgegenüber wollen wir die Hypothese aufstellen und auf ihre Richtigkeit prüfen, dass es gerade die deutschen Führer der Linken jüdischer Herkunft gewesen sind, die dem Kommunismus kritisch gegenüberstanden, soweit er totalitäre, inhumane und undemokratische Züge entwickelte, und die, hätte man sie nicht erschlagen oder vertrieben, imstande gewesen wären, einem freiheitlichen, menschenfreundlichen und pazifistischen Sozialismus zum Siege zu verhelfen.

Hier muss an erster Stelle Rosa Luxemburg genannt werden, Tochter eines polnisch-jüdischen Kaufmanns, der in Deutschland die Schule besucht hatte und zu jener kultivierten bürgerlichen Oberschicht gehörte, die für die deutsche Romantik schwärmte und ihre Kinder auf deutsche Gymnasien und Universitäten schickte, nicht zuletzt im Bewusstsein der Herkunft ihrer Vorfahren aus dem Westen des Reiches, im Falle der Familie Luxemburg natürlich aus jener gleichnamigen Stadt, die im 13. Jahrhundert ihre jüdischen Bürger vertrieben hatte.

Friedrich Heer, Österreicher und Katholik, hat in seinem Werk, «Gottes erste Liebe», eindrucksvoll beschrieben, wie 1917/18 die jüdische kommunistische Intelligenz, insbesondere Leo Trotzki, alle Hoffnung auf Deutschland setzte; wie sie erwartete, «dass die deutsche Arbeiterschaft sich erheben und die Führung der Weltrevolution übernehmen» würde. «Deutschland besitzt einige hochbefähigte jüdische Kommunisten, die für dieses Werk in Betracht kommen», fährt Heer fort, «allen voran Karl Liebknecht? und Rosa Luxemburg... Die kleingewachsene polnische Jüdin Rosa Luxemburg schrieb im Gefängnis Briefe, die zu den bedeutendsten Dokumenten eines politischen Humanismus in dieser Epoche gehören. Diese «kleine Jüdin» wagte es 1917 als erste, sich gegen Lenin zu stellen: Ihre Kritik der Anfänge und Frühformen des leninistischen Bolschewismus enthüllte bereits das ganze künftige Drama des Ertrinkens der Revolution in Terror und Mord, der Tötung der roten Hoffnung...»

Soweit ein keinerlei Sympathien für den Bolschewismus verdächtiger mi-

¹ Karl Liebknecht war zwar mit einer Jüdin verheiratet, selbst aber nicht, wie Heer und auch andere Autoren annehmen, jüdischer Herkunft.

litanter Katholik nichtjüdischer Herkunft, der lediglich der Mehrzahl der jüdischen Kommunisten und insbesondere der «roten Rosa» Gerechtigkeit widerfahren lassen will.

Die von Friedrich Heer so lobend erwähnten Briefe Rosa Luxemburgs aus dem Gefängnis lösten, wie ihr Biograph Peter Nettel vermerkt, sehr verschiedenartige Reaktionen aus. «Typisch für die konzessionslose Feindseligkeit und Verständnislosigkeit bürgerlicher Zuschauer der Nachkriegswirren war ein Brief aus Innsbruck – Bollwerk der katholischen Reaktion und Gegenpol des «roten» Wien – an «Die Fackel, eine literarischpolitische Zeitschrift, die damals intellektuelle Sympathie für linksrevolutionäre Ziele bekundete. Die anonyme Briefschreiberin, die nach eigener Angabe auf einem grossen ungarischen Gut aufgewachsen war, nahm Anstoss an Rosa Luxemburgs mitleidiger Schilderung der Misshandlung erbeuteter Büffel in Deutschland während des Krieges. Der Brief an Sonja Liebknecht, in dem diese Schilderung enthalten ist», war in der «Fackel» abgedruckt worden. Die Briefschreiberin erklärte, dass Büffel stumpfe, kaum eines Gefühls fähige Tiere seien und von jeher als Zugvieh für schwere Lasten verwendet würden. «Die Luxemburg hätte gewiss gerne, wenn es ihr möglich gewesen wäre, den Büffeln Revolution gepredigt und ihnen eine Büffelrepublik gegründet... Es gibt eben viele hysterische Frauen, die sich gern in alles hineinmischen und immer Einen gegen den Anderen hetzen möchten; sie werden, wenn sie Geist und guten Stil haben, von der Menge willig gehört und stiften viel Unheil in der Welt, so dass man nicht zu sehr erstaunt zu sein braucht, wenn eine solche, die so oft Gewalt gepredigt hat, auch ein gewaltsames Ende nimmt»...»

Karl Kraus, der Herausgeber der «Fackel», jüdischer Herkunft und voller Sympathie für die revolutionäre Linke, soweit sie humanitäre Ziele verfolgte und nicht in Terrorismus entartet war, aber beileibe kein Marxist, antwortete der Briefschreiberin mit einer glühenden Sympathieerklärung für Rosa Luxemburg und ihre Art des Kommunismus, und er erwies sich dabei, selbst in hellster Empörung, als der grosse Meister der deutschen Sprache, der er war.

«Der Kommunismus ... – der Teufel hole seine Praxis», begann sein leidenschaftliches, *Credo* überschriebenes Bekenntnis, «aber Gott erhalte ihn

⁴ Vgl. Rosa Luxemburg, «Briefe aus dem Gefängnis», 5. Aufl., Berlin 1961, S. 57-59. Die Briefstelle ist wiedergegeben im Dokumenten-Anhang.

uns als konstante Drohung über den Häuption jener, so da Güter besitzen und alle anderen zu deren Bewahrung und mit dem Trost, dass das Leben der Güter höchstes nicht sei, an die Fronten des Hungers und der vaterländischen Ehre treiben möchten. Gott erhalte ihn uns, damit dieses Gesindel, das schon nicht mehr ein und aus weiss vor Frechheit, nicht noch frecher werde, damit die Gesellschaft der ausschliesslich Genussberechtigten... wenigstens doch auch mit einem Alpdruck zu Bett gehe! Damit ihnen wenigstens die Lust vergehe, ihren Opfern Moral zu predigen, und der Humor, über sie Witze zu machen!»

Es wäre verfehlt, in Rosa Luxemburg nur eine mitfühlende Frau zu sehen, die sich empörte über die Quälerei einer Kreatur, gleich ob Mensch oder Tier. Sie war auch eine brillante Theoretikerin des Sozialismus, verfügte über eine ausserordentliche Intelligenz und wusste eine scharfe Klinge zu führen.

Sosehr sie selbst das Blutvergiessen und den Terror missbilligte, die Mittel verurteilte, mit denen die Bolschewiki die einmal errungene Macht verteidigten, und dies auch Lenin gegenüber aussprach, so wenig liess sie Kritik daran von seiten derer zu, die selbst einst mit Strömen von Blut an die Macht gelangt waren und sie stets mit grausamsten Mitteln verteidigt hatten. «Die Reventlow, Friedberg, Erzberger, die ohne mit der Wimper zu zucken Millionen deutscher Männer und Jünglinge zur Schlachtbank getrieben – um Longwy und Brie, um neuer Kolonien willen, die Scheidemann-Ebert, die vier Jahre lang für den grössten Aderlass, den die Menschheit erlebt, alle Mittel bewilligten – sie schreien jetzt im heiseren Chor über den «Terror», über die angebliche Schreckensherrschaft^ die von der Diktatur des Proletariats drohe! Die Herrschaften mögen in ihrer eigenen Geschichte nachblättern...»

Und sie goss Hohn und Spott über die Gerüchtemacher:

«Klirrt irgendwo eine Fensterscheibe, platzt an der Ecke ein Pneumatik mit lautem Knall, gleich schaut sich der Philister mit gesträubten Haaren und einer Gänsehaut auf dem Rücken um: Aha, sicher «kommen die Spartakusleute»! ... Verschiedene Personen haben sich an Liebknecht mit der rührenden Bitte gewandt, ihre Gatten, Neffen oder Tanten von dem beabsichtigten bethlehemitischen Kindermord, den die Spartakusse planen, ausnehmen zu wollen. So geschehen wahr und wahrhaftig im ersten Jahr und Monat der glorreichen deutschen Revolution!

... Hinter allen diesen schwirrenden Gerüchten, lächerlichen Phantasien,

wahnwitzigen Räubergeschichten und schamlosen Lügen steckt ein sehr ernster Vorgang: es liegt System darin... Die Gerüchte werden zielbewusst fabriziert und ins Publikum lanciert, ... um eine Pogromatmosphäre zu schaffen... Gegen Morde, Putsche und ähnlichen Blödsinn schreit man, und den Sozialismus meint man...»

Rosa Luxemburg wurde, zusammen mit Karl Liebknecht, am 15. Januar 1919 in Berlin von Angehörigen der exklusiven Gardekavalleriedivision ermordet, «im Dienst an Deutschland», wie der Initiator des Anschlags, Major a. D. Pabst, noch heute behauptet. «Rosa Luxemburg gehört uns», erklärte zu ihrem 80. Geburtstag die Sozialistische Einheitspartei der DDR. «Rosa Luxemburg gehört zu uns», so liess die Sozialdemokratische Partei der Bundesrepublik zu ihrem 40. Todestag wissen. Beide beanspruchen sie Rosa Luxemburg im Namen der Humanitas, gestützt auf einen Satz, den die grosse Kämpferin für einen humanen Sozialismus einst ausgesprochen hat: «Eine Welt muss gestürzt werden. Aber jede Träne, die geflossen ist, ist eine Anklage ...»

»Andere wieder begeistern sich an ihrer Theorie von der revolutionären Spontaneität der Massen«, schrieb Manfred Grunert zu Rosa Luxemburgs 100. Geburtstag in der Münchener «Abendzeitung». «Die einen fasziniert die Tragik der Politikerin, in der sie eine gescheiterte Moralistin sehen. Andere erblicken in ihr einen Kronzeugen linksliberaler Gesinnung, den Satz zitierend: «Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden.» Eine Gestalt wie Rosa Luxemburg aber lässt sich nicht in ein wie auch immer etikettiertes Schublädchen stecken. Sie gehörte der Partei der Arbeiterklasse, deren Sache sie bewusst ihr Leben verschrieben hatte – ohne dass dadurch der andere, der «private» Mensch in ihr verkümmert wäre. Im Gegenteil. »

In einem Brief (vom 2. Mai 1917) an Sonja Liebknecht gibt sie von sich selbst die unübertreffbare Selbstcharakteristik: «Ich habe manchmal das Gefühl, ich bin kein richtiger Mensch, sondern auch irgendein Vogel oder ein anderes Tier in Menschengestalt. Sie wissen, ich werde trotzdem hoffentlich auf dem Posten sterben: in einer Strassenschlacht oder im Zuchthaus. Aber mein Innerstes Ich gehört mehr meinen Kohlmeisen als den «Genossen». Und nicht etwa, weil ich in der Natur, wie so viele innerlich bankrotte Politiker, ein Refugium, ein Ausruhen finde. Im Gegenteil. Ich finde auch in der Natur auf Schritt und Tritt so viel Grausames, dass ich sehr leide... »

Rosa Luxemburg war sicherlich die grösste, aber beileibe nicht die einzige von Humanismus erfüllte Persönlichkeit unter den verteufelten jüdischen Theoretikern, Führern und Publizisten der deutschen Linken.

Gustav Landauer, der Gelehrte, der Dichter, der Schriftsteller, der eines der schönsten Bücher über Shakespeare verfasst hatte, war ein weiteres Mitglied dieser Gruppe von bedeutenden Menschen, auf die sich der Hass der Mächtigen und Besitzenden konzentrierte, vielleicht gerade weil sie nicht nur «Klassenverräter», aus dem Bürgertum hervorgegangene Führer des erwachenden Proletariats waren, sondern auch wegen ihrer Anständigkeit, ihrer Abneigung gegen jede Art von Brutalität, ihrer Menschlichkeit, mit der sie ihre Verleumder Lügen strafte.

«Landauer verteidigt 1916 die nach dem Westen strömenden Ostjuden, die von den eingessenen deutschen Juden mit Angst, Bestürzung und Abwehr empfangen werden...», schreibt Friedrich Heer über ihn. «Der Internationalist Gustav Landauer sieht in seinen Visionen ein verjüngtes Deutschland, eine verjüngte Judenschaft – durch die Begegnung von Ost- und Westjuden –, eine erneuerte Menschheit.

«Schmutziger Bolschewik! Macht ein Ende mit ihm!» Soldaten schiessen ihn an, schlagen ihn nieder. Blutüberströmt sagt er ihnen: «Ich habe euch nicht betrogen. Ihr wisst selbst nicht, wie furchtbar ihr betrogen worden seid.» Ein Freiherr von Gagern schlägt ihn endgültig nieder. Gustav Landauer, der Apostel der wiedergeborenen Menschheit, hat die Fragen des Judentums tiefer durchdacht als viele vor ihm. Er beeinflusst stark seinen Freund, der seine Schriften sammelt: Martin Buber. Martin Buber ist der Zeuge für die reine Menschlichkeit des Blutzugens Gustav Landauer, des jüdischen Bolschewiken...»

Warum musste auch Landauer sterben? Er hatte sich der ersten bayerischen Revolutionsregierung des deutsch-jüdischen Arbeiterführers und glühenden Idealisten Kurt Eisner zur Verfügung gestellt, war für kurze Zeit Kultusminister der Räteregierung gewesen. Erst nach Eisners Ermordung kam es zu jenen Geislerschiessungen in München, die von allen anständigen Sozialisten als feiges und sinnloses Blutvergiessen verurteilt worden sind. Weder hätte Eisner eine solche Rache gebilligt noch war Gustav Landauer, der Gelehrte, Schöngest und Humanist, auch nur indirekt daran beteiligt gewesen...

«Eines Morgens wachten die Münchner Bürger auf und entdeckten zu ihrem Erstaunen, dass sie in einer Räterepublik waren, noch dazu in einer,

gegründet von «Schlawinern», von landfremden Elementen» (wie heute jeder Bauer jeden Mann nennt, der da geboren ist, wohin er nicht mehr spuken kann) – da sassen sie hinter Masskrügen und staunten in die Welt. Es war eine bittere Zeit. Wenn man die Leute heute fragt, was sie eigentlich damals auszustehen gehabt hatten, dann sagen sie alle dasselbe: nämlich im Grunde gar nichts. Die Münchner Räterepublik hat im ganzen vierzehn Menschen das Leben gekostet – es waren das jene zehn Geiseln im Luitpoldgymnasium (ein Mord, für den es mancherlei Erklärungen, aber keine Entschuldigung gibt) dazu kommen, wenn man sehr gewissenhaft rechnet, noch vier Menschenleben, die auf das gleiche Konto zu setzen sind. Soweit diese Revolutionäre.

Als man die Münchner Spiesser von aussen her befreit hatte, zogen die «siegreichen» Truppen in die bayerische Residenz ein – und zur gleichen Zeit büssten einhundertvierundachtzig Menschen der Gegenseite ihr Leben auf die mannigfaltigste Weise ein: durch ein willkürlich gehandhabtes Standrecht, durch viehische Ermordungen (Landauer wurde von den Uniformierten erschlagen, wie man keinen Hund erschlägt; die Leiche wurde gefleddert) – Rache! Rache!

Die Haupttrache genoss man kalt. Die «Schlawiner» wurden vor Volksgerichte gestellt, es waren Ausnahmegerichte – und die Räteregierung Münchens büsste ihr Verbrechen mit 519 Jahren 9 Monaten Freiheitsstrafen; ein Todesurteil wurde gefällt (Levine); drei Führer wurden von den Soldaten ermordet. (Die Anhänger der Kapp-Regierung befinden sich sämtlich in Freiheit.) ...»

Der Mann, der 1921 diese Schilderung des Münchener Geschehens gab und sich dann scharf gegen jene «Demokraten» wandte, die noch ein Mittelchen fanden, die nun wehrlosen Verurteilten zu quälen, indem sie auf dem Verordnungswege die milde Festungshaft in verschärften Kerker und Zwangsarbeit verwandelten, war Kurt Tucholsky.

Auch er, der Bürgersohn und promovierte Jurist, gehörte zu jenen Intellektuellen jüdischer Herkunft, deren Gerechtigkeitsinn sich empörte angesichts des schreienden Unrechts, der unmenschlichen Brutalität und des Verrats an den Idealen, auch der Selbstgefälligkeit, mit der die Sieger über die Revolution sich die Hände rieben und die kurz unterbrochenen Geschäfte Wiederaufnahmen.

«... Ludendorff kann zufrieden sein», hatte er schon 1919 geschrieben. «Die

Revolution. Man spricht ungern von ihr. Und wenn, mit unverhohlener Verachtung. Sie ist selber daran schuld – denn sie ist keinem ernstlich zu Leibe gegangen. Kämen ihre Gegner heute ans Ruder: wir erlebten in Deutschland eine Menschenschlächtereier... Der Hass der besitzenden Schichten gegen den Arbeiter ist ins Grenzenlose, ins Erschreckende gewachsen...»

Sie hassten auch ihn, ihren Mit-Bürger, nannten ihn einen «Salon-Bolschewisten» und hätten ihn 1933 gewiss genauso brutal erschlagen wie zuvor Rosa Luxemburg oder Gustav Landauer, wäre er noch in Deutschland gewesen, und wiederum mit dem Ruf: «Schmutziger Bolschewik! Saujud! Macht ein Ende mit ihm!»

War Kurt Tucholsky ein Kommunist?

«Trotz aller durch die Umstände bedingten Sympathien für den Kommunismus», bemerkt dazu sein Biograph Klaus-Peter Schulz, «ist Tucholsky niemals Kommunist gewesen, nicht einmal dem innersten Bekenntnis nach. Die Kommunisten selbst wussten das am besten... Der «Schnipsel» Peter Panter über die KPD: «Schade, dass Sie nicht in der Partei sind – dann könnte man Sie jetzt ausschliessen», könnte durchaus in etwas veränderter Form ein Kulissengeflüster wiedergeben, das Tucholsky in den Reihen der KPD über seine eigene Person vernommen hat... An der «grandiosen Tatsache der Sowjetunion» hat er schon im Jahre 1928 den dreisten Opportunismus zu bemängeln, mit der eine sowjetamtliche Darstellung über «Die ersten Tage der Roten Armee» den Namen Trozki einfach unterschlägt...» – «... eines weiss ich», hatte der Unbestechliche geschrieben, «dass es ein Zeichen von tiefster Schwäche, von Angst und von Mamelukenhaftigkeit ist, des Mannes nicht zu gedenken, der soviel für Russland getan hat. Wenn der ganze «Wochenbericht auf solch unvollständigen Angaben, auf so verfälschten Berichten aufgebaut ist, dann taugt er nicht. Und verdient keinerlei Glauben.»

Tucholsky hat die materialistische Geschichtsauffassung gelegentlich selbst angewandt, sicherlich auch viel aus ihr gelernt. Aber er hat dabei sein kritisches Denken nicht aufgegeben, hätte nie ein Dogma daraus gemacht. «Es ist die Aufgabe des historischen Materialismus, zu zeigen, wie alles kommen muss», hat er einmal in seinen «Schnipseln» vermerkt, doch mit dem ironischen Zusatz: « – und wenn es dann nicht so kommt, zu zeigen, warum es nicht so kommen konnte.»

Und am deutlichsten hat sich Kurt Tucholsky Anfang 1931 geäußert, nur zunächst verblüffenderweise in einer äusserst scharfen Polemik gegen eine päpstliche Enzyklika, worin vom Heiligen Sakrament der Ehe die Rede war und die Abtreibung verdammt wurde.

«Ich wünschte, die Töchter der Arbeiter wären frei und könnten sich Blumen ins Haar winden, frei von Kirche und wirtschaftlicher Sklaverei. Frei auch von kommunistischer Theologie, die drauf und dran ist, den Sinn ihrer Anhänger erst so zu erweitern und dann so zu verengen, wie es die katholische mit ihren Leuten schon getan hat...»

Ein jüdischer Katholikenfresser, so mag man in Paderborn und Fulda gedacht haben und denkt vielleicht noch heute so, wenn man Kurt Tucholskys erst Anfang 1970 erstmals veröffentlichte «Briefe an eine Katholikin» nicht kennt. Dass er auch mit nicht-katholischen Spiessern, und dies ebenfalls niemals des Glaubens wegen, scharf ins Gericht ging, zeigt sein in einem dieser Briefe enthaltenes Urteil über jenen Teil des deutschjüdischen Bürgertums, den er verlassen hatte: «... Hätten die deutschen Nationalisten nicht diese fast tierische Stalldumfheit von pommerschen Bereibern aus dem vorigen Jahrhundert: sie hätten längst auf die allerdings zugkräftige Volksparole «Haut die Juden!» verzichtet – und drei Viertel der deutschen Juden sässen heute da, wo sie klassenmässig hingehören: bei der Deutschen Volkspartei. Sie tun es nicht, weil sie der Antisemitismus abtösst. Sie tun es zum Teil doch, weil ihnen ihr Bankkonto lieber ist als eine Religion, von der sie nur noch das Weihnachtsfest und die frankfurter Zeitung» halten... Diese Leute sollen dem deutschen Volk das rituelle Schächtmesser in den Rücken gestossen haben? Dazu sind sie viel zu feige. Nie täten sie das!»

Ein jüdischer Antisemit, werden vielleicht einige deutsche Juden meinen und etwas von «Selbsthass» murmeln. Aber auch das trifft keineswegs zu. Der Herr Wendriner, den Tucholsky karikierte, war ein grossstädtischer Spiesser. Diese feigen, ressentimentgeladenen und neue Ressentiments erzeugenden Spiesser, gleich ob sie sich Christen oder Juden nannten, nur die meinte er...

Die rechten Sozialdemokraten nannten Tucholsky einen «Salon-Bolschewisten», dessen «zersetzende Kritik» ihre Republik samt dem aus der kaiserlichen Mottenkiste hervorgeholten Feldmarschall-Reichspräsidenten unterhöhle – als ob diese Republik noch zu retten gewesen wäre durch Unterlassung jeder Kritik!

Die linientreuen Anhänger der KPD wussten mit dem grossen Freund der Arbeiterklasse wie sie Tucholsky, wenn sie ihn gerade vor ihren Karren spannen zu können meinten, etwas verlegen nannten, auch nichts anzufangen. Ihn des Trotzismus zu verdächtigen, wäre zu absurd gewesen...

«Ein kleiner dicker Berliner wollte mit der Schreibmaschine eine Katastrophe aufhalten», so hat es einmal Erich Kästner mit leisem, liebevollem Spott umschrieben.

«Er hat oft über dieses Problem nachgedacht», meint Fritz J. Raddatz in seiner Bild-Biographie Tucholskys. «Wenn wir versuchen wollen, die verwirrend vielen Tucholskys auseinanderzuzwirnen und den Journalisten, den Polemiker für Tag und Stunde betrachten, wird eines deutlich: Mehr und mehr verzichtet er auf Scherz, Satire, Ironie – und entscheidet sich für die tiefere Bedeutung. Gewiss, seine schriftstellerischen Arbeiten, seine Feuilletons bleiben die des Satirikers, des lachenden Spötters. Aber sein Kampf für die Reinhaltung der politischen Bühne, für den letzten Rest an Anstand in dieser zerbröckelnden Republik wird sehr direkt geführt. Längst sieht er, wohin der Kurs steuert. Die Verquickung des Geisteslebens, die Herren Nagel oder Soergel oder Herr Stauff gar, der einen antisemitischen Semi-Kürschner herausgab mit Statistiken der Juden sowie ihrer Gaunersprache, Trugnamen und Geheimbünde etc.» – es sind nicht mehr die wichtigsten Feinde. Die Generalanzeigerpresse, «mit bezahlter Vorderseite» – das alles wird zwar «besorgt, doch nicht mehr. Hauptfeind Nr. 1 ist die deutsche Justiz. Immer und immer wieder hämmert Tucholsky seinen Lesern ein: Diese Richter sprechen doppeltes Recht, diese Richter beugen das Recht, versagen als soziales Instrument, als Kaste, als Menschen. In seinem Gedicht «Deutsche Richter 1940», in der AIZ zu einer Fotografie von Studenten bei der Mensur geschrieben, heisst es: «Dies werden eure Richter 1940 sein.» Es war fürchterlich wahr.»

Nein, sie waren keineswegs alle Kurt Tucholskys oder Rosa Luxemburgs, die deutsch-jüdischen Bürger, so wie sie auch beileibe nicht alle Universitätsprofessoren oder gar Nobelpreisträger oder auch nur sehr intelligent waren. Doch, wie diese und jene, wurden sie samt und sonders geächtet, vertrieben oder grausam ermordet. Die wenigen von ihnen, die so dachten und handelten wie Kurt Tucholsky oder Rosa Luxemburg oder auch Gustav Lan-

dauer, waren nur eine kleine verfemte Minderheit innerhalb einer nur wenig grösseren, sich den übrigen deutschen Bürgern konform verhaltenden, aber nicht minder verfemten Minorität. Trotzdem durften, wenn wir den Versuch unternehmen, die schwersten Verluste zu ermitteln, die die nationalsozialistische Judenverfolgung Deutschland zugefügt hat, diese wenigen nicht fehlen.

Neuntes Kapitel

Träumereien an antisemitischen Kaminen

Es steht nach dem bisherigen Stand unserer Untersuchung ausser Zweifel, dass die Judenverfolgung für Deutschland und das deutsche Volk eine ganze Reihe sehr beachtlicher Nachteile gebracht hat. Wie aber steht es mit dem Nutzen, der sich daneben ja auch noch ergeben haben könnte?

Die Frage mag frivol erscheinen, zumal wenn wir uns der Hekatomben von Blut und Tränen erinnern, die geflossen sind, erst recht der unzähligen grauerregenden, selbst eines letzten Funkens von Menschlichkeit entbehrenden Einzelheiten jenes Geschehens, das den Untergang der Juden im deutschen Machtbereich bewirkt hat. Indessen ist diese Untersuchung ja gerade mit dem Vorsatz begonnen worden, dass wir uns davon den Blick nicht trüben lassen wollen. Und so muss denn auch die Frage gestattet sein, ob sich aus der Vernichtung des mit der deutschen Kultur verbundenen Judentums nicht auch, ausser den ermittelten Nachteilen, irgendwelche Vorteile ergeben haben.

Dabei denken wir nicht an den privaten Nutzen aller jener, die von der Judenverfolgung individuell profitiert haben, sei es passiv, weil ihre Konkurrenz ausgeschaltet wurde, sei es aktiv, etwa durch Übernahme jüdischen Besitzes zu Schleuderpreisen oder auch durch Raub, Plünderung und Leichenfledderei.

Wir denken auch nicht an ein für die überlebenden Juden – soweit sie Zionisten waren – positives Ergebnis der Judenverfolgung in Europa, nämlich die davon entscheidend beeinflusste, sehr beschleunigte und durch die Kraft der Verzweiflung gestärkte Staatwerdung Israels.

Nein, was wir vielmehr prüfen wollen, ist die sich ja eigentlich geradezu aufdrängende, jedoch infolge der Tabuierung des Problems, zumindest in der Bundesrepublik, als unziemlich oder gar gefährlich empfundene Frage, ob die Tatsache, dass Deutschland heute nahezu «judenrein» ist, nun wenigstens die Erfüllung aller jener Hoffnungen gebracht hat, die die Antisemiten selbst an die Erreichung ihres Ziels knüpften... !

Die Antwort, die es zu finden gilt, erfordert eine gründliche Untersuchung, wird uns das Resultat doch zugleich den Prüfstein liefern für den Wert oder Unwert einer Vielzahl von Thesen, Theorien oder auch blossen

Vorurteilen, mit deren Hilfe die Judenverfolgung zu begründen versucht wurde und nicht selten auch heute noch «begreiflich» gemacht zu werden pflegt.

Einige dieser Thesen muten auf den ersten Blick recht harmlos an, mitunter auch plausibel; andere wirken, zumal im Lichte der inzwischen gemachten Erfahrungen, ein wenig bizarr, ja teilweise grotesk, weshalb es ratlosam schien, sie durch wörtliche Zitate aus den Schriften führender Antisemiten und einst anerkannter Autoritäten auf dem Gebiet der «Rassenkunde» zu belegen. Und wenn mancherlei davon uns so phantastisch und von krausem Aberglauben erfüllt dünkt, als stamme es aus dem mittelalterlichen «Hexenhammer», so sei daran erinnert, dass noch keine drei Jahrzehnte vergangen sind, seit diese Thesen zuletzt von Ministern, Professoren und einflussreichen Publizisten aufgestellt, mit obrigkeitlichem Segen verkündet und an deutschen Schulen gelehrt wurden...

Ein Hauptvorwurf, der speziell in Deutschland gegen die Juden erhoben wurde, betraf ihre angebliche Beherrschung des Handels. Adolf Hitler hat in seinem zweibändigen Werk, «Mein Kampf», ausführlich beschrieben, wie es – seiner Ansicht nach – dazu gekommen wäre:

«Mit dem Entstehen der ersten festen Siedlungen ist der Jude plötzlich «da». Er kommt als Händler... Allmählich beginnt er sich langsam in der Wirtschaft zu betätigen, nicht als Produzent, sondern ausschliesslich als Zwischenglied. In seiner tausendjährigen händlerischen Gewandtheit ist er den noch unbeholfenen, besonders aber grenzenlos ehrlichen Ariern weit überlegen, so dass schon in kurzer Zeit der Handel sein Monopol zu werden droht...»

Otto Kernhold, Verfasser des antisemitischen Werkes «Vom Ghetto zur Macht», unterscheidet darin zwischen «deutscher Werterzeugung» und «jüdischer Wertvermittlung». Da der Jude «im Allgemeinen der Schöpferkraft entbehrt», ausserdem «Abneigung gegen die mit körperlicher Mühsal verbundene Werterzeugung» zu haben scheine, finde man ihn «fast ausschliesslich dem Handel ergeben», was für den Verfasser gleichbedeutend ist mit einem «schmarotzenden Dasein im Körper eines hart arbeitenden Volkes».

Theodor Fritsch, Herausgeber des (im «Dritten Reich» als «Leitfaden für den rassenkundlichen Unterricht empfohlenen) «Handbuchs der Judenfrage», das bereits 1933 in 32. Auflage das 104. Tausend erreicht hatte, lieferte alsdann die «Beweise» für das jüdische Monopol im deutschen Handel,

und zwar mit einer «jüdischen Statistik für unbelehrbare Deutsche».

Danach sollten (1925) im Lande Preussen 49,7 Prozent der Einwohner jüdischen Glaubens im Bereich von «Handel und Verkehr» erwerbstätig gewesen sein, was auch die Tätigkeit im Gaststättengewerbe sowie im Bank- und Versicherungswesen einschloss.

«Was ergibt sich daraus? Dass die Juden herrschen im Handel mit 49,7 Prozent...!» So wenigstens lautet der in Syntax und Logik gleichermaßen falsche Schluss, den das «Handbuch der Judenfrage» aus einer Angabe zieht, die sich allenfalls auf die Berufsstruktur der Juden in Preussen, jedoch beileibe nicht auf den Anteil der jüdischen Erwerbstätigen am deutschen Handel bezog. (Die in Handel und Verkehr, Gaststättengewerbe, Bank- und Versicherungswesen tätigen Juden Preussens machten 1925 nur 0,52 Prozent der Gesamtbevölkerung und etwas über drei Prozent aller im Handel und Verkehr Erwerbstätigen des Landes aus! Die relativ erheblich stärkere Beteiligung der Juden an «Handel und Verkehr» erklärt sich auf einfachste Weise, nämlich aus der Tatsache, dass sie überwiegend in den Grossstädten des Landes, vor allem in Berlin, ansässig waren und dem bürgerlichen Mittelstand angehörten. Bei einem Vergleich, der diese Tatsachen berücksichtigt, wäre die prozentuale Beteiligung der Juden am Handel kaum höher gewesen als die der Nichtjuden. Man findet nun einmal unter Grossstädtern nur wenige Landwirte, unter Angehörigen einer bürgerlichen Schicht mehr Kaufleute als Handarbeiter, ganz abgesehen von den historischen Voraussetzungen, die bei den deutschen Juden jahrhundertelange, sehr weitgehende Beschränkungen in der Berufswahl bewirkt hatten.)

Doch unterstellen wir einmal, Hitler und auch Fritschs «Handbuch der Judenfrage» hätten recht gehabt und die Juden wären tatsächlich im Besitz einer Monopolstellung im deutschen Handel gewesen; unterstellen wir weiter, was die antisemitischen Behauptungen zu implizieren scheinen, nämlich dass der Handel etwas Ungesundes, weitgehend Unerwünschtes sei und dass durch die Ausschaltung und Vertreibung der Juden eine Rückführung händlerischer Tätigkeit auf ein erheblich geringeres Mass herbeigeführt werden könnte und müsste.

Wie vertragen sich solche auf den antisemitischen Thesen der zwanziger Jahre beruhenden Vermutungen mit der Wirklichkeit im nahezu «judenreinen» Deutschland der siebziger Jahre?

Nun, der deutsche Handel hat, seit die Juden daran kaum noch einen Anteil haben, keineswegs abgenommen, vielmehr eine enorme Zunahme erfahren. Die Bundesrepublik, die allein ein weit grösseres Handelsvolumen hat als das Deutsche Reich vor 1933, gehört heute zu den führenden Handelsmächten der Welt, ja, sie nimmt sogar, wenn man im internationalen Vergleich den Umfang des Handels in Relation zur Bevölkerungszahl setzt, den ersten Platz ein (und innerhalb des sozialistischen Lagers gilt ähnliches für die DDR, die in der Weltrangliste ebenfalls weit nach vorn aufgerückt ist)...

Die Vertreibung und Ausrottung der Juden hat also zweifellos nicht das bewirkt, was sich die Antisemiten, allen voran Adolf Hitler, gewünscht hatten: Deutschlands Abkehr vom Handel und die Besinnung auf «höhere Werte», insbesondere auf «Schwert und Pflug», «Blut und Boden», wobei der letzte auch «Scholle» genannt zu werden pflegte.

Es wäre nun der Einwand denkbar, dass sich der Antisemitismus nicht gegen den Handel schlechthin, sondern nur gegen gewisse, als spezifisch jüdisch angesehene Auswüchse des Handels gewandt habe, und tatsächlich finden sich Hinweise auf eine solche Differenzierung, beispielsweise in einem Aufsatz von Arno Franke, der im «Handbuch der Judenfrage» Aufnahme fand. Sein Titel, «Die Warenhäuser¹ lässt bereits erkennen, was als Missstand angesehen wurde, und es heisst dann auch im Text, dass die jüdischen Warenhäuser «eine ungeheure Gefahr für den deutschen Mittelstand geworden» seien, «jene wertvolle Schicht des deutschen Volkes, die in den sozialen Kämpfen der Gegenwart eine ausgleichende Rolle spielt und die noch jenes gesunde Wirtschaftsgebiet darstellt, auf dem es auch der intelligente und strebsame Mensch mit bescheidenem Vermögen, ja sogar der Mittellose noch zu wirtschaftlicher Selbständigkeit bringen kann». Und an anderer Stelle erläutert der Verfasser, worin er die Gefahr erblickt, die die Warenhäuser für den gewerblichen Mittelstand darstellen sollen: «Es kann keinem Beobachter entgehen, wie sich von einem neuerrichteten Warenhaus strahlenförmig die Vernichtung selbständiger Geschäftsexistenzen ausbreitet.»

Hier wird also klar unterschieden zwischen einer schädlichen Form des Handels, den Warenhäusern, von denen es heisst, dass sie sich «so gut wie ausschliesslich in Juden Händen» befänden, und den mittelständischen Ladengeschäften, die «ein gesundes Wirtschaftsgebiet» darstellten, dessen

«Ausdehnung über die Gesundheit und Stabilität eines Volkskörpers entscheidet, also bevölkerungspolitisch ausserordentlich wichtig» wäre.

Nun, die deutschen Warenhäuser waren tatsächlich zu einem sehr beträchtlichen Teil jüdische Gründungen, wenn sie sich auch keineswegs «so gut wie ausschliesslich in Juden Händen» befanden. So war beispielsweise der Karstadt-Konzern, auch heute noch das grösste deutsche Warenhausunternehmen, eine Gründung des (fälschlicherweise oft als Juden bezeichneten) Wismarer Kaufmanns Rudolf Karstadt, der 1881 in seiner Heimatstadt ein «Tuch-, Manufactur- und Confections-Geschäft» eröffnet hatte, das «nur in bar und zu festen, niedrigen Preisen» Einzelhandel betrieb. Filialgründungen, die nach und nach ganz Deutschland mit Karstadt-Warenhäusern überzogen, liessen bald einen mächtigen Konzern entstehen. 1920 vereinigte er sich mit dem (gleichfalls nicht jüdischen) 1885 in Münster gegründeten Warenhauskonzern Theodor Althoff, der selbst fünfzehn Filialen unterhielt; 1926 übernahm Karstadt auch die (jüdische) Firma M. I. Emden Söhne, Hamburg, mit neunzehn Filialen, darunter Oberpollinger in München; 1929 wurde der (jüdische) Warenhauskonzern Lindemann & Co in Berlin mit fünfzehn Filialen übernommen, und 1932 verfügte Karstadt über insgesamt 89 grosse Warenhäuser in allen Teilen des Reiches. Schliesslich war auch die – im Wettbewerb zu den (nicht jüdischen) Einheitspreisgeschäften der amerikanischen Firma F. W. Woolworth entstandene – Epa Einheitspreis-AG eine Karstadt-Gründung.

Schon dieses eine Beispiel zeigt, dass die «ungeheure Gefahr für den deutschen Mittelstand», wenn überhaupt, so jedenfalls weder zuerst noch gar ausschliesslich von jüdischen Unternehmen ausging. Zudem können die Warenhäuser für sich in Anspruch nehmen, dass sie durch ihr System der festen Preise dem früher üblichen Feilschen zwischen Kunden und Verkäufer ein Ende gemacht haben, und ihr Prinzip, «Grosser Umsatz, kleiner Nutzen», hat sich zum Vorteil der Allgemeinheit durchgesetzt.

Doch unterstellen wir trotzdem einmal, die antisemitische These von der Schädlichkeit, zumindest der jüdischen Waren-, Kauf- und Versandhäuser, wäre richtig gewesen, auch dass – was der Wahrheit wirklich nicht allzu fern ist – Karstadt, Althoff, Woolworth und Epa die (rühmlichen?) «arischen» Ausnahmen gebildet hätten, während die allermeisten grossen und kleinen Konkurrenzunternehmen des gewerblichen Mittelstandes in jüdischem Be-

sitz gewesen seien – angefangen von den Waren – hauskonzernen Hermann Tietz und Leonhard Tietz, der Berliner Firma Wertheim und dem KaDeWe (Kaufhaus des Westens), einer Gründung des Kommerzienrats Adolf Jandorf, bis zu den rund dreissig Warenhäusern von Salman Schocken mit Hauptsitz in Zwickau oder dem Köster-Defaka-Konzern des Jacob Michael, den dieser allerdings nicht selbst aufgebaut, sondern erst in den zwanziger Jahren an der Börse zusammengekauft hatte...

Wenn wir von dieser auf den antisemitischen Thesen der Vor-Hitler-Zeit beruhenden Annahme ausgehen, so hätte sich im «Dritten Reich» eine glänzende Gelegenheit geboten, die unermesslichen «volkswirtschaftlichen Schäden, die» – nach dem «Handbuch der Judenfrage» – «vom Warenhause ausgehen», binnen kürzester Zeit zu beheben, und heute, da es kaum noch Juden in Deutschland gibt, müssten die Waren-, Kauf- und Versandhäuser endgültig verschwunden sein, die kleinen Ladeninhaber triumphieren können.

Wir wissen natürlich, dass das Gegenteil eingetreten ist: Unter Bruch ihrer Versprechungen, mit denen sie sich die Sympathien des gewerblichen Mittelstandes errangen, machten die Nationalsozialisten, nachdem sie an der Macht waren, weder den Warenhäusern den Garaus noch verpachteten sie die Verkaufsflächen an kleine Gewerbetreibende¹.

Nur die jüdischen Unternehmer wurden gezwungen, ihre Betriebe zu verkaufen – meist weit unter dem wahren Preis und nicht selten an Branchenfremde mit guten Beziehungen zu den neuen Machthabern. Und heute, mehr als fünfundzwanzig Jahre nach dem Ende des «Dritten Reiches», ist die konsumfreudige Bundesrepublik reicher an mächtigen Waren-, Kauf- und Versandhaus-Konzernen denn je zuvor.

In der Liste der fünfzig grössten Unternehmen der Bundesrepublik finden wir gleich sieben Mammutkonzerne dieser Branche, gleichrangig neben den Giganten der Stahl-, Chemieoder Elektro-Industrie: Karstadt, Kaufhof, Hertie, Horten, Quelle und Neckermann sowie C. & A. Brenninkmeyer mit zusammen über zwanzig Milliarden Mark Jahresumsatz und rund 230'000 Beschäftigten...!

Vier dieser Konzerne waren vormals in jüdischem Besitz:

¹ Im Programm der NSDAP, das im vollen Wortlaut im Dokumenten-Anhang zu finden ist, heisst es unter Punkt 16: «Wir fordern die Schaffung eines gesunden Mittelstandes und seine Erhaltung, sofortige Kommunalisierung der Gross-Warenhäuser und ihre Vermietung zu billigen Preisen an kleine Gewerbetreibende ...»

Die Kaufhof AG (früher Leonhard Tietz) samt ihrer Tochterfirma Kaufhalle GmbH gehören heute mehrheitlich der Dresdner Bank und der Commerzbank; beide Grossbanken halten zudem die Aktienmehrheit der Rudolf Karstadt AG, zu der auch die Carl Peters- und die KEPA-Kaufhäuser gehören, und weitere dreissig Prozent der Karstadt-Aktien sind in den Händen der Erben von Georg und Fritz von Opel.

Hertie (früher Hermann Tietz) samt KaDeWe in Berlin, Alsterhaus in Hamburg und der Wertheim-Mehrheit wurde von Georg Karg, früher Einkäufer bei Jandorfs KaDeWe, im Jahre 1933, zunächst im Auftrage eines Bankenkonsortiums, «arisiert», später in eigenen Besitz übernommen und weiter ausgebaut. Der Hertie-Konzern, zu dem inzwischen auch die bilka-Gruppe gehört, ist noch heute Eigentum der Familie Karg.

Der vierte Kauf- und Warenhaus-Riese, der Horten-Konzern, wurde von dem einstigen Leonhard-Tietz-Lehrling und späteren Einkäufer Helmut Horten aufgebaut, der 1936, ebenfalls mit Bankenhilfe, das jüdische Kaufhaus Alsberg in Duisburg übernehmen konnte, zahlreiche weitere Kauf- und Warenhäuser erwarb und die meisten davon 1945 wieder verlor. 1948 fing Horten wieder an, zunächst mit einem Kaufhaus-Neubau in Duisburg. Einige Jahre später konnte er von Salman Schocken, der mit seinen Söhnen 1938 nach Palästina ausgewandert war, dessen Merkur-Kaufhäuser, an denen die Familie nach der Rückgabe nicht mehr interessiert war, günstig übernehmen. Achtzehn Monate später wurden Horten die Aktien des Köster-Defaka-Konzerns zum Kauf angeboten, und er erwarb sie zum etwa Sieben-einhalbfachen ihres Nennwerts. Köster-Defaka war bis dahin in jüdischem Besitz gewesen, aber im «Dritten Reich» der «Arisierung» entgangen, weil der Inhaber, Jacob Michael, bereits 1932 in die USA emigriert war und seine Aktien dort in eine amerikanische Gesellschaft eingebracht hatte...

Von den übrigen drei heutigen Grosskonzernen, C. & A. Brenninkmeyer, Quelle und Neckermann, sind die ersten beiden unverändert im Besitz ihrer (nicht jüdischen) Gründer, der Familie Brenninkmeyer und des Quelle-Versandkönigs Gustav Schickedanz. Die Versandhausfirma Neckermann hingegen geht auf die «Arisierung» des Versandhauses Carl Joel zurück.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der immer weiter fortschreitende Konzentrationsprozess im Einzelhandel, der vor knapp hundert Jahren begann, erhebliche Strukturveränderungen bewirkt und eine Vielzahl

von kleinen Gewerbetreibenden um ihre Selbständigkeit, mindestens aber in eine existenzbedrohende Wettbewerbslage gebracht hat, wobei wir es dahingestellt sein lassen können, ob dies dem Verbraucher zum Vorteil oder zum Nachteil gereicht; dass jedoch dieser Prozess durch den Übergang einiger grosser Waren- und Versandhauskonzerne aus jüdischem in nicht jüdischen Besitz keineswegs, wie von den Antisemiten erhofft, verlangsamt oder gar beendet wurde, ja, dass er sich vielmehr, gleich aus welchen Gründen, ohne nennenswerte jüdische Mitwirkung noch ganz erheblich verstärkt hat.

Ähnliches können wir bei der Reklame feststellen, von der früher behauptet wurde, sie sei eine «typisch jüdische» Erfindung. Die antisemitische Argumentation lautete, dass der jüdische Fabrikant oder Händler «durch tausend Schliche und Kniffe» den Käufer zu täuschen suche. «Deshalb», so folgerte das «Handbuch der Judenfrage», «kommt der Deutsche mit einer bescheidenen Werbung aus, während bei dem Juden die «Propaganda» die Hauptsache ist, für die er Unsummen ausgibt.»

Selbst wenn wir einmal unterstellen, dass vorwiegend jüdische Kaufleute die Reklame grossen Stils und Umfangs in Deutschland eingeführt hätten, was keineswegs der Fall war, so trifft eines jedenfalls nicht zu, nämlich dass die kommerzielle Werbung zurückgegangen wäre, seit es kaum noch Juden in der deutschen Wirtschaft gibt. Genau das Gegenteil ist eingetreten! Der Werbeaufwand hat enorm zugenommen: Von etwas mehr als einer Milliarde Mark im ganzen Deutschen Reich des Jahres 1925 stieg er auf rund 2,5 Milliarden Mark im Jahre 1955 und auf über 8 Milliarden Mark im Jahre 1965, allein in der Bundesrepublik, und heute dürfte er dort die 10-Milliarden-Mark-Grenze längst überschritten haben... !

Auch lässt sich wahrlich nicht behaupten, dass die Werbung seit dem Ausscheiden der Juden weniger aggressiv oder auch nur um eine Spur zimperlicher in den Methoden geworden wäre – im Gegenteil! Denn ein Element, das heute in der bundesdeutschen Reklame eine dominierende Rolle spielt, war zu der Zeit, als noch zahlreiche Unternehmen in jüdischem Besitz ihre angeblich so zügellose, vor nichts zurückschreckende Werbung betrieben, zwar nicht völlig unbekannt, jedoch nur in dezentesten Ansätzen bemerkbar: der Sex.

Und das führt uns zur Untersuchung eines Gebiets, auf dem der deutsche Antisemitismus geradezu Orgien gefeiert hat. In nahezu allen judenfeindli-

lichen Schriften nimmt die These von der «ungezügelter Geschlechtlichkeit», «völliger Schamlosigkeit» und die (»arische«) «Rasse verderbenden Geilheit der Juden» breiten Raum ein.

«Ein Volk, das keine Ehrfurcht mehr hat, ist wie ein gefallenes Weib: es hat *alles* verloren. Die Entseelung führt zwangsläufig auch zur körperlichen Auflösung», heisst es in «Judas Schuldbuch»², und der Verfasser meint: «Den geschilderten Weg hat Juda beim deutschen Volk mit Erfolg eingeschlagen. Es hat ihm seine eigene historische Sünde eingepflichtet, indem es ihm das *Schamgefühl* entzogen hat...»

«Wenn eine auf das Geschlechtliche gerichtete Anschauung bei uns deutschen, arisch gerichteten und geachteten Menschen nur als Zersetzung und Verfall gewertet werden kann», schrieb Herwig Härtner in seinem 1925 erschienenen Werk «Erotik und Rasse», «so ist sie bei dem Juden nur als der Ausdruck der ungleich stärkeren Rolle zu verstehen, die das Geschlechtliche in seinem Wesen einnimmt...» Und an anderer Stelle dieses Werkes heisst es: «Einer der wesentlichsten Züge der jüdischen Geschlechtlichkeit besteht darin, dass der Jude im Weibe zuerst das Geschlecht sieht», was den Verfasser dann zu der Frage bringt, «wieso die Juden gerade ihnen rassistisch entgegengesetzte Frauen, wie es die deutschen sind, so leicht unter ihren Einfluss zu bringen verstehen, wieso oft gerade abstossende, kulturlose Juden hübsche, gut deutsche Mädchen zu gewinnen wissen.» Er sieht die Antwort darin, dass die unerhörte Sinnlichkeit – «das sinnlich Glühende» – des Juden «in dem Weibe vor allem auch das Sinnliche erregen» könne, «wobei die fremde Rasse, ja vielleicht auch eine irgendwie an Tierisches gemahnende Hässlichkeit und Kulturlosigkeit eine teils erregende Wirkung erzielt, teils den Willen bannt wie der Blick einer Schlange das zu Tode erschrockene wehrlose Tier. Eine wichtige Rolle spielt dabei das rasche leidenschaftliche oder brutale Zugreifen... »

Otto Kernholt, Verfasser des 1923 erschienenen antisemitischen Werkes «Vom Ghetto zur Macht», kritisierte zunächst ganz allgemein «die Seelvergiftung unserer Jugend» durch die Juden, bezeichnete den Einfluss jüdischer Schriftsteller als «schlechthin verderblich und vielfach verwerflich», als «wahrhaft entsittlichend» und deshalb «unheilvoll». An anderer Stelle bedauert er dann «eine auffallende Tatsache, die gewiss mit der jüdischen

¹ «Judas Schuldbuch, Eine deutsche Abrechnung, von Wilhelm Meister, herausgegeben vom Deutschen Schutz- und Trutzbund, München, 1919.

Natur zusammenhängt», nämlich dass die jüdischen Mediziner «diejenigen Gebiete der Heilkunde besonders bevorzugen, die irgendwie mit geschlechtlichen Dingen Zusammenhängen. Weininger³ meint, «das unkeusche Anpacken jener Dinge, die der Arier im Grunde seiner Seele immer als Schickung empfindet, ist erst durch den Juden in die Naturwissenschaft gekommen»...

Im «Handbuch der Judenfrage» bemerkt M. Staemmler: «Der Jude hat nun einmal eine andere Sexualität als der Germane; er wird und kann ihn nicht verstehen. Und wenn er versucht, seine eigene Einstellung auf den Deutschen zu übertragen, so kann daraus nur eine Zerstörung der deutschen Seele entstehen. Ob der Jude sie will oder ob er sie unbewusst treibt, soll hier einmal ganz offen gelassen werden...»

Derselbe Verfasser meint dann allerdings, wenn ein jüdischer Sexualwissenschaftler sich erdreiste, zu erklären: «Ein natürlicher Geschlechtsverkehr der Jugend sei, wenn kein Zwang auf den andern ausgeübt wird, keine Sünde und nichts Unehrenhaftes», dass man sich nur wundern könnte, weshalb sich kein Vater fände, «der diesem jüdischen Jugendverderber mit der Reitpeitsche zeigt, wo der Weg für ihn ist».

Schliesslich hat sich auch Adolf Hitler eingehend mit der jüdischen Gefahr auf dem Gebiet der Sexualität beschäftigt. Er sah sie in zweierlei Hinsicht gegeben: In der «Rassenschande» und der sich daraus ergebenden «Bastardierung» sowie in der kulturellen «Zersetzung», die sich aus der «Entheiligung» des Geschlechtlichen «zwangsläufig» ergeben müsse.

Die «furchtbare Art, die ihr» – der Juden – «Verkehr mit den Angehörigen der anderen Völker annimmt», wird von Hitler in seinem Buch, «Mein Kampf», auf recht melodramatische Weise beschrieben:

«Der schwarzhäufige Judenjunge lauert stundenlang, satanische Freude in seinem Gesicht, auf das ahnungslose Mädchen, das er mit seinem Blute schändet und damit seinem, des Mädchens Volke raubt. Mit allen Mitteln versucht er die rassistischen Grundlagen des zu unterjochenden Volkes zu verderben. So wie er selber planmässig Frauen und Mädchen verdirbt, so schreckt er auch nicht davor zurück, selbst in grösserem Umfange die Blutschranken für andere einzureissen. Juden waren es und sind es, die den Ne-

³ Otto Weininger, dessen Hauptwerk «Geschlecht und Charaktere» das Zitat entnommen ist, war ironischerweise als Jude geboren. Sein Renegatentum beendete er früh durch Selbstmord.

ger an den Rhein bringen... So versucht er planmässig, das Rassenniveau durch eine dauernde Vergiftung der einzelnen zu senken.»

Und über seine «Wandlung zum Antisemiten» schrieb Hitler an anderer Stelle seines Buches: «Nichts hatte mich in kurzer Zeit so nachdenklich gestimmt, als die langsam aufsteigende Einsicht in die Art der Betätigung der Juden auf gewissen Gebieten. Gab es denn da einen Unrat, eine Schamlosigkeit in irgendeiner Form, vor allem des kulturellen Lebens, an der nicht *wenigstens ein* Jude beteiligt gewesen wäre? ... Es genügte schon, eine der Anschlagssäulen zu betrachten, die Namen der geistigen Erzeuger dieser grässlichen Machwerke für Kino und Theater, die da angepriesen wurden, zu studieren, um auf längere Zeit hart zu werden. Das war die Pestilenz, geistige Pestilenz, schlimmer als der schwarze Tod von einst, mit der man das Volk infizierte... !»

Zwar geht schon aus dem letzten Zitat indirekt hervor, dass sich selbst nach des «Führers» Meinung auch viele Nichtjuden an den «Schamlosigkeiten» im kulturellen Leben beteiligt hätten – wie sonst wäre seine Einschränkung, «wenigstens ein Jude», zu verstehen ?

Aber unterstellen wir ruhig einmal, es seien fast ausschliesslich Juden gewesen, die eine starke Erotisierung oder Sexualisierung der diversen, von den Antisemiten als Beispiel erwähnten Bereiche bewirkt, christlich-germanische Tabus durchbrochen und alle jene Dinge unkeusch angepackt hätten, «die der Arier im Grunde seiner Seele immer als Schickung empfindet». Versagen wir uns auch eine eigene Wertung dieses Verhaltens und akzeptieren wir ohne Widerspruch die Ansicht, die den Ausführungen aller antisemitischen Verfasser zugrunde zu liegen scheint, nämlich dass besagtes Verhalten höchst widerwärtig, äusserst schädlich, ja existenzbedrohend gewesen wäre, zumal in Verbindung mit der planmässigen «Bastardierung», die die Juden angeblich betrieben.

Dann müsste, seit die Juden aus dem öffentlichen Leben Deutschlands fast völlig verschwunden sind, doch eine merkliche Besserung eingetreten sein, vielleicht nicht schon über Nacht, so aber immerhin im Verlaufe von mehr als dreissig Jahren.

Nun, wir wissen, dass die Erotisierung und Sexualisierung in dieser Zeit ausserordentlich stark zugenommen hat; dass die Durchbrechung traditioneller «Schamschranken» geradezu zum täglichen Geschäft, nicht nur der

Unterhaltungsmedien oder der Werbebranche, sondern auch zahlreicher Wissenschaften gehört, und dass die Entwicklung auf dem Gebiet der Beseitigung sexueller Tabus fast explosiv zu nennen ist. Von einer «Besserung» im Sinne der Äusserungen jener um die «arische» Sitte und Moral besorgten Antisemiten der zwanziger Jahre kann also keine Rede sein.

Ähnliches lässt sich von der «Bastardierung» sagen, die ja nach gründlicher «rassehygienischer» Aufklärung im «Dritten Reich», einem Jahrzehnt strengster Handhabung der sogenannten «Blutschutzgesetze» und der nahezu vollständigen Vernichtung der die «Rassenschande» angeblich planmässig betreibenden Juden mindestens zum Stillstand gekommen sein müsste. Das Gegenteil ist jedoch der Fall:

Ohne dass wir uns hier auf eine Erörterung nationalsozialistischer Rassen-theorien einzulassen brauchen, lässt sich feststellen, dass allein die Eheschliessungen von Deutschen mit Angehörigen solcher Völker, die im «Dritten Reich» als «fremdrassisch» galten, sehr stark zugenommen haben, zumal wenn man die Entwicklung seit 1945 mit derjenigen vor 1914 und zwischen den beiden Weltkriegen vergleicht, ganz zu schweigen von den sexuellen Beziehungen ohne vorherige Heirat, für die es keine Statistik gibt, wohl aber eine Fülle von Indizien, die die besorgten «Rassehygieniker» von einst erleichen liessen...

Zudem lässt sich – und das ist bemerkenswert – nirgendwo ein nennenswerter Widerstand gegen die «Sex-Welle» oder gar gegen die von ihr, infolge zunehmender Promiskuität, als Randerscheinung ausgelöste Vermehrung der sexuellen Beziehungen zwischen Deutschen und Angehörigen fremder Völker feststellen. Die weltlichen und geistlichen Autoritäten wetteifern vielmehr miteinander im Bekunden ihres Verständnisses, auch für dieses oder jenes, das sie noch vor wenigen Jahren strengstens verurteilt hätten; die Massenmedien und die am Konsum interessierte Wirtschaft betreiben eine kommerzielle Ausschlichtung des gestiegenen Sex-Interesses, die den Trend noch verstärkt, und in der gesamten Publizistik findet sich kaum eine Stimme, die das verurteilt, was Hitler einst als «die Pestilenz, die geistige Pestilenz, schlimmer als der schwarze Tod von einst, mit der man das Volk infizierte», bezeichnet hat.

Zu den ganz wenigen Ausnahmen gehören zwei namhafte deutsche Publizisten, die sich – ähnlich wie einst Hitler – nicht aus Prüderie, sondern aus politischer Sorge um das angeblich in seiner Existenz bedrohte deutsche

Volk, scharf gegen das wenden, was der eine von ihnen, William S. Schlamm, als die «gassenübliche Libertinage» bezeichnet, während der andere, Hans Habe, vor einer «Zeitbombe des Sexus» warnen zu müssen glaubt, die schon «im Kinderzimmer tickt; auf den Spielplätzen der Jugend ist sie schon explodiert...»

Allerdings sehen sie beide, Schlamm wie Habe, in der «Vergiftung durch den Sex» kein «Werk Alljudas» und ziehen infolgedessen aus ihren düsteren Beobachtungen auch keine antisemitischen Schlüsse, wohl aber findet Schlamm, dass solche «Zersetzung» unweigerlich zur Schwächung dessen führe, was er «den freien Westen» nennt, infolgedessen «für Moskau», ja, «den Herren im Kreml direkt in die Hände» arbeite.

Hans Habe geht noch einen Schritt weiter: Er sieht in den sich lockernden Sitten nicht bloss den Vorteil, sondern das Werk Moskaus. «Die Formel ist im Grunde ganz einfach», meint er, «dem Osten ist es nicht gelungen, den Westen von aussen zu unterwerfen. Der Versuch wird jetzt von innen unternommen!» Seine Beweise: «Wer in der Sowjetunion pornographische Schriften verbreitet, wird nach Sibirien deportiert... Auf Rauschgiftgenuss steht in China die Todesstrafe, ...» Aber: «im oberbayerischen Oberwarmersteinach demonstrieren Jungen und Mädchen zwischen zwölf und vierzehn Jahren «Liebesspiele»; als man sie erappte, skandierten sie Ho-Ho-Ho-Tschi-minh ... ! Die Berliner Kommunarden predigen die Lehren Maos und üben Gruppensex. Achtzig Prozent des Rauschgifts, das in Kalifornien «genossen» wird, gelangt – zum Teil unter dem «Selbstkostenpreis» – aus China nach den USA ...»

Diese Art der Argumentation, die auffällig an Adolf Hitlers lauernden «schwarzen Juden jungen» gemahnt, der sich ja auch nicht bloss Lustgewinn, sondern Triumph über die auf andere Weise nicht zu besiegende «arische Rasse» durch bewusst betriebene «Bastardierung» verschaffen wollte, könnte den Antisemiten in einer ansonsten von Sex, «Zersetzung» und allgemeinem Beifall für beides erfüllten Welt einen wenn auch schwachen Trost bieten, wären nicht Hans Habe und der ihn mit deutschem Nationalismus und aggressivem Antikommunismus noch übertrumpfende William S. Schlamm beide Juden – was unserer These, dass «Deutschland ohne Juden» sei, übrigens nicht widerspricht: Willy Schlamm stammt aus Przemysl und kam als Amerikaner aus der Emigration zurück nach Europa; Habe, ein Sohn des Verlegers Imre Bekessy, ist in Budapest geboren, wurde als Emigrant

ebenfalls Amerikaner und lebt seit vielen Jahren im italienischen Teil der Schweiz.

Indessen führt uns ihre stramm deutschnationale Einstellung und ihr vehementer, auch nach Beginn des «Tauwetters» im kalten Krieg zwischen Ost und West nicht nachlassender Antikommunismus zu einer anderen antisemitischen These, die im «Dritten Reich» eine zentrale Bedeutung gewann: Die angeblich stets linksgerichtete politische Einstellung der deutschen Juden, die das Kaisertum unterhöhlt und vernichtet, die Revolution von 1918 verursacht und gelenkt und – wie in Russland – das Deutsche Reich zu bolschewisieren versucht haben sollten.

Im «Handbuch der Judenfrage» heisst es schlicht, dass Judentum und Marxismus identisch seien, ebenso Sozialdemokratie und Kommunismus. Und Adolf Hitler, der in seinem Buch «Mein Kampf» ausführlich beschrieben hat, wie er sich zum Antisemiten wandelte, begründet dies unter anderem so: «Indem ich mich in die Lehre des Marxismus vertiefte und so das Wirken des jüdischen Volkes in ruhiger Klarheit einer Betrachtung unterzog, gab mir das Schicksal selber eine Antwort... Siegt der Jude mit Hilfe seines marxistischen Glaubensbekenntnisses über die Völker dieser Welt, dann wird seine Krone der Totentanz der Menschheit sein...»

Wären diese Thesen richtig, so müssten Sozialdemokratie wie Kommunismus im deutschen Kulturbereich mit den Juden nahezu ausgestorben, andererseits dort erstarkt sein, wohin sich die meisten der überlebenden Juden Europas geflüchtet haben, nämlich in den USA. Auch dürfte man annehmen, dass dort, wo der Kommunismus gesiegt hat und seit Jahrzehnten die Macht ausübt, eine Art von Diktatur des Judentums besteht, mindestens aber eine Gewaltherrschaft, in der Juden alle Schlüsselstellungen besetzt halten.

Das Gegenteil ist eingetreten: Halb Deutschland steht unter kommunistischer Herrschaft, aber in der DDR sind die Juden nur eine winzige, politisch völlig bedeutungslose Minderheit und machen, soweit sie sich noch zum Judentum bekennen, weniger als 0,01 Prozent der Bevölkerung aus. Einige wenige Altkommunisten jüdischer Herkunft, meist aus westlicher Emigration zurückgekehrte Intellektuelle, haben jede Beziehung zum Judentum verloren.

In der westlichen Hälfte Deutschlands, wo eine starke Sozialdemokratie heute das Staatsoberhaupt, den Regierungschef, die Mehrzahl der Minister sowie zahlreiche Länderregierungen stellt, zudem die antisemitische These

von der Identität aller marxistischen Bewegungen längst *ad absurdum* geführt hat, sind die wenigen übriggebliebenen oder zurückgekehrten deutschen, erst recht die ausländischen Juden, die dort leben, von minimalen Ausnahmen abgesehen, durchweg anti-kommunistisch eingestellt, ganz abgesehen davon, dass allenfalls zwei Dutzend Einzelpersonlichkeiten jüdischer Herkunft überhaupt eine politische Rolle in der Bundesrepublik spielen – neben dem früheren Chef der Hamburger Landesregierung, Bürgermeister Herbert Weichmann, dem 1961 verstorbenen, langjährigen Westberliner Senator des Inneren, Joachim Lipschitz, oder dem nordrhein-westfälischen Justizminister Josef Neuberger auch Hamburgs CDU-Vorsitzender Erik Blumenfeld, ferner der auf Rechtsaussen-Kurs segelnde «Bayernkurier»-Chefredakteur und Franz-Josef-Strauss-Berater Marcel Hepp, der Vorsitzende des «Kuratoriums Unteilbares Deutschland», Wilhelm Wolfgang Schütz, *last not least* auch der einer alten jüdischen Familie Berlins entstammende CDU-Spitzenpolitiker und zeitweise Bundesinnenminister Ernst Benda...

Umgekehrt sind in den USA, dem Land mit den meisten Juden und dem stärksten politischen Einfluss jüdischer Organisationen und Einzelpersonlichkeiten, die Kommunisten politisch völlig bedeutungslos, die Juden in ihrer überwältigenden Mehrzahl anti-kommunistisch eingestellt.

Und dass in den Ländern des Ostblocks die Juden herrschen, wagte selbst Hitler heute nicht mehr zu behaupten! Gewiss gibt es dort auch heute noch den einen oder anderen Prominenten oder Spezialisten jüdischer Herkunft, wenn auch die Mehrzahl der aus dem osteuropäischen Judentum hervorgegangenen Kommunisten längst den diversen Reinigungsprozessen zum Opfer gefallen, mindestens aber «kaltgestellt» worden ist. Aber die Juden als Gruppe sind in den meisten Ländern des sozialistischen Lagers allenfalls geduldet, sehen sich häufig starken Pressionen ausgesetzt, und schon der Verdacht, dass sie zionistischen Idealen huldigen könnten, löst in der Regel scharfe polizeiliche Massnahmen gegen sie aus.

Schliesslich und nur noch der Vollständigkeit halber sei daran erinnert, dass auch in dem einzigen Staat, wo wirklich «die Juden herrschen», nämlich in Israel, die Kommunisten nur kleine Splittergruppen bilden, wogegen die aktivsten Feinde des jüdischen Staates, die Araberstaaten, eine starke Unterstützung von seiten des Ostblocks geniessen.

Obwohl sich also auch in der Frage einer Identität von Judentum und Kommunismus sämtliche antisemitischen Thesen und Prognosen als falsch erwiesen haben, wollen wir auch noch auf die Behauptungen eingehen, die deutschen Juden hätten politisch stets links gestanden, wären die Anstifter und Nutzniesser der Revolution vom November 1918 und die Anführer aller kommunistischen Aufstände in den ersten Jahren der Weimarer Republik gewesen, darüber hinaus auch die eigentlichen Herren dieser «Judenrepublik», und sie hätten folglich, selbst wenn die deutsche Rechte nicht grundsätzlich judenfeindlich eingestellt gewesen wäre, von dieser, wenn schon nicht aus «rassistischen», so aus rein politischen Gründen, immer nur als besonders gefährliche Feinde angesehen werden können.

Selbst wenn wir uns bei der Widerlegung dieser Behauptungen auf die kritischen fünfzehn Jahre zwischen dem Sommer 1918 und dem des Jahres 1933 beschränken, also auf eine gewisse Tendenzen erklärende Darstellung der historischen Entwicklung verzichten, so bietet sich uns doch eine Fülle von Beispielen dafür, dass den relativ wenigen deutschen Juden, die als Linksradikale politisch aktiv waren, eine entsprechende Anzahl von jüdischen Sympathisanten und Aktivisten der äussersten Rechten gegenüberstand. Von diesen deutschen Nationalisten und Rechtsextremisten jüdischer Herkunft wurde und wird nur sehr selten gesprochen. Lediglich der Kuriosität halber wird gelegentlich der eine oder andere aus seiner Anonymität herausgeholt und gleich einem Kalb mit zwei Köpfen dem staunenden Publikum vorgestellt. Denn begreiflicherweise passten und passen auch heute noch solche jüdischen Wegbereiter Hitlers weder in das Konzept der Antisemiten noch in jene mit einem Übermass an gutem Willen angefertigten Schablonen philosemitischer Vergangenheitsbewältigung von heute.

Tatsächlich war die Masse der deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens (oder jüdischer Herkunft) von nationalliberaler, treudeutscher Gesinnung, dem Kommunismus zutiefst abhold und den gemässigt linken Parteien oft nur deshalb ein wenig mehr zugetan als denen der Rechten, weil der wachsende Antisemitismus, auch der bürgerlichen Rechtsparteien, der vollen deutsch-jüdischen Sympathie für sie im Wege war. Doch einige stiessen sich nicht einmal an der offenen Judenfeindschaft der Deutschnationalen und Rechtsextremisten, weil sie den Antisemitismus gar nicht auf sich selbst bezogen, sondern allenfalls auf einzelne ihrer Glaubensgenossen, die

sich missliebig gemacht hatten. Bewusst oder unbewusst versuchten sie, die angeblichen oder wirklichen Ärgernisse, die andere, insbesondere aus dem Osten zugewanderte Juden der deutschen Rechten boten, durch eine betont nationale Haltung, gelegentlich auch durch extremen Nationalismus und Antisozialismus, zu kompensieren. Und in Ausnahmefällen wurden sie sogar zu militanten Antisemiten...

So kommt es, dass wir in den ersten Jahren der Weimarer Republik zwar wirklich, wie es die Antisemiten behaupteten, unter den prominenten Revolutionären eine Reihe von Persönlichkeiten jüdischer Herkunft finden – von denen wir an anderer Stelle bereits gesprochen haben –, doch ebenso viele, wenn nicht mehr, auf der Seite der «Ordnungskräfte» genannten Gegenrevolution.

Als ein typisches Beispiel hierfür kann der Mord an Rosa Luxemburg gelten. Im Januar 1919 wurde sie in Berlin, zusammen mit Karl Liebknecht, von den «Ordnungskräften», die zum Schutz gegen einen «Spartakus»-Aufstand herbeigeholt worden waren, verhaftet, brutal zusammengeschlagen und erschossen. Ihre Leiche fand man später im Landwehrkanal...

Wenn nun auch bis heute nicht mit einer letzten Zweifel ausschliessenden Gewissheit feststeht, wer den Tod Rosa Luxemburgs herbeiführte, so ist doch der Täterkreis genau bekannt: Den Mord planten und befahlen einige Offiziere der Gardekavallerieschützendivision, darunter zwei jüdischer Herkunft, Liepmann und Grabowsky. Der eigentliche Drahtzieher, der Major Waldemar Pabst, war allerdings kein Jude, doch gibt es noch einen Mann hinter den Kulissen: Ein jüdisches Hauptvorstandsmitglied der Deutschnationalen Partei, Konsul Salomon Marx, hatte Anfang 1919 als Vorsitzender des «Berliner Bürgerrates» zum Kampf gegen «Spartakus» aufgerufen und, teils aus eigener Tasche, teils mit von ihm gesammelten Spenden, Propaganda- und Anwerbungsaktionen finanziert. Hier eine Probe der auf diese Weise ermöglichten Mordhetze, der Text eines in Berlin verbreiteten Plakats: «Arbeiter, Bürger! Das Vaterland ist bedroht! Rettet es! Es wird nicht bedroht von aussen, sondern von innen: Von der Spartakus-Gruppe! Schlagt ihre Führer tot! Tötet Liebknecht! Dann werdet ihr Frieden, Arbeit und Brot haben!»

Die Deutschnationalen, die sich den Wahlkampf des Jahres 1919 auch von der Baronin Mathilde von Rothschild und dem gleichfalls jüdischen Chemie-Industriellen und Rennstallbesitzer Arthur von Weinberg, der im Kriege

als Kavallerie-Major an der Front, dann im Kriegsministerium gewesen war, hatten bezahlen lassen, zwangen Konsul Marx bald darauf zum Rücktritt von seinen Parteivorstandsämtern – weil er Jude war...

Auch Otto von Gierke, der grosse Rechtsgelehrte, bis zu den Wahlen zur Nationalversammlung ein Paradedpferd der Deutschnationalen, musste sich von der Partei trennen, ebenso seine Tochter, Anna von Gierke, die für die Deutschnationalen kandidiert hatte und gewählt worden war. Der Grund: Otto von Gierke hatte die Tochter eines älteren Kollegen, des Professors Edgar Loening, Ordinarius in Halle und Mitglied des preussischen Herrenhauses, geheiratet – und die Loenings waren Juden...

Anderer führende Deutschnationale jüdischer Abstammung waren der «Stahlhelm»-Führer und spätere Kandidat der Rechten bei den Reichspräsidenten-Wahlen des Jahres 1932, Theodor Düsternberg, der bereits an anderer Stelle erwähnt wurde, und auch der besondere Vertrauensmann des Parteiführers Hugenberg, Reinhold Georg Quaatz. Quaatz, bis 1933 Vorstandsmitglied der Dresdner Bank, wurde erst «kaltgestellt», nachdem Geheimrat Alfred Hugenberg Wirtschaftsminister im ersten Kabinett Hitler geworden war.

Zur selben Zeit rückte ein anderer hoher Staatsbeamter jüdischer Abstammung, Heinrich von Kaufmann-Asser, als Vertrauensmann Franz von Papens zum Ministerialdirektor und Leiter der Presseabteilung der Reichsregierung auf. Nachdem Hitler Kanzler geworden war, wurde Kaufmann-Asser zum deutschen Gesandten in Buenos Aires ernannt, bald darauf aber in den Ruhestand versetzt.

Der konservativen Rechten müssen schliesslich auch einige Männer jüdischer Herkunft zugerechnet werden, die scheinbar unpolitische Funktionen hatten, beispielsweise der Staatssekretär Theodor Lewald, von 1919 bis 1933 Präsident des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen und Reichskommissar für die Olympischen Spiele. Lewald, von Reichspräsident Paul von Hindenburg mit dem «Adlerschild des Deutschen Reiches» ausgezeichnet, der höchsten Ehrung, die die Weimarer Republik zu vergeben hatte, wurde von Hitler nicht entlassen, weil sonst die für das internationale Prestige des «Dritten Reiches» so überaus wichtige Berliner Olympiade des Jahres 1936 gefährdet gewesen wäre. So konnte Hitler – nicht zuletzt mit Lewalds Hilfe – die Welt über das wahre Ausmass der Judenverfolgung täu-

sehen... Oder Curt Walter Joel, zunächst Staatssekretär, dann bis 1932 Reichsjustizminister im Kabinett Brüning und dessen Notverordnungsspezialist... Oder auch Adolf Grabowsky, Schöpfer der 1917 gegründeten Sammelorganisation «Volksbund für Vaterland und Freiheit» und Herausgeber der Zeitschrift «Das Neue Deutschlands die die deutsche Intelligenz für die Rechtsparteien zu gewinnen trachtete...

Politisch noch weiter rechts stand ein berühmter Mediziner, Professor Otto Lubarsch, der ein sehr aktiver Deutschnationaler war und, obwohl Volljude, den antisemitischen «Alldeutschen Verband» mitbegründet hatte... Der langjährige engste Mitarbeiter Professor Sauerbruch und Präsident der Deutschen Chirurgischen Gesellschaft, Professor Rudolf Nissen, der – selbst jüdischer Flüchtling vor Hitler – in seinen Erinnerungen von Lubarsch mit grosser Objektivität schreibt, dessen berufliche Eigenschaften seien «so überragend gewesen, dass man ihn als einen würdigen Nachfolger Virchows, dieses grössten Vertreters der modernen pathologischen Anatomie, bezeichnen darf», berichtet weiter über diesen «jüdischen Antisemiten», dass er «einer der Initiatoren der Harzburger Front» gewesen sei.

«Während der entscheidenden Tagung dieser «Front» hat er durch Anwesenheit und Beifall die Verbindung von deutschnationaler und nationalsozialistischer Partei zum gemeinsamen Programm begeistert begrüsst. Eine politisch untermalte Affäre wurde sein den Studenten vorgetragener Bericht über das Sektionsergebnis eines vom Osten eingewanderten jüdischen Kaufmanns, dessen Geschäftsverbindungen bis in höhere Regierungskreise reichten. Lubarsch nannte Namen, Konfession und luetische Infektion des Verstorbenen... Ich erinnere mich, dass Sauerbruch ... sich voll Abscheu über den Inhalt der Zeitungsnotiz äusserte, welche die Nachricht brachte ... «Den Tag von Potsdam» – an dem die Reichswehr und das traditionelle preussische Junkertum Hitler huldigten – hat Lubarsch ... noch mit Genugtuung erlebt. Am 1. April 1933 starb er... »

Kurt Tucholsky hat Lubarschs Verhalten anlässlich der von Nissen erwähnten Sektion eines im Ruch der Korruption stehenden jüdischen Geschäftsmannes in bissigen Versen glossiert, die mit den Zeilen enden: «Lasst uns die Zähne zusammenbeissen: es kann nicht jeder Lubarsch heissen!«

Zu den engsten Vertrauten und wichtigsten Ratgebern des Alldeutschen Führers gehörte neben Lubarsch auch der – gleichfalls volljüdische – Berliner Nationalökonom Professor Ludwig Bernhard... Und Presse-Chef der

rechtsradikalen Kapp-Putschisten war der aus Budapest stammende jüdische Abenteurer Ignatz Trebitsch-Lincoln.

Es waren indessen nicht bloss Intellektuelle jüdischer Abstammung, die sich den Rechtsparteien anschlossen: Es gab beispielsweise eine Vielzahl von jüdischen Freikorps-Kämpfern, die sich im Baltikum, in Oberschlesien und an der Ruhr den deutschnationalen und antikommunistischen Kampforganisationen anschlossen; es gab auch einen jüdischen Freikorpsführer in Oberschlesien, Oberleutnant Alwin Lippmann, und der Fahnenträger des – im «Dritten Reich» dann zu legendärem Ruhm gekommenen – Freikorpsführers Albert Leo Schlageter, Alfred Badrian, war ebenfalls Jude...

Jüdischer Herkunft war nicht nur, wie von den Antisemiten weidlich ausgeschlachtet, der Führer der bayerischen Revolution vom 7. November 1918, Kurt Eisner, der dann erster Ministerpräsident des neuen Freistaats wurde, sondern auch sein Mörder, der Ex-Leutnant im Schwere-Reiter-Regiment und Angehörige einer rechtsradikalen Studentenverbindung, Anton Graf von Arco auf Valley, ein Enkel des zum Protestantismus übergetretenen Kölner jüdischen Bankiers Eduard Salomon Freiherr von Oppenheim. Graf Arco erschoss Kurt Eisner am 21. Februar 1919, just als der von der Münchener Arbeiterschaft hochverehrte, mehr von Kant und Rousseau als von Marx beeinflusste, jeder Gewalttätigkeit abholden Ministerpräsident dem neugewählten Landtag sein Amt zur Verfügung stellen wollte...

Gegen Eisners Privatsekretär Felix Fechenbach, der gleichfalls Jude war, wurde bald darauf von alldeutscher Seite ein Verleumdungsfeldzug geführt, Anzeige wegen angeblichen Landesverrats erstattet und ein Schauprozess erzwungen, der in der deutschen Justizgeschichte ohne Beispiel ist. Er erinnert an den Fall Dreyfus:

Auch Fechenbach wurde, völlig unschuldig, zu elf Jahren Zuchthaus verurteilt. Angeblich hatte er «ein hochpolitisches Staatsgeheimnis dem Ausland preisgegeben». Tatsächlich handelte es sich um Dokumente von nur noch historischem Interesse, die Fechenbach, gedeckt durch eine Freigabeerklärung sowohl der Reichsregierung als auch seines Chefs, dem jungen schweizerischen Publizisten Frank Arnau abschriftlich überlassen hatte. Das Gericht stützte sich bei Fechenbachs Verurteilung auf ein Gutachten, das es – so der Gutachter – «im entgegengesetzten Sinne», also wohl bewusst

falsch, auslegte. Später sah sich das Oberste Landesgericht in München auf starken Druck der Reichstagsmehrheit hin veranlasst, das Urteil nachzuprüfen und – zu bestätigen! Der bayerische Justizminister setzte dann, um dem Skandal ein Ende zu machen, die Strafe auf ein Drittel herab, und nach zwei Jahren und vier Monaten unschuldig erlittener Haft wurde Fechenbach – gleichzeitig mit Adolf Hitler – auf freien Fuss gesetzt. Nach 19\$ \$ wurde er sofort wieder verhaftet, gefoltert und schliesslich auf einem Transport ermordet...

Der Fall Fechenbach hat aber noch einen wenig bekannten Hintergrund: Der Anführer des Kesseltreibens gegen den Eisner-Mitarbeiter war der den Alldeutschen nahestehende Herausgeber der Süddeutschen Monatshefte[^] Paul Nikolaus Cossmann, der – obwohl selbst Jude – es für richtig hielt, den Antisemitismus weiter zu schüren...

Angesichts dieser Beispiele, die natürlich nur für einen Teil der jüdischen Deutschen jener Jahre typisch sind, kann es kaum noch überraschen, dass sich auch noch nach Hitlers «Machtergreifung» und dem Beginn des offenen Terrors einige politisch weit rechtsstehende deutsche Juden ernsthaft um ein Bündnis mit den Nationalsozialisten bemühten, allen voran der Berliner Rechtsanwalt und Führer des von ihm gegründeten «Verbandes nationaldeutscher Juden», Max Naumann. Daneben gab es den erst im Frühjahr 1933 von Hans Joachim Schoeps ins Leben gerufenen «Deutschen Vortrupp, Gefolgschaft deutscher Juden».⁴

Schoeps hielt es – wie er sogar noch in seinem 1963 erschienenen «Rückblicken» versichern zu müssen meint – damals «für die geforderte Aufgabe, eine generationsmässige Ablösung der bisherigen liberalen Führergarnitur im deutschen Judentum durch bündisch-soldatische Kräfte zu versuchen, die den Nationalsozialisten vielleicht eher als Verhandlungspartner erscheinen» konnten. Was ihm vorschwebte, war die Eingliederung eines Teils der alteingesessenen «Judenschaft in einen ständischen Reichsaufbau» – auf Kosten der «nach 1918 eingewanderten Ostjuden» und der «Zionisten, soweit sie sich nach ihrem eigenen Bekenntnis nicht als Deutsche, sondern als Auslandspalästinenser» fühlten. Diese Gruppen sollten raschestens abgeschoben und «bis zu ihrer Auswanderung unter den Schutz des Minderheitenrechtes» gestellt werden. Eine entsprechende Denkschrift reichte Hans

⁴ Für Schoeps und dessen bizarre Anbiederungsversuche an die Nazis wirkte damals auch der heutige ZDF-Magazin-Moderator Gerhard Löwenthal.

Joachim Schoeps «zunächst einmal der Reichskanzlei ein und bat um eine persönliche Unterredung mit Hitler»...

(Noch heute findet sich in der Bundesrepublik, neben dem aus später Emigration heimgekehrten und von der bayerischen Staatsregierung als Extraordinarius an die Universität Erlangen berufenen einstigen «Vortrupp»-Führer Schoeps, eine Anzahl von Juden bereit, an Aktivitäten der äussersten Rechten mitzuwirken und dabei Alibi-Funktionen zu erfüllen. So akzeptierte neben Schoeps auch der aus amerikanischem Exil zurückgekehrte Soziologe Ludwig Freund den sogenannten «Adenauer-Preis» der «Deutschland-Stiftung E. V.» [»Frankfurter Allgemeine Zeitung»: «Ein Preis von rechtsradikalen Sektierern, erfunden für drittklassige Schriftsteller und abseitige Ideologen«]. Beide sowie auch andere Publizisten jüdischer Herkunft schreiben für das «Deutschland-Magazin» besagter «Deutschland-Stiftung», zu deren Vorstandschaft, um nur ein Beispiel zu nennen, Erich Maier gehört, im «Dritten Reich» verantwortlicher Redakteur eines NS-Gauorgans und Verfasser zahlreicher im «Stürmer»-Jargon verfasster antisemitischer Hetzartikel.

Immerhin sind die jüdischen Professoren Schoeps und Freund –im Gegensatz zu anderen «Adenauer-Preis»-Trägern und -Verleihern – bislang noch nicht als Autoren auch der «Deutschen National-Zeitung und Soldatenzeitung» aufgetreten. Dafür hat dieses rechtsradikale Hetzblatt andere jüdische Mitarbeiter, u.a. Martin Kohn, Moshe Menuhin und den unter dem Pseudonym Josef Burg auch für neonazistische Buchverlage tätigen Autor Josef Ginsburg.)

Zu der antisemitischen These, dass Judentum und Marxismus identisch wären, gehörte auch die kühne Behauptung, dass sich unter jüdisch-marxistischem Einfluss die deutsche «Wehrkraft» vermindert hätte.

»Während das Judentum ... die Lüge vom deutschen «Militarismus» in die Welt hinausrief und Deutschland so mit allen Mitteln zu belasten trachtete, verweigerten (jüdisch geführte) marxistische und demokratische Parteien jede umfassende Ausbildung der deutschen Volkskraft«, schrieb Hitler in «Mein Kampf», und in «Judas Schuldbuch» meinte Wilhelm Meister zur Situation des Jahres 1918: «Bismarck wird erneut verraten, Kaiser Weissbart mit seinen Paladinen schläft wieder zutiefst im Kyflhäuser, das Reich ist zertrümmert, die deutsche Volkswirtschaft ist zerstört, und was tausendmal

schlimmer ist als alles dies: der deutsche Idealismus und die deutsche Ehre sind zerbrochen. Juda hat uns nicht nur zum Krüppel am Leibe, sondern auch an der Seele, zum Aussätzigen gemacht...» Herwig Härtner schliesslich erklärte einige Jahre später, als sich die «Wehrkraft» der Deutschen wieder zu regen begann: «Gegen diese späte Selbstbesinnung unseres deutschen Volkes, gegen diesen Willen zur Selbstbehauptung richtet sich nun der Kampf der jüdischen und jüdisch-marxistischen Kreise...»

Wären diese Behauptungen richtig gewesen, dass nämlich nur oder doch vornehmlich die Juden den «Wehrwillen» der deutschen Jugend gelähmt und die «Wehrkraft» zu zersetzen versucht hätten, beispielsweise durch pazifistische Propaganda oder allgemeine Angriffe gegen Rüstung und Militär, so müsste logischerweise heute, wo es in Deutschland kaum noch Juden und keinen nennenswerten jüdischen Einfluss mehr gibt, der «Wehrwille» der jungen Deutschen kaum noch zu zügeln, die Begeisterung, dem Vaterlande zu dienen, ungeheuer sein. Nun, auch hier ist das Gegenteil eingetreten, zumindest in der Bundesrepublik: Nirgendwo in der Welt gibt es so viele Wehrdienstverweigerer wie in der westlichen Hälfte Deutschlands seit Beginn der Wiederaufrüstung! Und ihre Anzahl wächst noch ständig: Bis zum 31. März 1969 wurden 55'842 Anträge auf Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer gestellt; rund dreissigtausend davon mussten anerkannt werden. Doch während die monatliche Zuwachsrate bis 1968 bei maximal elfhundert lag, stieg sie bereits im ersten Halbjahr 1969 auf über fünfzehnhundert... ! Jüdische Einflüsse waren dabei nicht festzustellen...

Für die Art und Weise, in der jüdischer Einfluss in Deutschland vor 1933 ausgeübt wurde, nannten die antisemitischen Schriftsteller vornehmlich drei Kategorien: «Alljudas Finanzmacht», nach Bedarf auch ausgeweitet zu «jüdischer Weltfinanz», für das Deutsche Reich unterteilt in «ungeheuren persönlichen Reichtum» der meisten Juden sowie in «Bank- und Börsenmacht», mittels derer die Juden als Gruppe teils ihre deutschen Opfer in «Zinsknechtschaft» hielten, teils «die Wirtschaft auspowerten»; zweitens, die völlige «Verjudung» von Parlament und Regierung, die für die Ministerposten so hoch veranschlagt wurde, dass man den Weimarer Staat schlicht als «Judenrepublik» bezeichnen zu können meinte, und drittens die «jüdische Presse-Allmacht», deren Vorhandensein man weniger der personellen Besetzung

der Redaktionen als vielmehr jüdischen Zeitungsverlegern zuschrieb, die sich ein «Pressemonopol» geschaffen haben sollten.

Untersuchen wir kurz die Stichhaltigkeit der Argumente, so ist zum ersten, den individuellen Reichtum der deutschen Juden betreffend, zu bemerken, dass hier die Mutmassungen, von kühner Phantasie oder blosser Neid beflügelt, so weit über das Ziel hinausschossen, dass sie jede Ähnlichkeit mit der Realität verloren. Gewiss, es gab eine breite Schicht wohlhabender jüdischer Bürgerfamilien, darunter auch einige sehr reiche, doch die Masse der Juden Deutschlands lebte in bescheidenen, dem Niveau des unteren Mittelstandes angeglichenen Verhältnissen, ein sehr beachtlicher Teil sogar in Armut und Elend. So hatte beispielsweise 1932 ein Drittel aller jüdischen Steuerzahler im Deutschen Reich ein Jahreseinkommen von weniger als 2'400 Reichsmark, und allein in Berlin zählte man im Winter 1932/33 rund 31'000 jüdische Wohlfahrtsempfänger...!

Wenn wir uns zunächst mit den Allerreichsten befassen, so fällt uns bei einer Untersuchung der reichsdeutschen Spitzenvermögen vor 1914 auf, dass sie sich ganz anders verteilten, als es die Antisemiten wahrhaben wollten. Es gab nämlich im letzten Friedensjahr (nach Regierungsrat Rudolf Martins aufgrund der Steuerlisten angefertigten «Jahrbüchern der Millionäre») nur zehn Personen, die mit mehr als hundert Millionen Mark Vermögen steuerlich veranlagt worden waren:

	Millionen Mark
1. Kaiser Wilhelm II., König von Preussen	mit 394
2. Grossherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz	mit 355
3. Frau Bertha Krupp von Bohlen und Haibach	mit 320
4. Ludwig III., König von Bayern	mit 300
5. Guido Fürst Henckel-Donnersmarck	mit 290
6. Adalbert Fürst von Thurn und Taxis	mit 270
7. Freifrau Mathilde verwitwete von Rothschild	mit 163
8. Fürst Hohenlohe-Öhringen, Herzog von Ujest	mit 154
9. Adolf Josef Fürst von Schwarzenberg	mit 119
10. Max Egon Fürst zu Fürstenberg	mit 110

Es waren also rund 2,5 Milliarden Goldmark in den Händen von zehn Personen, und dabei ist weder berücksichtigt, dass sich die regierenden Fürsten besonders niedrig einzuschätzen pflegten – weshalb beispielsweise der steinreiche König von Sachsen in der Aufstellung fehlt – noch sind die geradezu lächerlich geringen Einheitswerte des hocharistokratischen Grundbesitzes durch die wahren Verkehrswerte ersetzt worden, in welchem Falle noch weitere drei Dutzend Fürsten und Prinzen in die Liste der mehr als hundertfachen Millionäre hätten aufgenommen werden müssen, etwa Fürst Hans-Heinrich XV. von Pless (99 Millionen Mark Einheitswert), Franz-Hubert Graf Thiele-Winckler (87 Millionen) oder Engelbert Herzog von Arenberg (63 Millionen).

In diese Spitzengruppe der Mammutvermögen ragte nur ein einziges auf, das in jüdischen Händen war, nämlich das der Rothschilds, vertreten durch eben jene Dame, die dann vier Jahre später die republik- und judenfeindlichen Deutschnationalen so freigebig unterstützte...

Die Untersuchung liesse sich beliebig fortsetzen, doch auch unter den weiteren rund zweihundert Multimillionären, die vor 1914 Vermögen über zwanzig Millionen Mark versteuerten, finden sich mehr als neunzig Prozent Nichtjuden, vorwiegend hochadlige Latifundienbesitzer und grossbürgerliche, meist rheinische oder hanseatische Kaufleute und Industrielle. Bei den rund anderthalb Dutzend ähnlich reichen Familien jüdischer Herkunft handelt es sich durchweg um (meist getaufte und geadelte) Bankiers, zum Beispiel die Freiherren von Oppenheim oder Beit von Speyer, von Mendelssohn oder von Bleichröder, oder um erfolgreiche Industrielle wie die (stramm deutschnationalen) von Weinbergs oder von Friedländer-Fuld.

Von einer Konzentration des deutschen Reichtums in jüdischen Händen konnte also vor 1914 wahrlich nicht die Rede sein, und in der Weimarer Republik veränderte sich das Bild nur insofern, als die Inflation den bürgerlichen Mittelstand – und damit die meisten Juden – um die Ersparnisse brachte, während die Grossagrarier auf Kosten des hungernden Volkes noch reicher wurden und die durch den Krieg aufgeblähte Schwerindustrie einen unerhörten Aufschwung nahm, aus der Geldentwertung ebenfalls enormen Nutzen zog und die Vermögen der «Schlotbarone» ins Unermessliche steigerte. Damals vermehrte sich die Spitzengruppe deutschen Reichtums um drei mehrhundertfache Goldmark-Millionäre: Fritz Thyssen, die Erben des

saarländischen Montanindustriellen von Stumm und Hugo Stinnes – alle drei Nichtjuden.

Stinnes stieg als erfolgreichster Inflationsgewinnler zum reichsten Mann Deutschlands auf, nach zeitgenössischen Quellen sogar zum fünftreichsten Mann der Welt. Als sein Stern zu sinken begann, wurde er abgelöst von einem noch geschickteren Börsen-Hai und Konzern-Erbauer: Friedrich Flick. Und der, ebenfalls Nichtjude, ist bis heute der reichste Mann geblieben, den Deutschland aufzuweisen hat.

Daneben stiegen in den zwanziger und dreissiger Jahren zu vielhundertfachen Millionären auf: der Münchener Bankier und Grossgrundbesitzer August von Finck, die Familien Bosch und von Siemens, von Opel und Voith, die Nahrungsmittelfabrikanten Oetker und die Waschmittelproduzenten Henkel, die Neusser Werhahns und die aus der Uckermark stammenden Quandts, der Kali-König Rosterg und zwei Dutzend weitere Grossindustrielle, die nur eines gemeinsam hatten: Sie waren samt und sonders keine Juden...

Was den zweiten Teil des antisemitischen Arguments von der Finanzmacht der Juden betrifft, nämlich ihre angebliche Monopolstellung im Bank- und Börsenwesen, mit deren Hilfe sie die gesamte Wirtschaft unterjocht und die «grenzenlos ehrlichen Arier» in «Zinsknechtschaft» gebracht hätten, so ist dazu zweierlei zu bemerken:

Einmal ist es richtig, dass die Juden eine wichtige Rolle im deutschen Bankwesen gespielt, bei der Gründung der heutigen Grossbanken massgebend mitgewirkt und als wegen ihrer Klugheit und Korrektheit gleichermaßen geschätzte Privatbankiers wesentlich dazu beigetragen haben, Deutschland zu einer Industriemacht ersten Ranges zu machen. Insofern brauchten sie sich ihrer starken, jedoch weit von einem Monopol entfernten Stellung in der deutschen Bankwelt wahrlich nicht zu schämen.

Geht man indessen, wie die meisten antisemitischen Autoren, davon aus, dass das Bankiersgewerbe, erst recht die Tätigkeit an der Börse, schon als solche höchst anrühlich, verwerflich, dem Volke schädlich, daher typisch jüdisch und jedenfalls eines «Ariers» unwürdig sei, so wäre eigentlich zu erwarten gewesen, dass sich, nachdem die Juden im «Dritten Reich» aus der Bankwelt ausgeschlossen wurden und es – von wenigen Ausnahmen abgesehen – bis heute geblieben sind, nun vom antisemitischen Standpunkt aus geradezu paradiesische Zustände eingestellt haben müssten: Eine «gedie-

gene», für jedermann überschaubare Wirtschaft; das Ende des Spekulant- und Jobber-Unwesens; ein dem germanischen Charakter entsprechender Geldverkehr ohne «jüdische Hast», faule Tricks und unwürdiges Feilschen, vor allem aber ohne jegliche «Zinsknechtschaft», was immer man darunter verstehen mag.

Nun, wir wissen, dass sich im kapitalistischen Teil Deutschlands just das Gegenteil dessen ereignet hat, was sich die Antisemiten von der Austreibung der Juden erwartet hatten: Die Macht der – nunmehr «judenreinen» – Grossbanken ist ins Gigantische gewachsen; die Aktienspekulation und das Investmentgeschäft haben sogar schon die mittelständischen Hausfrauen und den gut verdienenden Teil der Arbeiterschaft erfasst; Bundesdeutschland ist nicht nur eine Finanzmacht ersten Ranges, sondern bis in den letzten Winkel hinein vom Materialismus erfüllt und auf schnelles und leichtes Geldverdienen aus, ganz zu schweigen davon, dass noch niemals so viele Deutsche so gewaltige Schulden und damit verbundene Zinsverpflichtungen hatten wie die heutigen, an jeder Strassenecke zu Ratenkäufen, Kreditaufnahmen, Beleihungen und Kontoüberziehungen ermutigten Bürger der Bundesrepublik.

Und das alles hat sich vollzogen und breitet sich weiter aus, ohne dass es noch mehr als eine Handvoll Banken gibt, an denen Juden beteiligt sind, wobei ihr Einfluss auf die Grossbanken gleich Null, ihr Anteil am Geschäft der Wertpapierbörsen minimal ist...

Aber wenn die Juden wirklich einst die Macht ausgeübt hätten oder gar noch ausübten, was nun wahrlich nicht der Fall ist – *wie* hätten sie sie dann benutzt ? Gegen die Antisemiten der «nationalen Rechten» ... ? Im Sinne und Interesse der ihnen gegenüber toleranten Sozialdemokratie? Oder gar zur «Bolschewisierung» Deutschlands ?

Nun, wir haben bereits an einer Reihe von Beispielen gesehen, dass es zumindest auch eine Anzahl deutschnational gesinnter Juden gab, gerade unter denen, die – wie die Baronin Rothschild oder Herr von Weinberg – kraft ihres Reichtums am ehesten hätten Macht ausüben können. Aber waren diese Wahlhelfer der Alldeutschen vielleicht nur Ausnahmen von der Regel, während in Wirklichkeit das von den Antisemiten stets behauptete alljüdische Bündnis zwischen Finanzkapital, Pressemonopol und marxistischen Parteien bestand ?

Lassen wir die Frage eines jüdischen Pressemonopols noch für einen Augenblick beiseite und befassen wir uns kurz mit der – an sich recht absurd

klingenden – Behauptung jüdischkapitalistischer Sympathien für jüdisch-marxistische Parteien. Diese eigentlich widernatürlichen Neigungen sollten 1918 zur Koplulation geführt und das erzeugt haben, was die gemässigte und extreme Rechte in trauter Harmonie als «Judenrepublik» zu bezeichnen pflegte.

War der Weimarer Staat wirklich ein von Juden geschaffenes und total beherrschtes Gebilde? Und, falls ja, betrieben die jüdischen Machthaber eine Bolschewisierung Deutschlands?

Die erste deutsche Republik, ein Ergebnis der militärischen Niederlage des Reiches im Westen, der Forderung Ludendorffs und Hindenburgs nach sofortiger Annahme der alliierten Waffenstillstandsbedingungen, der feigen Flucht, erst des Kaisers, dann auch Ludendorffs, ins neutrale Ausland und der Verzweiflung des jahrelang getäuschten Volkes, das nun die Vergeblichkeit seiner ungeheuren Opfer, Entbehrungen und Anstrengungen erkennen musste, diese erste deutsche Republik war der Versuch, das von der zusammengebrochenen Monarchie zurückgelassene Chaos zu ordnen, das auseinanderbrechende Reich zu retten und den sinnlosen Krieg, den das kaiserliche Deutschland begonnen und verloren hatte, zu beenden.

Zwei Möglichkeiten boten sich an: Entweder hätte die deutsche Sozialdemokratie als die stärkste und am wenigsten kompromittierte politische Gruppe der vergangenen Ära nun im Bündnis mit der extremen Linken einen sozialistischen Staat zu schaffen versuchen können; die Erfolgsaussichten dafür wären nicht schlechter gewesen als etwa in Russland, doch hätten sie, wie dort, revolutionären Willen, radikalen Bruch mit der Vergangenheit, brutale Massnahmen zur Enteignung und Entmachtung aller potentiellen Konterrevolutionäre, blutige Niederwerfung des zu erwartenden Widerstands im Innern und jahrelange Abwehr amerikanisch-britisch-französischer Interventionsversuche erfordert.

Die andere Möglichkeit, zu der sich die Sozialdemokraten dann entschlossen, war das Bündnis mit dem Bürgertum und den alten Mächten, die Erhaltung und gelinde Reform der vorhandenen Strukturen, damit auch die Übernahme der Verantwortung für die Abwicklung des nicht selbst verschuldeten Konkurses mit allen Folgen, die sich daraus ergeben mussten, ferner der – zur Gewinnung von Glaubwürdigkeit bei den misstrauischen, im Grunde republikfeindlichen Bürgern – mit aller Schärfe geführte Kampf ge-

gen die revolutionäre Linke und die milde Abwehr rechtsextremer Störversuche.

Den Entschluss, das Bündnis mit dem Bürgertum zu wählen, nennt Friedrich Stampfer, Chronist der Weimarer Republik, langjähriger Chefredakteur des SPD-Zentralorgans «Vorwärts» und selbst jüdischer Herkunft, «eigentlich eine Selbstverständlichkeit». Die radikalen Linken sprachen indessen von einem «Verrat durch die Mehrheitssozialdemokratie» und gaben, neben Ebert, vor allem Otto Landsberg die Schuld daran.

Über Landsberg schreibt Friedrich Stampfer in seinem Werk, «Die vierzehn Jahre der ersten deutschen Republik «Er genoss dank seiner Leistungen als Jurist, seiner enzyklopädischen Bildung und seiner jahrzehntelangen aktiven Arbeit für die Partei das höchste Ansehen. Der radikalen Linken war er wegen seiner betont nationalen Haltung während des Krieges um so verdächtiger ...»

Tatsächlich wurde Landsberg von den Führern der Linken als Eberts «graue Eminenz» und als «Mephisto der Revolution» geschmäht – von ihrem Standpunkt aus gesehen gewiss mit Recht, denn er war ein überzeugter Anhänger der parlamentarischen Demokratie und der Zusammenarbeit mit den bürgerlichen Parteien, ein Gegner jedes gewaltsamen Umsturzes, jeder radikalen Veränderung und besonders jedes Versuchs einer Verwirklichung des Sozialismus mit Hilfe von Zwang, Blutvergiessen und Diktatur.

Im ersten Kabinett der Republik, der im Februar 1919 gebildeten Regierung des Ministerpräsidenten Philipp Scheidemann, übernahm Dr. Otto Landsberg das Justizministerium, nachdem er zuvor mit Ebert und Scheidemann zusammen jener provisorischen Regierung angehört hatte, die sich «Rat der Volksbeauftragten» nannte.

Diese am 9. November 1918 geschaffene Zwischenlösung verdankte ihr Zustandekommen einem anderen sozialdemokratischen Juristen jüdischer Abstammung, dem Königsberger Rechtsanwalt Dr. Hugo Haase. Zusammen mit Ebert hatte er vor 1914 den Vorsitz im Parteivorstand der SPD gehabt, war ausserdem Vorsitzender der SPD-Reichstagsfraktion gewesen. Er hatte sich dann, als überzeugter Kriegsgegner, von der SPD getrennt und war Führer der 1917 gegründeten Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (USPD) geworden.

Am kritischen 9. November 1918 führte Haase nun die grosse Mehrheit der USPD in die Koalition mit der – gegen sozialistische Experimente und

für eine Zusammenarbeit mit den bürgerlichen Parteien eingestellt – SPD, und zwar gegen den erbitterten Widerstand des linken Flügels der Unabhängigen, insbesondere aber der Spartakisten, an deren Spitze Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht standen. Die Koalition hielt nur sieben Wochen lang und endete mit der Demission Haases und seiner Freunde, weil Ebert und Landsberg neben dem «rein sozialistischen» Rat der Volksbeauftragten die alten Fachressorts beibehalten und teils mit bürgerlichen Politikern, teils mit den bisherigen Chefs besetzt, ausserdem «reguläre» Truppen unter dem Kommando eines kaisertreuen adligen Generals nach Berlin gerufen und gegen Linksradikale eingesetzt hatten.

Immerhin, in den sieben Wochen des «Burgfriedens» und der Koalition zwischen SPD und USPD waren die Weichen bereits gestellt worden - für eine Zusammenarbeit mit den Bürgerlichen aller Schattierungen sowie mit den Militärs und *gegen* einen sozialistischen Umsturz. Das wäre ohne Haases Mitwirkung nicht so leicht möglich gewesen, doch die deutsche Rechte dankte ihm sein Eintreten für Ruhe und Ordnung schlecht: Hugo Haase wurde noch 1919 das Opfer eines von einem aufgehetzten Geisteskranken verübten Attentats. Seine USPD aber spaltete sich 1920: Das Gros unter Führung Rudolf Hilferdings, eines bedeutenden Nationalökonomen ebenfalls jüdischer Herkunft, fand zurück in die SPD; der Rest schloss sich den Kommunisten an.

Unter den bürgerlichen Politikern, die noch zur Zeit des Rates der Volksbeauftragten mit der Leitung der Fachressorts betraut wurden, und auch in der Regierung Scheidemann, die nach den Wahlen zur Nationalversammlung gebildet wurde und bis Mitte 1919 amtierte, waren eine ganze Reihe von Persönlichkeiten jüdischer Herkunft: Neben dem Justizminister Dr. Otto Landsberg (SPD) auch die Demokraten Dr. Hugo Preuss, Dr. Eugen Schiffer und Dr. Georg Gothein, und im April 1919 wurde Schiffer von seinem Parteifreund Dr. Bernhard Dernburg abgelöst.

Wer waren diese Männer, die Hitler und seine Anhänger später ganz pauschal als «jüdisch-marxistische Novemberebrecher» zu schmähen pflegten?

Nun, um mit dem letzten zu beginnen: Dr. Bernhard Dernburgs Vater war der in der Ära Bismarck berühmte Leitartikler der «National-Zeitung» und nationalliberale Reichstagsabgeordnete Friedrich Dernburg. Der Sohn hatte

sich zunächst im Bankfach betätigt und war bereits Direktor einer Grossbank, als ihn der kaiserliche Reichskanzler Fürst Bülow 1907 zum Chef der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes berief, um gegen den Willen des Reichstages eine energische Kolonialpolitik, wie der Kaiser sie wünschte, durchzusetzen. Nach Parlamentsauflösung, einem Wahlsieg der Regierung, zu dem Dernburg erheblich beigetragen hatte, und der Schaffung eines selbständigen Reichskolonialamts wurde er dessen erster Chef. 1909, nachdem er den Kolonialgedanken in Deutschland populär gemacht hatte, schied er wieder aus dem Amt; er organisierte 1914 – wie schon an anderer Stelle kurz erwähnt – die deutsche Kriegspropaganda in den USA. Ende 1918 schloss er sich dem rechten Flügel der neugegründeten Demokratischen Partei an, wurde in die Nationalversammlung gewählt und war von April bis Juni 1919 Reichsfinanzminister als Nachfolger seines zurückgetretenen Parteifreundes Eugen Schiffer. Dernburg weigerte sich, der Unterzeichnung des Versailler Vertrages zuzustimmen, und trat deshalb ebenfalls zurück. Dr. Eugen Schiffer, gebürtiger Breslauer, war Jurist und hatte zunächst die Richterlaufbahn eingeschlagen, war in der Monarchie Kammergerichtsrat in Berlin, dann Richter am Königlich Preussischen Oberverwaltungsgericht geworden. Bereits 1917, also noch zu Kaisers Zeiten, wurde er Unterstaatssekretär im Reichsschatzamt, dessen Leitung er 1918 übernahm und als Reichsfinanzminister im Kabinett Scheidemann weiterführte. Auch er gehörte zu den Nationalliberalen, später zum rechten Flügel der bürgerlichliberalen Demokratischen Partei. Vom Oktober 1919 bis zum März 1920 und wieder vom Mai 1920 bis zum Oktober 1921 war er Reichsjustizminister; dann leitete er die deutsche Delegation bei den Oberschlesien-Verhandlungen mit den Alliierten in Genf und erreichte dort das Äusserste für die deutschen Interessen, was nach den Umständen herauszuholen war...

Dr. Georg Gothein, der dritte Minister jüdischer Herkunft in der ersten aus Wahlen hervorgegangenen Reichsregierung der Weimarer Republik, leitete im Kabinett Scheidemann das Reichsschatzministerium. Gebürtiger Schlesier aus Neumarkt, hatte er seine Laufbahn als Generalsekretär der Oberschlesischen Berg- und Hüttenvereinigung in Kattowitz begonnen, war dann Revierbeamter, Bergrat und Syndikus der Handelskammer zu Breslau geworden. Als freisinniger Politiker hatte er schon in der Monarchie dem Reichstag und dem preussischen Abgeordnetenhaus angehört, war 1918

Mitglied der Demokratischen Partei geworden und 1919 von seinem Ministeramt zurückgetreten, weil er der Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrages nicht zustimmen wollte...

Dr. Hugo Preuss schliesslich, der 1918 erst Staatssekretär des Reichsamts des Innern, dann erster Reichsinnenminister wurde, war gebürtiger Berliner und ein bedeutender Jurist, Schüler Otto von Gierkes, darüber hinaus Staatsphilosoph und Historiker. Politisch widmete er sich zunächst den kommunalen Angelegenheiten als Stadtverordneter, seit 1900 als unbesoldeter Stadtrat von Berlin. Im Ersten Weltkrieg folgte er einer Anregung des Grossen Hauptquartiers und entwarf eine liberale Reichs Verfassung, deren Text zwar vor der Öffentlichkeit geheimgehalten, aber in politischen Zirkeln viel diskutiert wurde. Als im November 1918 der Rat der Volksbeauftragten die Monarchie ablöste, wandte sich Preuss in einem aufsehenerregenden Leitartikel im «Berliner Tageblatt» gegen jede Art von Diktatur, forderte die Herstellung demokratischer Verhältnisse und bot den Sozialdemokraten die gleichberechtigte Mitarbeit des liberalen Bürgertums an. Noch am selben Tage rief Ebert ihn zu sich. Resultat dieses Gesprächs, an dem auch Landsberg teilnahm, war die Berufung bürgerlicher Experten aus dem liberalen Lager an die Spitze der Reichsressorts. Preuss selbst übernahm das Reichsamt des Innern und den Auftrag, eine Verfassung für die künftige demokratische Republik auszuarbeiten, über die die noch zu wählende Nationalversammlung beschliessen sollte. Er wurde somit zum Vater der Weimarer Verfassung, trat aber als Minister bald wieder zurück – aus Protest gegen den von ihm bekämpften Friedensvertrag von Versailles, nicht zuletzt auch wegen des darin ausgesprochenen Verbots eines Anschlusses der Republik Deutsch-Österreich an das Reich ... In diesem Zusammenhang verdient ein weiterer jüdischer Politiker Erwähnung: der erste Gesandte Österreichs in Berlin seit dem Ende der Monarchie, Ludo Hartmann. Er nahm beratend teil an den Vorbereitungen der Verfassunggebenden Nationalversammlung, bemühte sich – wie einst sein Vater, Moritz Hartmann, in der Frankfurter Nationalversammlung von 1848 – bis zuletzt energisch um die Einbeziehung Deutsch-Österreichs in die Weimarer Republik und darf als Hauptinitiator dafür gelten, dass man sich, als Symbol der grossdeutschen Idee, für die Wiedereinführung der alten Reichsfarben Schwarz-Rot-Gold entschied...

Alles in allem lässt sich also sagen, dass in der Gründungsphase der Weimarer Republik einige deutsche Politiker jüdischer Abstammung einen starken, zum Teil entscheidenden Einfluss auf das Geschehen hatten. Das änderte sich aber bald, und in den auf die Regierung Scheidemann folgenden insgesamt neunzehn Kabinetten, in denen weit über zweihundert Ministerposten zu besetzen waren, gab es nur noch ganz wenige Ressortchefs jüdischer Herkunft.

Der schon kurz erwähnte Sozialdemokrat Dr. Rudolf Hilferding, der 1920 die USPD zurück in die SPD führte, wurde 1923 für einige Monate Reichsfinanzminister im ersten Kabinett Stresemann und übernahm später noch einmal, im zweiten Kabinett Hermann Müller, dasselbe Ressort, trat aber 1929 zurück unter dem Druck einer gegen ihn höchst unsachlich geführten Hetzkampagne, an der der deutschnationale Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht massgeblich beteiligt war. Hilferding endete 1941 durch Selbstmord im Gefängnis, nachdem ihn die französische Regierung des Marschalls Petain unter Bruch des Asylrechts an die Gestapo ausgeliefert hatte ...

Vizekanzler und Innenminister im ersten Kabinett Hermann Müller wurde 1920 für einige Monate der langjährige demokratische Parteivorsitzende Dr. Erich Koch-Weser. Er war im Kaiserreich nacheinander Bürgermeister von Delmenhorst, Bremerhaven und Kassel gewesen, galt als ausgezeichnete Verwaltungsjurist und hatte bereits im Oktober 1919 den (nicht-jüdischen) Sozialdemokraten Dr. Eduard David als Innenminister in der Regierung Bauer abgelöst. Dr. Erich Koch-Weser war dann noch einmal unter Reichskanzler Hermann Müller Justizminister in der letzten sozialdemokratisch geführten Koalitionsregierung, die im März 1930 stürzte. Im August desselben Jahres führte er noch die kurzlebige Vereinigung der Demokratischen Partei mit dem Jungdeutschen Orden zur Deutschen Staatspartei durch und schied dann aus der aktiven Politik aus. Im April 1933 wurde ihm aufgrund des «Arier»-Paragraphen die Zulassung als Rechtsanwalt entzogen, und es bedurfte einer Intervention Hindenburgs zugunsten dieses «vom Herrn Reichspräsidenten hochgeschätzten, sehr verdienstvollen und nationalgesinnten Mannes», das Berufsverbot wieder rückgängig zu machen. Dr. Koch-Weser emigrierte 1934 nach Brasilien, nachdem sich seine Tochter, die wegen jüdischer Abstammung nicht zum Lehrerinnen-Examen

zugelassen worden war, das Leben genommen hatte...

Justizminister der ersten beiden Kabinette Marx und des letzten Kabinetts Brüning war der bereits erwähnte, zur konservativen Rechten zu zählende langjährige Staatssekretär im Reichsjustizministerium, Curt Walter Joel...

Der politisch farblose Berufsdiplomat und Orientalist Friedrich Rosen, Spross einer bekannten Gelehrtenfamilie jüdischer Herkunft, war 1921 im ersten Kabinett Wirth für einige Monate Reichsaussenminister, während das Innenressort dieser Übergangsregierung von Dr. Georg Gradnauer geleitet wurde, einem rechten Sozialdemokraten, der als erster sächsischer Ministerpräsident nach der Revolution 1918, gemeinsam mit den bürgerlichen Parteien und dem Militär, die Linksradiakalen in Schach gehalten hatte; während des «Dritten Reiches» kam Gradnauer wegen seiner jüdischen Herkunft ins Konzentrationslager Theresienstadt...

Der letzte und wohl bedeutendste deutsch-jüdische Politiker, der in der Weimarer Republik Minister wurde, war Dr. Walther Rathenau, der im ersten Kabinett Wirth das neugeschaffene Ministerium für den Wiederaufbau, im zweiten Kabinett Wirth das Reichsaussenministerium leitete.

Als Sohn Emil Rathenaus, des Gründers der AEG, von Hause aus sehr begütert, trat er bald nach Beendigung seiner Studien selbständig hervor, und zwar nicht nur als Wirtschaftsführer, sondern auch als Theoretiker und wirtschaftsphilosophischer Schriftsteller. Im Ersten Weltkrieg betraute ihn das Kriegsministerium mit dem Aufbau der Kriegsrohstoff-Abteilung. Sein Organisationstalent, seine zähe Energie und nicht zuletzt sein ihm zu äusserster Pflichterfüllung treibender Patriotismus liessen ihn das scheinbar Unmögliche erreichen. Seine Planung, Erfassung und Kontingentierung aller erreichbaren Rohstoffe hat es Deutschland ermöglicht, vier Jahre lang wirtschaftlich durchzuhalten.

Dr. Walther Rathenau war – im krassen Widerspruch zu den Verunglimpfungen, mit denen ihn die Rechtsextremisten später überschütteten – politisch eher der Rechten als der Linken zuzuzählen. Während der Kriegsjahre gehörte er sogar zu den Super-Patrioten und Annexionisten*, und im Oktober 1918 veröffentlichte er in der «Vossischen Zeitung» einen aufsehenerregenden Artikel, worin er für die Ablehnung unannehmbarer Waffenstill-

³ Vgl. hierzu Fritz Fischer, Griff nach der Weltmächte

standsbedingungen eintrat und eine Massenerhebung des deutschen Volkes zur Abwehr feindlicher Invasionsheere forderte. Nach dem Zusammenbruch, der nicht aufzuhalten gewesen war, stellte sich Walther Rathenau der neuen Reichsregierung zur Verfügung. Er nahm unter anderem an den Vorbereitungen für die deutsche Friedensdelegation teil, war Sachverständiger bei der Konferenz in Spa und beteiligte sich 1921 an den Vorarbeiten für die Londoner Reparationskonferenz. Der Annahme des Londoner Ultimatums widersetzte er sich zunächst, fand sich dann aber doch bereit, nach der Neubildung der Regierung durch den Zentrumspolitiker Wirth als Wiederaufbauminister in das Kabinett einzutreten.

Als der Völkerbundsrat Oberschlesien teilte, trat er unter Protest aus der Regierung aus, blieb aber weiter Berater und Unterhändler der Reichsregierung. In den fünf Monaten, in denen er dann 1922 noch als Reichsaussenminister tätig war, konnte er für Deutschland sehr beachtliche Erfolge erzielen, insbesondere den Vertrag von Rapallo mit Sowjetrußland und – was ebenso wichtig war – die Beschwichtigung der Westmächte, die die deutsch-russischen Wirtschaftsvereinbarungen zunächst mit grossem Mißtrauen zur Kenntnis genommen hatten.

Seine erfolgreichen Bemühungen um eine Verbesserung der trostlosen Lage, in der sich Deutschland nach der Niederlage von 1918 befunden hatte, trugen ihm bei den Deutschnationalen und Völkischen keinen Dank ein. Rathenau, der seiner Gesinnung nach selbst ein Nationalist und glühender Patriot war, wurde als «jüdischer Erfüllungspolitiker» verleumdet und bedroht. Unter den Rechtsextremisten und Freikorps erfreute sich ein Lied grösster Beliebtheit, dessen Kehrreim lautete: «Dem Rathenau, dem Walther / blüht auch kein hohes Alter / Knallt ab den Walther Rathenau / die gottverdammte Judensau!» Obwohl Dr. Rathenau wusste, wie ernst diese Mordhetze zu nehmen war, liess er sich nicht einschüchtern und lehnte Massnahmen zum Schutz seiner Person entschieden ab. Am 24. Juni 1922 wurde der Reichsaussenminister im offenen Wagen auf der Fahrt von seinem Haus im Grunewald ins Auswärtige Amt von ehemaligen Offizieren und Freikorpsleuten mit Pistolenschüssen ermordet. Ernst von Salomon, einer der Beteiligten an dem Komplott gegen Walther Rathenau, hat die Umstände in seinem Roman, «Die Geächteten», eindrucksvoll beschrieben.

Ausser diesen wenigen jüdischen oder halbjüdischen Ministern gab es in der Weimarer Republik noch einige weitere Prominente, die eine politische

Rolle spielten und jüdischer Herkunft waren. Wir wollen uns auf einige typische Beispiele beschränken, die uns zeigen, dass es ausser den wenigen Ultralinken – wie Ruth Fischer, die aus der KPD ausgeschlossen und zur Anti-Stalinistin wurde, oder Heinz Neumann, der seit 1928 neben dem (Nichtjuden) Ernst Thälmann an der Spitze der KPD stand und 1957 zu den von Stalin «liquidierten» deutschen Kommunisten gehörte – Juden vornehmlich im Bereich der auf «Ruhe und Ordnung» bedachten bürgerlichen Parteien gab.

Hermann Reincke-Bloch (1867-1928) war zum Beispiel einer der Führer der zur gemässigten Rechten zählenden Deutschen Volkspartei. Als Hauptmann der Reserve aus dem Ersten Weltkrieg zurückgekehrt, wurde er 1921 Chef einer Koalitionsregierung im konservativen Mecklenburg-Schwerin, später Kultusminister. Erich Kuttner, als Vizefeldwebel vor Verdun schwer verwundet, nahm an der Niederwerfung des Spartakus-Aufstands aktiv Anteil. Später gehörte er zur SPD-Fraktion des preussischen Landtages, flüchtete 1933 nach Holland, wurde dort nach der deutschen Besetzung von der Gestapo aufgespürt und 1942 im Konzentrationslager Mauthausen ermordet.

Jakob Riesser, ein Neffe Gabriel Riessers, der – wie an anderer Stelle bereits erwähnt – 1849 durch seine Kaiserrede in der Frankfurter Paulskirche berühmt geworden war und im Auftrage der Nationalversammlung König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen die deutsche Kaiserkrone angetragen hatte, war nicht nur der Gründer des – gewiss nicht im Verdacht marxistischer Betätigung stehenden – Centralverbandes des deutschen Bank- und Bankiersgewerbes wie auch des Hansa-Bundes, als dessen Präsident er im November 1918 zur Gründung von Bürgerräten aufrief, die als Gegengewicht zu den Arbeiter- und Soldatenräten gedacht waren und den Kampf gegen Spartakus finanzierten; Riesser war vielmehr auch von 1906 bis 1928 Mitglied des Reichstages, erst der Nationalliberalen, dann der Deutschen Volkspartei. Von 1921 an war er einer der Vizepräsidenten des Parlaments, und der von ihm initiierte Reichsbürgerrat war 1925 Träger der Kandidatur des Generalfeldmarschalls Paul von Hindenburg für die Reichspräsidentschaft. Riesser starb 1932 im Alter von fast 80 Jahren...

Nachfolger Riessers im Präsidium des Centralverbandes des deutschen Bank- und Bankiersgewerbes wurde Dr. Georg Solmssen, Aufsichtsratsvorsitzender der Deutschen Bank und Diskontogesellschaft wie schon sein Va-

ter, Dr. Arthur Salomonsohn. Solmssen war ein konservativer, scharf antisozialistischer Wirtschaftsführer, dessen Reden – etwa anlässlich der Bankiertage – viel Aufsehen erregten und sich in ihrer Tendenz kaum von denen eines Hugenberg oder Schacht unterschieden. Er starb 1957 in Lugano, wohin er sich, da er auch rumänischer Generalkonsul war, im «Dritten Reich» hatte zurückziehen können...

Eine sehr umstrittene Persönlichkeit im politischen Leben der Weimarer Republik, die ebenfalls der Rechten zuzurechnen war, aber – obwohl Mitglied der Zentrumspartei – auch starken Einfluss auf die Sozialdemokratie hatte, war Staatssekretär Robert Weismann, der engste Mitarbeiter und Ratgeber des preussischen Ministerpräsidenten Otto Braun (SPD). Weismann, ursprünglich Staatsanwalt, setzte sich während der Revolutionswirren 1918/19 mit allen Mitteln für die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Niederschlagung linksradikaler Aufstandsversuche ein. 1920 wurde er Staatskommissar für öffentliche Sicherheit. Kurt Tucholsky, der unentwegte Warner und Mahner der in die Katastrophe steuernden Weimarer Republik und schärfste Kritiker der mit ihren Todfeinden von rechts liebäugelnden und paktierenden jüdischen Deutschnationalen, hat Weismann in Artikeln, Glossen und Couplets immer wieder attackiert: «Herr Weismann setzt in seine Presse / den bösen Bolschewistenspuk / Aufreißt der Redakteur die Fresse / Herrn Weismann ist's noch nicht genug...»

Schliesslich sei noch einer Gestalt auf der politischen Bühne der Weimarer Republik gedacht, die zur Zielscheibe heftigster antisemitischer Angriffe wurde: des Dr. Bernhard Weiss, zuletzt Polizei-Vizepräsident von Gross-Berlin. Als Sohn eines wohlhabenden jüdischen Kaufmanns studierte er Rechtswissenschaft und wagte es dann, als Verwaltungsjurist in den preussischen Staatsdienst einzutreten. Im Ersten Weltkrieg meldete er sich freiwillig an die Front, brachte es in einem bayerischen Truppenteil bis zum Rittmeister und wurde wegen seiner persönlichen Tapferkeit mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse ausgezeichnet. Im Sommer 1918, also noch im Kaiserreich, wurde er für den Polizeidienst angefordert, leitete von 1920 bis 1924 die politische Polizei der Reichshauptstadt, wurde aber dann wegen einer Aktion gegen die sowjetische Handelsvertretung in den einstweiligen Ruhestand versetzt. 1927 kehrte er als Polizeivizepräsident ins Präsidium am Alexanderplatz zurück.

Als national gesinnter ehemaliger Frontoffizier und wegen allzu forschen

Vorgehens gegen Sowjetdiplomaten gemassregelter preussischer Beamter hätte Dr. Bernhard Weiss ein bei der deutschen Rechten populärer Mann sein können, wäre er nicht Jude gewesen, zumal einer, der so aussah, wie deutsche Antisemiten sich Juden vorzustellen pflegen. So gab ihm Dr. Josef Goebbels, Hitlers «Gauleiter von Gross-Berlin» und Herausgeber des nationalsozialistischen Kampfblattes «Der Angriff» den Spottnamen «Isidor» und überschüttete ihn allwöchentlich mit persönlichen Beleidigungen, Verleumdungen und gehässigen Unterstellungen. Nach dem Staatsstreich Franz von Papens vom 20. Juli 1932 gegen die legale preussische Regierung musste Dr. Weiss seinen Abschied nehmen. Ende Januar 1933 konnte er sich in letzter Minute dem Zugriff seiner Todfeinde entziehen. Er flüchtete ins Ausland und starb 1955 in London...

War schon der Weimarer Staat wahrlich keine «Judenrepublik» und konnte man die kaum ins Gewicht fallende Beteiligung von Persönlichkeiten jüdischer Herkunft am politischen Leben gewiss nicht als eine «jüdisch-bolschewistische Verschwörung» bezeichnen, so war die angebliche Beherrschung Deutschlands durch ein «jüdisches Presse-Monopol» erst recht ein blosses Phantasieprodukt, vielleicht auch eine Zwecklüge. Vermutlich sollte sie nur verschleiern helfen, dass der Haupteinfluss auf die deutsche Presse in Wirklichkeit von den grossen Industriekonzernen und -verbänden ausgeübt wurde, die ihre sehr eigensüchtigen Interessen deutschnational zu verbrämen verstanden.

Das bedarf einer kurzen Erläuterung: Im Gegensatz beispielsweise zu England gab es weder im Kaiserreich noch in der Weimarer Republik eine über das ganze Staatsgebiet verbreitete Massenpresse. Wohl hatte die Reichshauptstadt ihre grossen Boulevardzeitungen wie die «BZ am Mittags» das «8-Uhr-Abendblatt» oder die «Nachtausgabe». Doch die Auflagen dieser und aller anderen in Berlin erscheinenden Zeitungen waren unvergleichlich geringer als die der grossen englischen Blätter und wirkten dagegen zwerghaft.

Blätter von internationalem Ruf gab es nicht nur in Berlin, sondern in beinahe allen Grossstädten des Reiches, und da sie wirtschaftlich nicht verbunden waren, konnte von einem Monopol ohnehin nicht die Rede sein. Jüdisch – in dem Sinne, dass sie Verlegern jüdischer Herkunft gehörten – waren in

der Weimarer Republik überhaupt nur zwei Zeitungskonzerne von Bedeutung: Ullstein und Mosse⁶.

Deren einzige Blätter von politischem Einfluss und weltweiter Beachtung waren die «Vossische Zeitung» (Ullstein; höchste je erreichte Auflage: 80'000) und das «Berliner Tageblatt» (Mosse; Höchstauflage: 310'000). Daneben gab es in Berlin noch eine weitere politisch bedeutende Tageszeitung, nämlich die während ihrer einflussreichen Periode in Stinnes-Besitz befindliche, abwechselnd von Schwerindustriekreisen und vom Staat subventionierte «Deutsche Allgemeine Zeitung».

Ausser der angesehenen, aber wegen ihrer winzigen Auflage alljährlich grosse Zuschüsse erfordernden «Vossischen Zeitung» erschienen im Ullstein-Verlag noch eine ganze Reihe von weniger anspruchsvollen Morgenblättern, Boulevardzeitungen, Wochenzeitungen und Zeitschriften, darunter die «Berliner Morgenpost», mit durchschnittlich mehr als fünfhunderttausend Exemplaren Auflage grösste deutsche Tageszeitung, und die «Berliner Illustrierte», die auflagenstärkste Zeitschrift des Reiches.

Im Verlag Mosse erschienen, ausser dem «Berliner Tageblatt», auch die «Berliner Volks-Zeitung» und das «8-Uhr-Abendblatt», doch die wirtschaftliche Basis des Unternehmens waren das Anzeigengeschäft der «Annoncen-Expedition Rudolf Mosse», das Adressbuchgeschäft sowie der international eingeführte «Rudolf-Mosse-Code».

Beide Verlagshäuser, Ullstein wie Mosse, verfolgten eine bürgerlich-liberale Politik; allzu linke, geschweige denn kommunistische Tendenzen wurden nicht geduldet. Als Mosse 1932 in finanzielle Schwierigkeiten geriet, versuchte der Verlag sich noch dadurch zu retten, dass er im «Berliner Tageblatt» gemässigt deutschnationale Töne anklingen liess...

Eine «Pressemacht» stellte allenfalls das Haus Ullstein dar, das um 1928 mit Stolz daraufhinweisen konnte, jeder siebente Deutsche lese regelmässig eines seiner Presse-Erzeugnisse. Doch das schloss so völlig unpolitische Zeitschriften wie «Dame», «Bauwelt», «Verkehrstechnik» oder auch die Rundfunkprogrammzeitschrift «Sieben Tage» ein, desgleichen den «Heiteren Fridolin» oder auch die Vaterlands- und schollentreue «Grüne Post», die von Landwirten und Auslandsdeutschen viel gelesen wurde.

⁶ Daneben gab es noch die angesehenene, von Leopold Sonnemann (1851-1909) gegründete Frankfurter Zeitung.

Nein, politisch reichte die Macht von Ullstein und Mosse kaum über den Berliner Westen hinaus, wenn man von der nationalen und manchmal auch internationalen Beachtung absieht, die die Leitartikel des «Berliner Tageblatts» und der «Vossischen Zeitung» häufig fanden. Es gab indessen noch einen dritten grossen Zeitungsverlag der Reichshauptstadt, hinter dem sich wirkliche Macht verbarg und der, teils direkt, teils indirekt, die öffentliche Meinung im ganzen Reich auf das stärkste beeinflusste. Da er jedoch nicht in jüdischen Händen war, wurde seiner Machtkonzentration nur wenig Aufmerksamkeit zuteil. Nur wenige Fachleute wussten, welche unerhört grosse und mächtige «Meinungsfabrik» dahintersteckte.

Das Verlagshaus, von dem die Rede ist, führte den Namen seines Gründers, August Scherl, doch es war bereits im Ersten Weltkrieg in andere Hände übergegangen, und zwar an Leute, die – wie man damals munkelte – der rheinischen Schwerindustrie nahestanden. Nur wenige wussten, was das in der Praxis bedeutete:

Schon kurz vor dem Ersten Weltkrieg hatte der damalige Vorsitzende des «Vereins für die bergbaulichen Interessen», dem alle grossen Werke an Rhein und Ruhr angehörten und der seit Jahrzehnten Träger des politischen Willens der Schwerindustrie war, seinen Mitgliedern vorgeschlagen und dafür ihre volle Zustimmung gefunden, dass alle grösseren «Anzapfversuche von Privatleuten, insbesondere Zeitungsverlegern, bei der Schwerindustrie von einer Kontrollinstanz des «Bergbaulichen Vereins» überprüft und begutachtet werden sollten, ehe Zusagen erteilt oder gar Gelder zur Verfügung gestellt wurden. Die Kontrollstelle, die sogleich eingerichtet wurde, bestand – wie nicht anders zu erwarten – ihrerseits der Kontrolle des Vereinsvorsitzenden, der zudem Vorsitz des Vorstands des grössten schwerindustriellen Unternehmens nicht nur des Reiches, sondern ganz Europas war, nämlich des Krupp-Generaldirektors (und Alldeutschen-Führers) Geheimrat Dr. Alfred Hugenberg.

Innerhalb weniger Jahre baute sich nun Geheimrat Hugenberg mit Hilfe der Ruhrindustrie ein Presse-Imperium auf, das er allein kontrollierte, und als er 1919 das Krupp-Direktorium verliess und sich ganz der Politik widmete, da stand dem «Silberfuchs», wie er in Essen genannt worden war, ein gewaltiger Apparat zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung zur Verfügung. Auch brauchte er nun nicht mehr die Schwerindustrie, sondern die

Herren an Rhein, Ruhr und Saar brauchten ihn, den heimlichen Herrscher über die damaligen Massenmedien im Reich, der sich dann auch noch zum Parteivorsitzenden der Deutschnationalen und damit in eine politische Schlüsselstellung aufschwang.

Auf der Höhe seiner Macht verfügte Hugenberg über eine eigene internationale Nachrichtenagentur, die «Telegraphen-Union» (TU), über die grösste deutsche Anzeigenagentur «Allgemeine Anzeigengesellschaft» (Ala), über ein in der «Wirtschaftsstelle der Provinzpresse» (Wipro) zusammengefasstes Netz von Materndiensten und Korrespondenzen, das dadurch grosse politische Bedeutung gewann, dass es Hunderte von mittleren und kleinen Tageszeitungen mit Artikeln, ja, mit druckfertig gematerten Seiten versorgte, so dass am Ende die Kunden, «unabhängige» Zeitungsredaktionen, nur noch den Lokalteil selbst gestalten konnten, ferner über eine eigene «Zeitungsbank», die «Mutuum Darlehens-AG», und über die «Vera» Verlagsanstalt GmbH, die eine Vielzahl deutscher Provinzblätter in ein getarntes Abhängigkeitsverhältnis zu Hugenberg und seinen Freunden gebracht hatte. Dazu kamen starke Beteiligungen an insgesamt vierzehn wichtigen Zeitungen in grösseren und mittleren Städten, ausserdem der Scherl-Verlag in Berlin mit dem auflagen- und anzeigenstarken «Berliner Lokalanzeiger» und dem (in Konkurrenz zu Ullsteins «Berliner Illustrierten» gegründeten) Bilderblatt «Die Woche». Und neben dem Hugenbergschen Presse-Reich, das mit Anzeigen, Artikeln, Nachrichten, Materndiensten, Darlehen und Beteiligungen weite Teile der deutschen Provinz- und Heimatpresse beherrschte, gab es auch noch ein Hugenbergsches Film-Imperium, die «Universal-Film AG», kurz «Ufa» genannt. Die «Ufa», mit eigenen Produktionsbetrieben und Ateliers, Verleihfirmen und einer Vielzahl von Filmtheatern, komplettierte die «Meinungsfabrik» des deutschnationalen Parteiführers nicht nur mit eigener Ufa-Wochenschau, sondern auch mit Staffeln von «patriotischen» Spielfilmen, die den Krieg verherrlichten und die Verständigungspolitik Stresemanns zu sabotieren trachteten.

Nach dem Regierungsantritt Hitlers, dem Hugenberg so kräftig in den Sattel geholfen hatte und dessen erster Reichswirtschaftsminister er dann wurde, trennte sich der «Silberfuchs» nach und nach von allen seinen Presse- und Filminteressen, zuletzt – 1944 – auch vom Scherl-Verlag. Im Gegensatz zu den «arisieren» Verlagen Mosse und Ullstein wurde der Scherl-

Verlag, obwohl er zur Zeit des Verkaufs wegen der Papierknappheit kurz vor dem Bankrott stand, geradezu grotesk überbewertet: Hugenberg erhielt, allein für diese Reste seines Imperiums, rund 64 Millionen Mark – doch nicht in entwertetem Bargeld, sondern in Aktienpaketen aus Reichsbesitz, die ihm namhafte Beteiligungen an zwei der grössten Konzerne der deutschen Industrie sicherten.

Doch trotz seiner grossen Ausdehnung und beträchtlichen Einflussmöglichkeiten war selbst der deutschnationale Hugenberg-Konzern beileibe nicht das grösste Presseunternehmen der deutschen Zeitungsgeschichte. Dies schuf sich Hitler selbst, mit Hilfe von Max Amann und einigen Stroh Männern, und wenn auch das Ziel, ein absolutes Monopol, nicht erreicht wurde, so waren doch zuletzt 82,5 Prozent der gesamten deutschen Presse in der Hand Amanns und damit Hitlers.

Hugenberg und Hitler, nicht die Juden, vernichteten die deutsche Heimat- und Provinzpresse, zwangen angesehene, seit Generationen in Familienbesitz befindliche Verlagshäuser zur Aufgabe ihrer Unabhängigkeit, zur Einstellung bodenständiger Zeitungen und schliesslich zum Verkauf. Am Ende geriet auch Hugenberg in den Sog des Konzentrationsprozesses und musste, als einziger überreichlich abgefunden, das Rennen aufgeben. Derjenige aber, der in seinem Parteiprogramm versprochen hatte, sich «wenn nötig unter Einsatz des eigenen Lebens» dafür einzusetzen, dass ein gesunder Mittelstand geschaffen und die Bildung von Trusts verhindert würde?, raffte für sich, zu Lasten mittelständischer Unternehmer, mehr zusammen als je ein Deutscher vor oder nach ihm...

Es gäbe noch einen Einwand gegen unsere Widerlegung der antisemitischen Behauptungen, die «jüdische Presse-Allmacht» betreffend, nämlich dass Hugenberg ja bloss zur Verhinderung eines noch grösseren jüdischen Einflusses auf die deutsche Presse des Kaiserreichs und der Weimarer Republik die zum Verkauf stehenden Objekte in seine Obhut genommen hätte, damit sie «der nationalen Sache» erhalten blieben und nicht «den Juden in die Hände» fielen, während Hitler später nur eine Art von Verstaatlichung betrieb, bei der er – nach dem Prinzip absoluter Herrscher, *l'Etat c'est moi* – seine Person als Verkörperung des Staates ansah.

Auf Hitlers angebliche Selbstlosigkeit einzugehen, lohnt sich nicht. Eine Verstaatlichung wäre durchaus möglich gewesen, doch hat er sie eben nicht

⁷ Vgl. NSDAP-Parteiprogramm im Dokumenten-Anhang.

durchgeführt, vielmehr die Aufkäufe jüdischer wie nichtjüdischer Verlage samt und sonders durch Strohmänner vornehmen lassen, so dass nicht einmal die Verkäufer wussten, an wen sie ihre Zeitungen abgetreten hatten. Dagegen wurde im Falle späterer Hugenbergscher Verlagsobjekte tatsächlich mehrfach das Argument ins Feld geführt, es müsste verhindert werden, dass dieses oder jenes «nationale» Blatt in jüdische Hände geriete. Just mit diesem Trick, präziser: mit der (nicht zutreffenden) Behauptung, ein höheres Angebot von Mosse erhalten zu haben, gelang es beispielsweise August Scherl im Jahre 1913, ein Konsortium konservativer Geldgeber zusammenzubringen, das ihm seine Anteile nach und nach sehr teuer abkaufte und sie später dem wackeren Geheimrat Hugenberg überliess. Paradoxerweise standen an der Spitze dieses Konsortiums von Bank- und Industrie-Magnaten, das einen deutschnational-antisemitischen Verlag vor dem angeblichen Zugriff der Berliner «Zeitungsjuden» rettete, der Kölner Bankier Simon Alfred Freiherr von Oppenheim sowie die noch um einige Grade jüdischeren Bankiers Louis Hagen und Eduard Beit von Speyer, in Firma Lazard Speyer-Ellissen...

Dass das Zeitungssterben, das in den letzten Jahren der Weimarer Republik begann, auf jüdische Einflüsse, zumindest auf die übermächtige Konkurrenz Ullsteins und Mosses, zurückzuführen gewesen wäre, wagte selbst im «Dritten Reich» niemand mehr ernstlich zu behaupten. Und heute wäre, was die Bundesrepublik und West-Berlin betrifft, eine solche Behauptung noch absurder, weil es einerseits, mindestens bei den zehn grössten Pressekonzernen, keinen einzigen jüdischen Mitgesellschafter, geschweige denn Haupteigentümer mehr gibt, andererseits der Konzentrationsprozess, trotz eines hoffnungsvollen Neubeginns nach 1945, der das Wiedererscheinen zahlreicher im «Dritten Reich» untergegangener Zeitungen und dazu viele neue Blätter brachte, längst wieder eingesetzt hat und rapide fortschreitet.

Indessen lässt sich heute eine andere Feststellung treffen, die vor 1933 allenfalls in Berlin möglich gewesen wäre und die die Art und Weise betrifft, in der, falls überhaupt vorhanden, jüdischer Einfluss auf die Presse ausgeübt wird, und zwar nicht in wirtschaftlicher Hinsicht, sondern in bezug auf die politische Linie und die redaktionelle Gestaltung der Blätter. Es sind nämlich heute – ausser den bereits erwähnten und zitierten Publizisten William S.

Schlamm und Hans Habe – noch eine ganze Reihe von namhaften Journalisten jüdischer Herkunft in der bundesdeutschen und Westberliner Publizistik tätig. Sie bilden zwar quantitativ, gemessen an der Gesamtzahl massgebender Journalisten, nur eine winzige Minderheit, aber sie sind zum Teil in ausserordentlich einflussreichen Stellungen. Und gerade der Kurs der Blätter, den sie beeinflussen, muss auch die allerletzten Zweifel daran zerstreuen, dass die angebliche Identität jüdischer und marxistisch-bolschewistischer Presse-Einflüsse eine antisemitische Erfindung war und ist.

Beschränken wir uns auf ein einziges Beispiel: den keiner Sympathie für die Lehren von Marx oder gar das Rätesystem verdächtigen, grössten und mächtigsten kontinentaleuropäischen Presse-Konzern von Axel Cäsar Springer. Dessen politische Linie wird zwar, so heisst es, vom «Zeitungs-Zaren» Springer selbst bestimmt, doch steht ihm eine Art von Kronrat zur Seite, der von den Grossfürsten und Bojaren seines Reiches gebildet wird. Die Gründungsverlautbarung vom Dezember 1963 sprach von einem journalistischen Beirat «für die verlegerische Planung und Entwicklung der Objekte aller Häuser des Unternehmens» und liess – so bemerkt Hans Dieter Müller in seiner kritischen Studie, «Der Springer-Konzernq die 1968 erschienen ist – «zunächst eher an Harmlos-Handwerkliches denken ... Davon mag auch heute noch gesprochen werden. Mit dem neuen Geschäftsführer seit 1. Januar 1965, dem ehemaligen «Kristall»-Chefredakteur Dr. Horst Mahnke, politisierte sich der kleine Exekutivstab jedoch. In der gepflegten Ruhe des 12. Stocks, unmittelbar neben den Räumen des Verlegers untergebracht, wurde er zu einer Art Politischem Büro...»

Hans Dieter Müller nennt auch die Namen der Mitglieder des «Redaktionellen Beirats» (nach dem Stand von 1968), «die sich gegen eine Sondervergütung von 2'500 DM monatlich einmal in der Woche treffen, um mit dem Inhaber und seinen engeren Beratern allgemeine Redaktionsfragen zu besprechen»...: Hans Bluhm für «Hör zu», Peter Boenisch für «Bild» und «Bild am Sonntagq Julius Hollos für den «Springer-Auslandsdienst, inzwischen eine Art Redaktionsdirektor für die «Welt», Malte Till Kogge und Heinz Köster alternierend für die Berliner Blätter, (der inzwischen verstorbene) Bernhard Menne für die «Welt am Sonntagq Martin Salier für das «Hamburger Abendblatt, Dr. Hermann F. G. Starke, Hans-Wilhelm Meidinger und Dr. Heinz Pentzlin für die «Welt». Als Mitglieder ohne Chefredakteursportefeuille werden Ernst J. Cramer, Otto Siemer, Adam Vollhardt und Karl An-

Dreas Voss aufgeführt, und natürlich gehört auch der Geschäftsführer Dr. Horst Mahnke zu dem erlauchten Kreis.

Von diesen fünfzehn Chefberatern, die gemeinsam mit dem Verleger die «Richtlinien der Politik» des Hauses Springer anno 1968 erarbeiteten, sind mindestens vier ehemalige aktive Nationalsozialisten, darunter – in der Person des Springer-Teilhabers Voss – ein ehemaliger Beauftragter des «Reichsleiters» Amann und – in der Person des Geschäftsführers Dr. Mahnke – ein einstiger Funktionär des Heydrichschen «Reichssicherheitshauptamts». Weitere drei- oder zwanzig Prozent! – aber sind jüdischer Herkunft: Julius Hollos und Ernst J. Cramer, beide als alliierte Presseoffiziere aus der Emigration zurückgekehrt, sowie «BZ»-Chefredakteur Malte Till Kogge, ein Enkel des um die Kommunalpolitik der Reichshauptstadt hochverdienten freisinnigen Politikers und Rabbinersohnes Geheimrat Dr. Oskar Cassel, Ehrenbürgers von Berlin...

Unter den weiteren führenden jüdischen Mitarbeitern des Springer-Verlages sind der – schon erwähnte – politisch weit rechts stehende «Welt am Sonntag»-Kolumnist William S. Schlam und der um das «Welt»-Kulturreport sehr verdiente Kritiker und Kolumnist Willy Haas («Caliban») zu nennen.

Die wenigen Namen sollen genügen, zeigen sie doch bereits, dass die Reste «jüdischer Pressemacht», wie es die Antisemiten nannten, ausgerechnet dort zu finden sind, wo Massenbeeinflussung mit deutlichem Rechtskurs und in nicht bloss antisozialistischem, sondern ausgesprochen reaktionärem Sinne betrieben wird, während man im linken Lager schwerlich mehr als eine verstreute Handvoll Publizisten jüdischer Herkunft fände (ganz abgesehen davon, dass es in der Bundesrepublik unter den linksgerichteten Blättern gar nichts gibt, was als «mächtig» bezeichnet werden könnte...).

Bleibt noch die Frage, woher es kommt, dass die wenigen prominenten Publizisten jüdischer Herkunft, die es in der heutigen Bundesrepublik noch gibt, sich auf der politischen Rechten und unter dem Dach eines Verlagshauses angesiedelt haben, das zwar «die Aussöhnung zwischen Juden und Deutschen»⁸ zu den vier Grundfesten seiner Verlagspolitik zählt, sich aber – dies ist nur ein Beispiel – für sein Renommier-Blatt «Die Welt» einen politischen Karikaturisten wie Hicks hält, der heute Walter Ulbricht oder

⁸ Diese vom Hause Springer gewählte Formel offenbart eine rassistische Denkweise; es müsste sich um die Aussöhnung zwischen Juden und *Christen*, allenfalls um die zwischen *Israelis* und Deutschen handeln.

auch Sebastian Haffner in derselben Manier attackiert, in der er einst die Flucht der Juden aus dem «Dritten Reich» oder das Leid der Emigranten verhöhnzte; auf der Titelseite eines seiner grossen Boulevardblätter die – schreckliche Assoziationen weckende, erneut auf eine unliebsame Minderheit bezogene – Schlagzeile «*Aus merken!*» duldet; wo Kommentatoren wie – wiederum nur ein Beispiel – Wilfried Hertz-Eichenrode einen neuen Nationalismus predigen und wo – wie es Hans Dieter Müller formuliert hat – versucht wird, «die Machtverschiebung in Europa als Folge des Kommunismus, nicht als Folge des explosiven deutschen Nationalismus zu interpretieren». Und er erinnert daran: «Nicht die Rassendoktrin brachte Hitler zur Macht, sondern sein militanter Antikommunismus, der in Bürgerangst und Freikorpsdenken, in den neokonservativen Sekten und Bünden, in Hugenbergs deutschnationaler Presse und den unverändert reaktionären Ideologien von Wirtschaft, Justiz und Armee längst seine apokalyptischen Vorläufer hatte, die nach dem Retter riefen und ihn auch fanden...»

Hans Dieter Müller hat mit dieser Analyse und Mahnung zugleich die Antwort auf unsere Frage gegeben: Die deutschen Juden, teils in «Bürgerangst» vor Chaos und Enteignung befangen, teils in ebenso «reaktionären Ideologien» wie ihre «arischen» Konkurrenten, Partner, Kollegen und Kameraden «in Wirtschaft, Justiz und Armee», standen in ihrer grossen Mehrheit im bürgerlich-konservativen Lager und kamen sich schon sehr «links» vor, wenn sie die Deutsche Staatspartei wählten. Ja, und daran hat sich nichts geändert, ausser dass es kaum noch Juden in Deutschland gibt. Alles andere, insbesondere dass die deutschen Juden «dem Bolschewismus Vorschub leisteten» oder gar, als dessen Erfinder und heimliche Lenker, mit ihm identisch waren, ist eine antisemitische Erfindung.

Und das bringt uns zu unserer Hauptfrage zurück, ob denn – neben all den uns nun bekannten Nachteilen – wenigstens diejenigen wirklichen oder vermeintlichen Vorteile eingetreten sind, die sich die Antisemiten für Deutschland von einer Vertreibung oder Vernichtung der Juden erhofft haben: die Rückbesinnung der Deutschen auf die «inneren Werte» sowie auf Scholle und Pflug, Ahnenerbe und germanische Keuschheit; ihre Abkehr vom Materialismus, vom Händlertum und Krämerdenken; ein Anstieg der Wehrfreudigkeit; die Zurückdrängung «zersetzender» Einflüsse in bildender Kunst, Theater, Film und Literatur, dafür die Entwicklung sauberer, germa-

nischer Auffassungen; die Befreiung des gewerblichen Mittelstandes vom Würgegriff der Warenhäuser, Einheitspreisgeschäfte, Supermärkte und Versandhandelsfirmen; die Aufhebung der «Zinsknechtschaft»; die Brechung der Monopole und der Vorherrschaft der Banken; die Zurückführung des Wettbewerbs auf «arische» Normen, das Ende der marktschreierischen, volksverdummenden Reklame und vor allem des unkeuschen Anpackens jener Dinge, die der Arier «im Grunde seiner Seele immer als Schickung empfindet»; die Beseitigung «artfremden» Geistes aus allen Bereichen der Wissenschaft und die Abkehr vom bloss theoretischen Denken; die Gesundung der Landwirtschaft und die Beseitigung der bolschewistischen Weltgefahr...

Wir wissen heute, ein Vierteljahrhundert nach dem Ende der grossen Judenverfolgung, dass nichts von alledem eingetreten ist, was sich die Antisemiten von der völligen Beseitigung aller jüdischen Einflüsse gläubig erhofft hatten – gar nichts!

Ein solches Ergebnis haben nicht einmal die unschuldig Verfolgten selbst erwartet, denn auch sie waren mitunter nicht völlig immun gegen das Gift der «Rassenhetze; auch sie hielten oft die eine oder andere, von ihnen negativ gewertete Erscheinung für «typisch jüdisch», empfanden bestimmte neue Strömungen in der Kunst, Literatur oder auch Wissenschaft als «zersetzend» und hielten besorgt Umschau nach etwa daran beteiligten Juden; auch sie empörten sich über jede von der spiessbürgerlichen Norm abweichende Äusserung eines der Ihren und werteten sie häufig nicht als individuelles, sondern als «rassebedingtes» Fehlverhalten, ja, sie betrieben zum Teil selbst Rassismus, indem sie – parallel zur nationalsozialistischen Ideologie von der «nordischen Herrenrasse» – die deutlichen Unterschiede zwischen hochzivilisierten, sauber gekleideten, womöglich akademisch gebildeten Mitteleuropäern jüdischer Herkunft und den ungepflegten, um die nackte Existenz ringenden, verproletarisierten «Ostjuden» aufzeigten, die mit einem modernen Industriestaat freiheitlicher Verfassung noch nicht in Berührung gekommen waren, weshalb sie für die Rolle der «Minderrassigen» prädestiniert erschienen. Und es stimmte sie auch nicht nachdenklich, dass gerade aus dieser Millionenmasse von unterdrückten, halbverhungerten und aus dem modernen Leben ausgesperrten Juden Osteuropas ein Schrei nach Bildung aufstieg, der lauter war als der nach Brot...

Wenn es aber eine Lehre gibt, die Juden wie Nichtjuden, Antisemiten wie Judenfreunde, auch sonstige Fanatiker jedweder «Rasse» oder Religion,

gleichermaßen aus der Nichterfüllung aller Erwartungen ziehen können, die man in Deutschland einst an die Ausschaltung «fremdrassiger» Einflüsse knüpfte, so ist es diese: Es waren nicht die Menschen, die als Objekte des Rassenwahns durch eigene plötzliche Verwandlung alles über den Haufen warfen, was man bis dahin über sie zu wissen und von ihrer Vernichtung erhoffen zu können meinte; es war vielmehr der Rassenwahn selbst, der – da von völlig falschen Voraussetzungen ausgehend – auch zu völlig falschen, das heißt: gänzlich unerwarteten und, vom Standpunkt der Verfechter des Irrglaubens aus gesehen, auch durchaus unerwünschten Resultaten führen musste.

Indessen setzt der Wunsch nach Beherzigung solcher Lehre wohl mehr Einsicht voraus, als man von denen erwarten kann, die sich aus dumpfen Vorurteilen, Konkurrenzangst, Sexualneid, Intoleranz und primitiven Hassgefühlen heraus eine Ideologie zurechtzimmern, die es ihnen gestattet, sich als «Herrenmenschen» zu fühlen und jede nach Anzahl oder Verteidigungsmöglichkeiten schwächere Gruppe als «Minderrassige» einzustufen, sie nach Herzenslust zu schikanieren und am Ende abzuschlachten...

Zehntes Kapitel

Bilanz einer Ausrottung

Es haben sich für Deutschland keinerlei Vorteile finden lassen, die sich aus der Vertreibung und Vernichtung des deutschen Judentums ergeben haben könnten, nicht einmal die höchst fraglichen, die sich die Antisemiten erhofft hatten, geschweige denn andere, die sich, aus heutiger Sicht und so objektiv wie möglich betrachtet, ernstlich als solche bezeichnen liessen. Der einzige Vorteil der grossen Judenverfolgung der dreissiger und frühen vierziger Jahre, die erheblich beschleunigte Staatwerdung Israels, liegt eindeutig nicht auf seiten der Verfolger.

So müssen wir denn auf der Gewinnseite einen dicken Strich machen, es sei denn, wir wollten, wie es einst die Herren vom SS-WVHA¹ taten, die Sklavenarbeit der zu Tode Geschundenen und die systematische Verwertung ihrer Leichen als Gewinn verbuchen. Dann müssten wir aber mit deutscher Gründlichkeit auch noch vieles, vieles andere hinzurechnen, was dem Reich scheinbaren Gewinn brachte, etwa die nach und nach durchgeführte und am Ende vollständige Konfiszierung aller Vermögenswerte der Juden, die allein innerhalb der alten Reichsgrenzen schätzungsweise zwölf Milliarden Reichsmark erbrachte. Experten hätten dann zu ermitteln, ob und gegebenenfalls wie hoch die erzwungene Tätigkeit jüdischer Mädchen – mit eintätowierter Nummer und Bezeichnung des Verwendungszwecks, «*Feldhure*» – in dieser Bilanz zu veranschlagen wäre, desgleichen die Gratisbenutzung von zigtausend Männern, Frauen und Kindern als lebende Versuchsobjekte bei pseudowissenschaftlichen Experimenten.

Die Liste liesse sich beliebig fortsetzen, doch wäre das Ergebnis für das heutige Deutschland noch immer enttäuschend: Die totale Ausplünderung und Versklavung von Millionen hat nämlich gar nichts eingebracht, ausser den tiefen Abscheu der zivilisierten Menschheit. Und dass einzelne Mitbürger noch heute davon profitieren, dass sie damals, bei dem grossen Ausverkauf, gierig zugegriffen haben, kann sich in der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung nicht als Gewinn auswirken und belastet nur das moralische

¹ SS-WVHA = Wirtschafts- und Verwaltungs-Hauptamt der SS, dem die Konzentrationslagerinsassen hinsichtlich ihrer gründlichen wirtschaftlichen Ausbeutung unterstanden.

Konto des einen oder anderen Nachfolge-Staates, was aber, angesichts der Höhe des Debetsaldos, kaum noch zu Buche schlägt...

Nein, die nahezu totale Vernichtung des Judentums im gesamten einstigen Machtbereich der nationalsozialistischen Führung hat, wie man es auch betrachtet, keinerlei Gewinn gebracht, nicht einmal jene fragwürdigen Vorteile, die sich eingefleischte Judenhasser davon erhofften. Wie aber steht es mit den Verlusten und Nachteilen?

Die insgesamt rund dreissig Milliarden Deutsche Mark materielle Wiedergutmachung, die die Bundesrepublik (und in sehr viel bescheidenerem Umfang auch Österreich, nicht aber die Deutsche Demokratische Republik, die sich in dieser Frage totale Enthaltbarkeit auferlegte) grösstenteils schon geleistet hat, im übrigen noch zu zahlen beabsichtigt, sind in jeder Hinsicht nur eine Bagatelle und stellen in unserer Bilanz keinen nennenswerten Verlustposten dar. Schon im Rahmen der gesamten deutschen Kriegsfolgelasten, die auf rund vierhundert Milliarden Deutsche Mark geschätzt werden, nimmt sich dieser Komplex neben den übrigen 94 Prozent recht bescheiden aus. Aber es ist darüber hinaus zu bedenken, dass ein Teil dieser Wiedergutmachung kollektiv und in Form von Warenlieferungen an Israel geleistet worden ist, was – vom deutschen Standpunkt aus betrachtet – mehr als nur eine schöne Geste war, nämlich im Grunde nichts weiter als die Subventionierung ohnehin notleidender Industriezweige, beispielsweise des Schiffbaus, zum Zwecke einer, wie man hofft, langfristig allerlei wirtschaftliche und politische Früchte tragenden Entwicklungshilfe.

Unvergleichlich viel grösser ist der Verlust, der den deutschen Nachfolgestaaten dadurch entstanden ist, dass mit den Juden ein sehr beträchtlicher Teil dessen, was sich mit den Begriffen «Bürgertum» oder «Intelligenz» nur unzureichend umschreiben lässt, vertrieben, ausgerottet oder, was die Reste betrifft, dem deutschen Volk entfremdet wurde.

Wir haben mit einigen Stichproben – beispielsweise auf den Gebieten der Medizin, der Physik, der Chemie, aber auch der Malerei, des Theaters, des Films und der Literatur – zu analysieren versucht, wie hoch die quantitativen und qualitativen Verluste ungefähr zu veranschlagen sind. Die Ergebnisse mögen, was ihre Exaktheit betrifft, unbefriedigend gewesen sein. Eines aber können wir mit Gewissheit sagen: nämlich, dass die Deutschen gerade jenen Teil ihrer Mitbürger verjagt und ermordet haben, der auf na-

hezu allen Gebieten den relativ bedeutendsten Beitrag zu dem geleistet hat, was man gemeinhin die Kultur eines Volkes nennt.

Es waren diejenigen Deutschen, die – trotz ihrer verhältnismässig geringen Anzahl – mindestens ein Fünftel der gesamten *internationalen* medizinischen Forschung und Entwicklung der letzten hundertfünfzig Jahre geleistet und damit ganz wesentlich zu Deutschlands Weltruf auf diesem Gebiet beigetragen hatten.

Es waren diejenigen Deutschen, die der deutschen chemischen Forschung und der deutschen chemischen Industrie zu einer glänzenden Stellung in der Welt mitverholffen hatten, und zwar mit etwa zwanzig- bis dreissigmal mehr Wissenschaftlern von internationalem Ruf, als ihrem Bevölkerungsanteil entsprochen hätte.

Es waren auch diejenigen Deutschen, aus deren Gruppe einige der bedeutendsten Physiker, Mathematiker und Ingenieure hervorgegangen waren, wiederum ein Zigfaches dessen, was man nach dem Anteil der Juden an der deutschen Gesamtbevölkerung hätte erwarten können. Und gerade die deutsch-jüdischen Physiker und Mathematiker waren es, die im Zweiten Weltkrieg ganz entscheidend dazu beigetragen haben, dass eine – durchaus mögliche – Weltherrschaft Hitler-Deutschlands verhindert werden konnte.

Welche enormen Beiträge die deutschen Juden auf allen Gebieten der Kunst geleistet haben – als Theaterleiter, Regisseure, Schauspieler, Sänger, Textdichter, Komponisten, Filmproduzenten, Drehbuchautoren, aber auch als Maler, Bildhauer, Architekten, Graphiker, vor allem aber als Schriftsteller und Dichter, das haben wir nicht nur anhand eines einzigen Theaterzettels und der Auslagen einer grossen Buchhandlung der frühen dreissiger Jahre ermittelt; es zog sich dies vielmehr wie ein roter Faden auch durch die Betrachtungen ganz anderer Gebiete, denn die zahlreichen Querverbindungen zwischen den Bereichen der Kunst und der Wissenschaft, ganz zu schweigen von ihren Mäzenen aus der Wirtschaft, boten immer wieder Anlass, auf das eine oder andere, das den kulturellen Verlust noch vergrössert hat, besonders hinzuweisen.

Natürlich waren beileibe nicht alle deutschen Bürger jüdischer Herkunft bedeutende Wissenschaftler, Philosophen, Schriftsteller, Künstler oder auch Mäzene. Die allermeisten waren ganz gewöhnliche Mitglieder des deutschen Mittelstandes, Kaufleute, Handwerker, kleine Gewerbetreibende, Angehörige der freien Berufe, Beamte, Soldaten oder auch Landwirte.

Denn auch die gab es, allen gegenteiligen Behauptungen der Nationalsozialisten (und auch allen Beschränkungen des landwirtschaftlichen Grunderwerbs, wie sie noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein vielerorts in Deutschland für Juden bestanden) zum Trotz. Allein aus der kleinen württembergischen Gemeinde Rexingen wurden 1937 die dort alteingesessenen 262 Juden, grösstenteils Bauern mit ihren Familien, zur Aufgabe ihrer Höfe gezwungen. Sie wanderten nach Israel aus und gründeten dort das Dorf Shave Zion; nur einer, ein Metzger, hat sich – laut «Spiegel» – nach 1945 wieder in Rexingen niedergelassen...

Es gab – wie hätte es anders sein können? – in dieser ganz überwiegend bürgerlichen Gruppe auch einen gewissen Prozentsatz von Asozialen und Kriminellen. Während man jedoch bei einem katholischen oder evangelischen Betrüger, Hochstapler oder Rauschgifthändler aus bürgerlichem Milieu niemals darauf verfallen wäre, seine Konfession oder Herkunft zu betonen oder auch nur zu erwähnen, war dies bei jüdischen Gesetzesbrechern anders. Die bürgerlich-nationalen Zeitungen, oftmals auch die Gerichte, vermerkten bei Juden deren «artfremde» Herkunft mit Genugtuung. Trotzdem fiel es ihnen nicht auf – und wenn sie es merkten, schrieben sie es der angeblichen jüdischen Feigheit zu –, dass Gewaltverbrechen wie Mord, Totschlag, Notzucht oder schwere Körperverletzung nur äusserst selten Juden zu Tätern hatten, auch dass Trunksucht, schwere Misshandlung von Kindern oder Ehefrauen, Tierquälerei, Sodomie, hartnäckige Verweigerung des Unterhalts und manches andere bei Juden seltsamerweise so gut wie nie vorkam. Die Kriminalität der Bürger mosaischen Glaubens – um ein Geringes höher als die der Protestanten, jedoch niedriger als bei Katholiken – spielte sich in der Regel im Bereich der Intelligenz- sowie gewisser «Kavaliers»delikte wie Steuerhinterziehung ab, womit sie nicht etwa bagatellisiert, sondern bloss als das beschrieben werden soll, was sie war: eine unvermeidliche Randerscheinung, die in ihrer besonderen Art die deutliche vorwiegende Zugehörigkeit der deutschen Juden zur bürgerlichen Intelligenz nur noch bestätigte.

Denn auch dies war ein Ergebnis unserer Untersuchungen: Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die deutschen Juden und mit ihnen die einst aus Deutschland vertriebenen jüdischen Massen Ost- und Südosteuropas ganz überwiegend die Nachkommen jener Bürger deutscher Städte des Mittelalters waren, die sich ihrerseits nur in zweierlei Hinsicht von den meisten

übrigen Bewohnern des Reiches unterschieden hatten: in ihrer Weigerung, von ihrer herkömmlichen Form der Gottesverehrung abzugehen, und in ihrer höheren Zivilisation, Kultur und Bildung. Was die Deutschen des Mittelalters zu einem beträchtlichen Teil und mit den damals allen Missliebigen gegenüber gebräuchlichen Mitteln unterdrückt, verjagt, aber auch erschlagen, verbrannt oder aufgehängt hatten, war ein bedeutender Teil ihrer eigenen Intelligenz und der bis dahin kulturtragenden Schicht Mitteleuropas gewesen, ein beträchtlicher Prozentsatz des seit Römerzeiten ansässigen Bürgertums.

Nach einer Erholungspause, die von der Zeit der Aufklärung bis zum Untergang des deutschen Parlamentarismus im Jahre 1933 währte und die – unter sehr beträchtlicher Beteiligung der endlich wieder emanzipierten deutschen Juden – die weitgehende nationale Einigung Deutschlands, den Aufstieg des Reiches zur Weltmacht, eine enorme industrielle Entwicklung, wachsende Demokratisierung und Toleranz und die höchste Blüte von Wissenschaft und Technik, aber auch von Theater und Literatur brachte, die es je gegeben hatte, vollendeten die christlichen Kleinbürger das Werk, das die ersten Kreuzfahrer aus Frankreich und ihr marodierender Anhang begonnen und die mittelalterliche Inquisition fortgeführt hatte: Sie vernichteten, und nun sehr gründlich, mit den weit wirksameren Methoden eines modernen Staates, alles das, was ihnen nicht «artgemäss» dünkte. Und da sie zudem spiessige Pedanten waren, die auch für Äusserungen ihres aus Minderwertigkeitsgefühlen geborenen Hasses eine bürokratische Ordnung benötigten, gaben sie sich zutiefst unlogische «Rasse»gesetze, deren Einhaltung sie dann dazu zwang, ihr Vernichtungswerk auch auf Bevölkerungsteile auszudehnen, denen ihr Hass eigentlich gar nicht galt, während sie nun andere Kategorien, die sie verabscheuten, nicht mehr unmittelbar erreichen konnten, weshalb sie ihr «gesundes Volksempfinden» nach Möglichkeiten suchen liessen, auch nichtjüdische Intellektuelle, blosse Theoretiker, avantgardistische Künstler, Jazzfans, moderne Komponisten, Stubengelehrte, allzu kultivierte Aristokraten, Pazifisten, Kosmopoliten und alle anderen missliebigen «Arier», darunter auch Priester, Soldaten, liberale Beamte und unverbesserliche Demokraten, zu «weissen» Juden zu stempeln und gleich den «Nichtariern» auszurotten.

Dabei störte es sie nicht, dass sie mit der Definition eines «weissen» Juden, der eigentlich keiner war, von einer Prämisse, nämlich einem «richtigen»,

also wohl «schwarzen» Juden ausgingen, den es gar nicht gab, so wenig wie die «nordisch-germanische» Heldengestalt eines blonden und blauäugigen Wikingerhünen, einem Ideal, dem von sämtlichen NS-Spitzenfunktionären – Hitler, Hess, Göring, Goebbels, Rohm, Ley, Bormann, Himmler, Funk, Rust, Streicher, Frick, Daluge, Frank, und wie sie alle hiessen – eigentlich nur drei einigermaßen entsprachen, nämlich Speer, Milch und Heydrich (der letzte sicherlich am meisten, wobei wir heute wissen, dass gerade er jüdischer Herkunft war, während dies von dem Generalfeldmarschall von Hitlers Gnaden, Erhard Milch, schon im «Dritten Reich» allgemein bekannt war)...

Wir haben mit mehr oder minder grosser Verwunderung davon Kenntnis genommen, mit welcher ungeheuren Borniertheit die «Rasse»gesetze ausgedeutet, perfektioniert und zur Anwendung gebracht wurden, wobei man so weit ging, auch Personen, die nach den eigenen Theorien unzweifelhaft «arisch» gewesen wären, allein deshalb für «minderrassisch» zu erklären, weil sie als Getaufte während einer kurzen Ehe mit einem jüdischen Partner vorübergehend zum Judentum übergetreten waren, während man umgekehrt bei der nachträglichen «Arisierung» Verstorbener – von Johann Strauss bis Max Bruch – nach dem Grundsatz verfuhr, dass der Zweck die Mittel heilige.

Indessen wandte man dieses – von der Staatsräson her ja durchaus vernünftige – Prinzip gerade dort nicht oder nur in sehr seltenen Fällen an, wo es dem sonst so propagierten «Gemeinnutz» am meisten dienlich gewesen wäre, beispielsweise bei unentbehrlichen Wissenschaftlern. Lieber wollte man – wie Hitler es ja tatsächlich ausgesprochen hat – für die nächsten hundert Jahre ohne Chemiker und Physiker auskommen... !

Wenn Ausnahmen zugelassen, das heisst: Mitbürger jüdischer Herkunft von Berufsverboten ausgenommen wurden, dann geschah es – «bis hinunter zur Operette», wie Göring sich auszudrücken beliebte – in den allerseltensten Fällen aus Menschlichkeit oder auch nur echten Nützlichkeits Erwägungen, sondern nur, um den Massen auch einmal gefällig zu sein, etwa ihnen einen beim «kleinen Mann» beliebten Star nicht zu rauben. Solcher Art war die Handhabung der «Rassen»gesetze. Sie hatten, wie kaum anders zu erwarten, katastrophale Auswirkungen. Während man im Ausland, nicht nur in den USA, sondern beispielsweise auch in der Türkei, zusätzliche Lehrstühle einrichtete, sogar neue Universitäten und Institute gründete, um sich nur ja die einzigartige Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, Koryphäen

gleich schockweise ins Land zu bekommen, um die man sonst vergeblich erworben hätte, beraubte sich das «Land der Dichter und Denker» selbst seiner besten Köpfe und verjagte fast die Hälfte seiner Hochschullehrer, Institutsleiter und Forscher, darunter auch viele «weisse Juden» wie Max Planck, Pieter Debye oder Erwin Schrödinger.

Als Schrödinger 1927 nach Berlin gekommen war, hatte er begeistert geschwärmt von der dortigen «Bevölkerungsdichte von Physikern ersten Ranges ohne Beispiel», die nicht nur an der Universität, der Technischen Hochschule und den Kaiser- Wilhelm-Instituten, sondern auch an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt und in den Forschungszentren von grossen Industriekonzernen wie Siemens oder AEG arbeiteten und jede Woche zu einem Kolloquium zusammenkamen. Schrödinger irrte übrigens: Im kleinen Göttingen gab es ein weiteres Zentrum der Naturwissenschaften, das eine noch grössere «Bevölkerungsdichte von Physikern ersten Ranges» aufwies, von den Mathematikern und Philosophen ganz zu schweigen. Aber nach 1933 verödete Göttingen wie Berlin, zumindest in wissenschaftlicher Hinsicht... Nicht nur dort, auch an allen übrigen deutschen Hochschulen, besetzten andere, meist zweit- und drittrangige Wissenschaftler, die über Nacht frei gewordenen Plätze, die vorher «schwarze» und «weisse» Juden aller Fakultäten eingenommen hatten.

Zu kurz gekommen bei unserer, sich ja nur auf Stichproben beschränkten Untersuchung sind vor allem die deutschen Juristen jüdischer Herkunft, die zahlreichen Hochschullehrer, Richter, Publizisten und vor allem Anwälte. So sei hier noch einer – stellvertretend für alle – genannt: Max Alsberg, 1877 in Bonn geboren, Berlins bedeutendster Strafverteidiger der zwanziger und frühen dreissiger Jahre, seit 1931 Honorarprofessor der Berliner Universität, ein hervorragender Jurist, dessen Plädoyers berühmt waren, vor allem für die darin vorgenommene Verbindung der tatsächlichen und der rechtlichen Gesichtspunkte. Alsberg trat nicht nur hervor mit fachwissenschaftlichen und philosophischen Arbeiten wie «Die Philosophie der Verteidigung» sondern versuchte sich auch mit viel Erfolg als Schriftsteller und Dramatiker. Sein – zusammen mit Otto Ernst Hesse geschriebenes – Theaterstück «Voruntersuchung», das sich mit der Problematik des Indizienbeweises befasst, wurde 1931 von Robert Siodmak – mit Albert Bassermann in der Hauptrolle – für die Ufa verfilmt...

Und damit sind wir bereits wieder bei einem Punkt, der in unserer Untersuchung immer und immer wieder aufgetaucht ist und der in dreierlei Hinsicht von Interesse ist: Da ist einmal die enge Verbindung zwischen Wissenschaft, freiem Beruf, Kunst und Literatur, wie sie in jener noch nicht «entjudeten» kulturtragenden bürgerlichen Schicht bestanden hat und für die Max Alsberg ein typisches Beispiel bietet; da sind zum zweiten die nicht minder engen persönlichen und geistigen Beziehungen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Angehörigen dieser Schicht: der «Nichtarier» Alsberg, der mit dem «Arier» Hesse zusammen ein Bühnenstück verfasste, der grosse «arische» Schauspieler Albert Bassermann, der mit einer «nichtarischen» Frau verheiratet war – die Beispiele liessen sich beliebig fortsetzen...

Aber da gab es noch ein Drittes, nur schwer Erklärbares, etwas Buntes, Schillerndes, den Gebildeten und den Aufgeschlossenen Faszinierendes, die Subalternen, Bornierten, Dumpfen und Verspiesserten oft Abstossendes. Es war die Atmosphäre dieser – wie Dr. Joseph Goebbels, der so gern dazugehört hätte, sie hasserfüllt genannt hat – «durch und durch verjudeten Gesellschaft», eine Atmosphäre voller Geist und Witz, Toleranz, Humanität und – bei aller Geschäftstüchtigkeit und gelegentlicher Oberflächlichkeit – auch voller Noblesse. (Ein seltsam altmodisches Wort, Noblesse ... Doch es trifft genau den Kern. Und die Tatsache, dass das Wort verstaubt und ungebräuchlich klingt, zeigt nur, dass die, auf die es anzuwenden war und die es selbst anwendeten, nicht mehr allzu zahlreich vorhanden sind. Es war beispielsweise anzuwenden auf einen Wissenschaftler wie James Franck, einen Künstler wie Max Liebermann, einen so kompromisslosen politischen Satiriker wie Kurt Tucholsky, der nicht zögerte, auch für seine Gegner einzutreten, wenn ihnen empörendes Unrecht geschah. Damit soll beileibe kein Rassismus mit umgekehrten Vorzeichen betrieben und behauptet werden, alle noblen Männer seien deutsche Juden oder gar alle deutschen Juden seien nobel gewesen; anstatt James Franck hätte beispielsweise auch Max von Laue oder Max Planck genannt werden können, also einer der «weissen Juden»...)

Diese atemberaubend aufregende, ausserordentlich fruchtbare Atmosphäre, nicht allein des Berliner Westens der Wilhelminischen Epoche und erst recht der zwanziger und frühen dreissiger Jahre, aber dort, im damaligen politischen, geistigen und künstlerischen Zentrum der Nation am inten-

sivsten sich manifestierend, wäre ohne die zahlreichen Künstler und Gelehrten, Schriftsteller und Musiker, Ärzte und Anwälte, Journalisten, Kritiker, Maler, Architekten oder auch Kaufleute und Bankiers jüdischer Herkunft gar nicht vorstellbar gewesen, obwohl niemand und am wenigsten sie selbst das so recht wahrhaben wollten. Denn dann hätte ja die enorme Blüte des deutschen Theaters und Films, des Musiklebens, der bildenden Künste und der deutschen Literatur, die führende Stellung des Reiches in der internationalen Medizin, Physik und Chemie, das weltweite Ansehen der Forschung und Technik, der modernen deutschen Architektur und des fortschrittlichen Bildungswesens, auch der kultivierten Gastlichkeit und des vorbildlichen Mäzenatentums der wohlhabenden Bürger, der sprichwörtlichen Korrektheit der Beamten, Grosskaufleute und Bankiers – dann hätte dies alles und noch manches mehr zu einem sehr erheblichen Teil den Leistungen der Juden zu verdanken gewesen sein müssen ... !

Nun, wir haben erkennen können, dass genau dies der Fall gewesen ist. Und damit sollte auch klarwerden, dass der Verlust unermesslich gross ist, das Verlorene unwiederbringlich.

Denn es wurde ja nicht nur das deutsche Judentum nahezu vollständig vernichtet, zugleich alles ihm Befreundete und Geistesverwandte. Auch die Möglichkeiten einer Regeneration sind dahin: Die Millionen Juden des europäischen Ostens vorwiegend deutscher Herkunft wurden grossenteils ermordet, und die Reste haben kaum noch irgendwelche Sehnsucht nach der alten Heimat am Rhein; die grosse Sammlung und Heimführung der in alle Welt Verstreuten aber wurde versäumt. Bald nach dem Kriege wäre sie noch möglich gewesen.

»Wohl richteten einzelne Universitäten an ihre ehemaligen Angehörigen die Bitte zu neuer Mitarbeit, und Adolf Arndt² forderte, als er Berliner Kultursenator war, die Emigranten auf, zurückzukehren«, so bemerkte bereits Jürgen Boettcher in einer im Frühjahr 1967 ausgestrahlten Sendereihe des Senders Freies Berlin, betitelt «Um uns die Fremde», «*aber von der Bundesregierung ist ein Aufruf zur Rückkehr nie ergangen ...*»

Theodor W. Adorno schrieb 1964: « ... diese Art Wiedergutmachung, die an dem beschädigten geistigen Leben selber versäumt ward, ist unverantwortlich nicht nur den Opfern, sondern

² Der sozialdemokratische Politiker und «Kronjurist» seiner Partei, 1904 in Königsberg geboren, ist selbst väterlicherseits, als Sohn des Staatsrechtlers Professor Adolf Arndt, jüdischer Herkunft.

erst recht dem gegenüber, was sonst mit Vorliebe als deutsches Interesse sich vorträgt.»

Diejenigen deutschen Politiker, die in den ersten zwei Jahrzehnten des Bestehens der Bundesrepublik verantwortlich waren für das, was geschah, aber auch für das, was nicht geschah, haben sich oft gerühmt, was sie – im Gegensatz zu anderen – an enormen freiwilligen materiellen Wiedergutmachungsleistungen den Juden gegenüber erbracht hätten, und dies trotz der nach dem totalen militärischen, wirtschaftlichen und politischen Zusammenbruch herrschenden Not und Armut, trotz des deutschen Flüchtlingselends und des Hungers. Ohne den sicherlich auch moralischen Wert der geldlichen Wiedergutmachungsversuche schmälern zu wollen und abgesehen davon, dass es ja keineswegs diese deutschen Politiker selbst waren, die aus ihrem Vermögen jene Milliarden bezahlten, mit denen etwa der Mord an fast einer Million Kindern – um nur einen Posten aus der wahrlich makabren Rechnung herauszugreifen – wenigstens «moralisch wiedergutmacht» werden sollte, während es sich doch in Wahrheit allenfalls um die Rückerstattung der widerrechtlich angeeigneten Beute an die mehr oder weniger legitimen Erben handelte, muss im Zusammenhang mit der bundesdeutschen Wiedergutmachung auf dreierlei hingewiesen werden:

Einmal darauf, dass man aus offenbarem Mangel an Phantasie und gutem Willen auf buchstäblich kein anderes Mittel kam, einen unermesslichen Schaden und ein schreiendes Unrecht wiedergutzumachen, als Geld, Geldeswert und ein paar höfliche Gemeinplätze; zweitens auf den Krämergeist und das shylockhafte Bestehen auf dem Schein, die sich in der Handhabung der individuellen Wiedergutmachungsansprüche offenbarten; drittens aber auf den krassen Materialismus und die Borniertheit, die sich darin zeigten, dass man vor lauter Rechnen und Feilschen völlig vergass, diejenigen, denen man fortan bescheidene Renten auszusetzen bereit war, das eigentlich Selbstverständliche anzutragen : die Heimkehr – nicht nur unter Geleit und auf Kosten der Nation, nicht nur in eine den persönlichen Bedürfnissen der so lange Verbannten soweit wie irgend möglich entsprechende Wohnung und Umgebung, sondern auch an ihren alten Platz in der Gesellschaft... Nur so hätte man den enormen Schaden, den ja nicht die Juden allein, sondern alle Deutschen durch die weitgehende Zerstörung einer Kultur, mindestens aber der sie tragenden Schicht, erlitten haben, ein wenig mildern können

zum Nutzen der Gesamtheit, die ärmer, sehr viel ärmer geworden ist.

Nein, nicht ärmer an materiellen Gütern! Das ist ja gerade die traurige Ironie der deutschen Judenverfolgung, dass sie eben nicht, wie nach allen antisemitischen Theorien zu erwarten gewesen wäre, den deutschen Handel gelähmt, die Börsen verstört und das internationale Kapital endgültig in die Flucht geschlagen hat. Die Bundesrepublik als der grösste der Nachfolgestaaten des «Dritten Reiches» ist heute ein sehr wohlhabendes Land. Ihr Handel blüht, ihre Banktresore können den Reichtum kaum fassen, und auch der sogenannte «kleine Mann» lebt angenehm. Was die materiellen Güter angeht, mit denen die meisten gesegnet sind, so sind die Spiesserideale nahezu verwirklicht.

Indessen herrscht in der Bundesrepublik – und dies nun zum Teil auch in den anderen Nachfolgestaaten – eine viele Ausländer, zumal Angelsachsen und Franzosen, erschreckende geistige Armut, ein erschütternder Zustand des Bildungswesens, ein trauriger Mangel an umfassender und vielseitiger Information, eine selbst in den grossen Städten kaum gemilderte Provinzialität und eine allgemeine Verspiesserung, selbst da, wo sie durch eine zur Anregung des Konsums inszenierte Sexwelle nicht sofort sichtbar wird. Vor allem aber ist festzustellen, dass gerade jene, die – wider bessere Einsicht und nur, weil sie die Verfolgung der Juden als «unvermeidliche Randerscheinung» der von ihnen aus spiessbürgerlicher Angst herbeigesehnten Errichtung eines «Schutzwalls gegen den Bolschewismus» angesehen haben – Hitler und seine Spiessgesellen gewähren liessen, nichts hören und nichts sehen wollten und ungerührt ihren eigenen, meist recht einträglichen Geschäften nachgingen, heute in einen weinerlichen Philosemitismus verfallen, wenn sie sich unversehens einem «jüdischen Mitbürger» – wie sie sich auszudrücken belieben – konfrontiert sehen. Diese Art von Philosemitismus – eine Mischung aus schlechtem Gewissen, Opportunismus und auf Herzens- wie Geistessträgheit beruhender Kritiklosigkeit – bläht sich alljährlich einmal zu einer «Woche der Brüderlichkeit» auf, wo dann integre Persönlichkeiten, Idealisten und Schwärmer, dazu einige Überlebende der Verfolgung und des Widerstandes, den Reuebekennnissen von Rüstungsgewinnlern und Karrieristen einen Schein von Glaubwürdigkeit verleihen sollen. Gewiss, es gibt auch manches, was diesem Bild entschieden widerspricht: Hie und da einmal ein aufrüttelndes Bühnenstück, ein avantgardistischer

Film, vor allem eine endlich sich der Verhältnisse bewusst werdende und bei fortschreitendem Bewusstsein aufbegehrende Jugend sowie eine beachtliche Anzahl von Intellektuellen, auch reiferen Alters, vor allem Dichter, Schriftsteller, Künstler und auch einige Wissenschaftler, die sich mit dieser Jugend solidarisieren. Es gibt im Bonner Präsidenten-Palais endlich ein Staatsoberhaupt mit weisser Weste und dem Anspruch auf Glaubwürdigkeit, einen Mann, der nicht, wie sein Vorgänger, am Bau von Konzentrationslagern beteiligt war; es gibt im Bonner Kanzleramt endlich einen Regierungschef, der das «Dritte Reich» aktiv bekämpft hat und freiwillig das Schicksal der Emigranten teilte und der nicht, wie sein Vorgänger, die «Endlösung» propagandistisch vorbereiten half; es gibt einen Minister im Bundeskanzleramt, der nicht - wie sein Vorgänger Hans Maria Globke - die hirnverbrannten «Blutschutz»gesetze noch juristisch verfeinert und zum Teil sogar, durch besonders raffinierte Auslegung, noch beachtlich verschärft hat, sondern ein Intellektueller von beachtlichem Format ist, der zudem selbst, wegen einer «nichtarischen» Grossmutter, einst unter dem «Rassen»wahn zu leiden hatte.

Gustav Heinemann, Willy Brandt, Egon Bahr und einige ihrer Freunde, aber auch die progressiven Professoren und Studenten, die mit unabhängigen Meinungen hervortretenden Schriftsteller, Journalisten und Fernsehredakteure, die mutigen Einzelgänger und erst recht die «Aussenseiter»...: Es sind die «weissen Juden» von heute, von den «Gemässigten» der politischen Rechten wie von den Stalinisten mit Stirnrunzeln und leisem Ekel betrachtet, von denen, die noch immer «die Fahne hoch» halten, wohlversehen mit jüdischen Alibis, täglich geschmäht und verleumdet. Sie müssen sich recht einsam fühlen, voller Trauer, wenn sie daran denken, mit wie unzulänglicher personeller Besetzung ein grosses Volk im Herzen Europas ins 21. Jahrhundert zieht - und wie es hätte sein können...

Kein Versuch, die tatsächlichen Verluste für Deutschland zu ermitteln, die durch die Judenvertreibung und -Vernichtung entstanden sind, kann sie so deutlich machen wie ein Vergleich zwischen dem kulturellen Niveau des 19. und frühen 20. Jahrhunderts und dem in den deutschen Kleinstaaten von heute.

Und das Schlimmste ist: Die Bürger scheinen gar nichts zu vermissen...

Die 25 Punkte des Programms der NSDAP

Das Programm der Deutschen Arbeiterpartei ist ein Zeit-Programm. Die Führer lehnen es ab, nach Erreichung der im Programm aufgestellten Ziele neue aufzustellen, nur zu dem Zwecke, um durch künstlich gesteigerte Unzufriedenheit der Massen das Fortbestehen der Partei zu ermöglichen.

1. Wir fordern den Zusammenschluss aller Deutschen auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker zu einem Gross-Deutschland.

2. Wir fordern die Gleichberechtigung des deutschen Volkes gegenüber den anderen Nationen, Aufhebung der Friedensverträge von Versailles und St. Germain.

3. Wir fordern Land und Boden (Kolonien) zur Ernährung unseres Volkes und Ansiedlung unseres Bevölkerungsüberschusses.

4. Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein.

5. Wer nicht Staatsbürger ist, soll nur als Gast in Deutschland leben können und muss unter Fremden gesetzgebung stehen.

6. Das Recht, über Führung und Gesetze des Staates zu bestimmen, darf nur dem Staatsbürger zustehen. Daher fordern wir, dass jedes öffentliche Amt, gleichgültig welcher Art, gleich ob im Reich, Land oder Gemeinde, nur durch Staatsbürger bekleidet werden darf.

Wir bekämpfen die korrumpierende Parlamentswirtschaft einer Stellenbesetzung nur nach Parteigesichtspunkten ohne Rücksichten auf Charakter und Fähigkeiten.

7. Wir fordern, dass sich der Staat verpflichtet, in erster Linie für die Erwerbs- und Lebensmöglichkeit der Staatsbürger zu sorgen. Wenn es nicht möglich ist, die Gesamtbevölkerung des Staates zu ernähren, so sind die Angehörigen fremder Nationen (Nichtstaatsbürger) aus dem Reiche auszuweisen.

8. Jede weitere Einwanderung Nicht-Deutscher ist zu verhindern. Wir fordern, dass alle Nicht-Deutschen, die seit dem 2. August 1914 in Deutschland eingewandert sind, sofort zum Verlassen des Reiches gezwungen werden.

9. Alle Staatsbürger müssen gleiche Rechte und Pflichten besitzen.

10. Erste Pflicht jedes Staatsbürgers muss sein, geistig oder körperlich zu schaffen. Die Tätigkeit des einzelnen darf nicht gegen die Interessen der Allgemeinheit verstossen, sondern muss im Rahmen des Gesamten und zum Nutzen aller erfolgen. Daher fordern wir:

11. Abschaffung des arbeits- und mühelosen Einkommens, *Brechung der Zinsknechtschaft*.

12. Im Hinblick auf die ungeheuren Opfer an Gut und Blut, die jeder Krieg vom Volke fordert, muss die persönliche Bereicherung durch den Krieg als Verbrechen am Volke bezeichnet werden. Wir fordern daher restlose Einziehung aller Kriegsgewinne.

13. Wir fordern die Verstaatlichung aller (bisher) bereits vergesellschafteter (Trusts) Betriebe.

14. Wir fordern Gewinnbeteiligung an Grossbetrieben.

15. Wir fordern einen grosszügigen Ausbau der Altersversorgung.

16. Wir fordern die Schaffung eines gesunden Mittelstandes und seine Erhaltung, sofortige Kommunalisierung der Gross-Warenhäuser und ihre Vermietung zu billigen Preisen an kleine Gewerbetreibende, schärfste Berücksichtigung aller kleinen Gewerbetreibenden bei Lieferung an den Staat, die Länder oder Gemeinden.

17. Wir fordern eine unseren nationalen Bedürfnissen angepasste Bodenreform, Schaffung eines Gesetzes zur unentgeltlichen Enteignung von Boden für gemeinnützige Zwecke. Abschaffung des Bodenzinses und Verhinderung jeder Bodenspekulation.

18. Wir fordern den rücksichtslosen Kampf gegen diejenigen, die durch ihre Tätigkeit das Gemeininteresse schädigen. Gemeine Volksverbrecher, Wucherer, Schieber usw. sind mit dem Tode zu bestrafen, ohne Rücksichtnahme auf Konfession und Rasse.

19. Wir fordern Ersatz für das der materialistischen Weltordnung diene römische Recht durch ein deutsches Gemeinrecht.

20. Um jedem fähigen und fleissigen Deutschen das Erreichen höherer Bildung und damit das Einrücken in führende Stellung zu ermöglichen, hat der Staat für einen gründlichen Ausbau unseres gesamten Volksbildungswesens Sorge zu tragen. Die Lehrpläne aller Bildungsanstalten sind den Erfordernissen des praktischen Lebens anzupassen. Das Erfassen des Staatsgedankens muss bereits mit dem Beginn des Verständnisses durch die Schule (Staatsbürgerkunde) erzielt werden. Wir fordern die Ausbildung besonders veranlagter Kinder armer Eltern ohne Rücksicht auf deren Stand oder Beruf auf Staatskosten.

21. Der Staat hat für die Hebung der Volksgesundheit zu sorgen durch den Schutz der Mutter und des Kindes, durch Verbot der Jugendarbeit, durch Herbeiführung der körperlichen Ertüchtigung mittels gesetzlicher Festlegung einer Turn- und Sportpflicht, durch grösste Unterstützung aller sich mit körperlicher Jugendausbildung beschäftigenden Vereine.

22. Wir fordern die Abschaffung der Söldnertruppe und die Bildung eines Volksheeres.

23. Wir fordern den gesetzlichen Kampf gegen die *bewusste* politische Lüge und ihre Verbreitung durch die Presse. Um die Schaffung einer deutschen Presse zu ermöglichen, fordern wir, dass:

sämtliche Schriftleiter und Mitarbeiter von Zeitungen, die in deutscher Sprache erscheinen, Volksgenossen sein müssen,

nichtdeutsche Zeitungen zu ihrem Erscheinen der ausdrücklichen

Genehmigung des Staates bedürfen. Sie dürfen nicht in deutscher

Sprache gedruckt werden,

jede finanzielle Beteiligung an deutschen Zeitungen oder deren Beeinflussung durch Nicht-Deutsche gesetzlich verboten wird, und fordern als

Strafe für Übertretungen die Schliessung eines solchen Zeitungsbetriebes sowie die sofortige Ausweisung der daran beteiligten Nicht-Deutschen aus dem Reich.

Zeitungen, die gegen das Gemeinwohl verstossen, sind zu verbieten. Wir fordern den gesetzlichen Kampf gegen eine Kunst- und Literaturrechtung, die einen zersetzenden Einfluss auf unser Volksleben ausübt, und die Schliessung von Veranstaltungen, die gegen vorstehende Forderungen verstossen.

24. Wir fordern die Freiheit aller religiösen Bekenntnisse im Staat, soweit sie nicht dessen Bestand gefährden oder gegen das Sittlichkeits- und Moralgefühl der germanischen Rasse verstossen.

Die Partei als solche vertritt den Standpunkt eines positiven Christentums, ohne sich konfessionell an ein bestimmtes Bekenntnis zu binden. Sie bekämpft den jüdisch-materialistischen Geist *in* und *ausser* uns und ist überzeugt, dass eine dauernde Genesung unseres Volkes nur erfolgen kann von *innen* heraus auf der Grundlage:

Gemeinnutz vor Eigennutz

25. Zur Durchführung alles dessen fordern wir: Die Schaffung einer starken Zentralgewalt des Reiches. Unbedingte Autorität des politischen Zentralparlaments über das gesamte Reich und seine Organisationen im Allgemeinen.

Die Bildung von Stände- und Berufskammern zur Durchführung der vom Reich erlassenen Rahmengesetze in den einzelnen Bundesstaaten.

Die Führer der Partei versprechen, wenn nötig unter Einsatz des eigenen Lebens für die Durchführung der vorstehenden Punkte rücksichtslos einzutreten.

München, den 24. Februar 1920.

Die Unlogik der «Rassen»-Gesetzgebung

Ein voll deutschblütiger Grosseelternteil, der etwa aus Anlass seiner Verheiratung mit einem Juden zur jüdischen Religionsgemeinschaft übergetreten ist, gilt ... für die rassische Einordnung seiner Enkel als voll- jüdisch. Ein Gegenbeweis ist nicht zugelassen. Diese Regelung erleichtert die rassische Einordnung erheblich... Wie lange der Grosseelternteil der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört hat, ist gleichgültig. Auch eine nur vorübergehende Zugehörigkeit genügt.

Die Regelung erscheint auch nicht unbillig; denn die Zugehörigkeit zur jüdischen Religionsgemeinschaft muss in der Regel als ein solch starkes Bekenntnis zum Judentum angesehen werden, dass mit einer Weitergabe der jüdischen Einstellung an die Nachkommen gerechnet werden kann. Wie lange der Grosseelternteil der jüdischen Religionsgemeinschaft ange-

hört hat, ist gleichgültig. Aber auch die trotz Kenntnis nicht beanstandete Führung in den Listen einer Synagogengemeinde oder die widerspruchslöse Zahlung jüdischer Kultussteuern müssen schon allein als ausreichende Merkmale angesehen werden.

Aus: Stuckart-Globke, Kommentar zum «Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» und zum «Reichsbürgergesetz», Berlin, 1935.

Der «Fall Haber»

Entlassungsgesuch
des Chemie-Nobelpreisträgers
Professor Fritz Haber

30. April 1933

An den Herrn Minister
für Wissenschaft, Kunst
und Volksbildung
Berlin

Sehr geehrter Herr Minister!

Hierdurch bitte ich Sie, mich zum 1. Oktober 1933 hinsichtlich meines preussischen Hauptamtes als Direktor eines Kaiser Wilhelm-Instituts wie hinsichtlich meines preussischen Nebenamtes als ordentlicher Professor an der hiesigen Universität in den Ruhestand zu versetzen. Nach den Bestimmungen des Reichsbeamtengesetzes vom 7. April 1933, deren Anwendung auf die Institute der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft vorgeschrieben worden ist, steht mir der Anspruch zu, im Amte zu verbleiben, obwohl ich von jüdischen Grosseltern und Eltern abstamme. Aber ich will von dieser Befugnis nicht länger Gebrauch machen, als es für die geordnete Abwicklung der wissenschaftlichen und verwaltenden Tätigkeit notwendig ist, die mir in meinen Ämtern obliegt.

Meine Bitte deckt sich inhaltlich mit den Gesuchen, welche die von der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft angestellten wissenschaftlichen Mitglieder und Abteilungsleiter des Kaiser Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie, die Herren Professoren H. Freundlich und M. Polanyi, an den Herrn Präsidenten der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft gerichtet haben. Ich habe die Annahme derselben befürwortet.

Mein Entschluss, meine Verabschiedung zu erbitten, erfließt aus dem Gegensatz der Tradition hinsichtlich der Forschung, in der ich bisher gelebt habe, zu den veränderten Anschauungen, welche Sie, Herr Minister, und

Ihr Ministerium als Träger der grossen derzeitigen nationalen Bewegung vertreten. Meine Tradition verlangt von mir in einem wissenschaftlichen Amte, dass ich bei der Auswahl von Mitarbeitern nur die fachlichen und charakterlichen Eigenschaften der Bewerber berücksichtige, ohne nach ihrer rassenmässigen Beschaffenheit zu fragen. Sie werden von einem Manne, der im 65. Lebensjahre steht, keine Änderung der Denkweise erwarten, die ihn in den vergangenen 39 Jahren seines Hochschullebens geleitet hat, und Sie werden verstehen, dass ihm der Stolz, mit dem er seinem deutschen Heimatland sein Leben lang gedient hat, jetzt diese Bitte um Versetzung in den Ruhestand vorschreibt.

Hochachtungsvoll
gez. F. Haber.

Der Versuch der Hitler-Regierung,
eine Trauerfeier für den 1935 im Exil
verstorbenen Chemie-Nobelpreisträger
Fritz Haber zu verhindern

Der Reichsminister für Wissenschaft, Berlin W 8, 24. Januar 1935
Erziehung und Volksbildung.

An den Herrn Präsidenten der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung
der Wissenschaften, Geheimrat Prof. Dr. Planck *Berlin C 2, Schloss*.

Hochverehrter Herr Präsident!

Auf Ihr Schreiben vom 18. Januar 1935 teile ich Ihnen ergebenst folgendes
mit:

Wenn die Preussische Akademie der Wissenschaften am 28. Juni 1934 dem
Andenken Fritz Habers eine besondere Gedächtnisrede widmen konnte,
so konnte das allenfalls eher hingehen, als in der Preussischen Akademie
der Wissenschaften bedeutende Denker und Forscher des In- und des *Aus-*
landes, ohne Rücksicht auf Nationalität und Rasse, zusammengefasst wor-
den sind.

Die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft stellt dagegen eines der vornehmsten In-
stitute *deutscher* Forschung dar, von dem die deutsche Öffentlichkeit er-
wartet, dass es sich auch in jedem einzelnen Falle öffentlichen Her- vortre-
tens mit den Grundsätzen des nationalsozialistischen Staates im Einklang
befindet.

Ich erkenne gerne an, dass Sie, Herr Präsident, von ihrer positiven Einstel-
lung zum heutigen Staat und zum Führer jederzeit durch Wort und Tat
Zeugnis abzulegen bereit sind. Ich bedaure jedoch, dass die geplante Ge-
dächtnisfeier für Fritz Haber den gegenteiligen Eindruck hervorrufen

konnte. Professor Haber ist am 30. April 1933 deswegen aus dem Amte geschieden, weil er sich in Gegensatz zum nationalsozialistischen Staate stellte.

Ich kann nach all dem von keinem Beamten des nationalsozialistischen Staates oder von Parteigenossen der N.S.D.A.P. erwarten, dass sie an der von der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft geplanten Veranstaltung teilnehmen, und sehe mich daher ausserstande, sehr verehrter Herr Präsident, die diesbezügliche Verfügung aufzuheben.

Anderseits will ich aber mit Rücksicht darauf, dass die Presse des In- und Auslandes bereits auf die Angelegenheit aufmerksam geworden ist, dass ausländische Teilnehmer zu der Feier erwartet werden, und dass schliesslich die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft private Mitglieder in ihren Reihen zählt, Ihnen, Herr Präsident anheimstellen, die Veranstaltung als eine rein interne und private Feier der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft stattfinden zu lassen, über die in der Tagespresse aus einleuchtenden Gründen nicht berichtet werden darf. Für den Fall, dass Sie sich hierzu entschliessen, ersuche ich Sie um umgehende Vorlage einer Liste derjenigen Professoren, die in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft bzw. der Deutschen Chemischen Gesellschaft oder der Deutschen Physikalischen Gesellschaft ihr Erscheinen in Aussicht gestellt haben sollten. Ich behalte mir vor, den namhaft gemachten Professoren Dispens von dem Erlass zu erteilen, wenn diese besonderen Wert darauf legen. Ich würde mich freuen, wenn Sie, Herr Präsident, an einem der nächsten Tage mich aufsuchen würden und bin

Mit Hitler-Heil!

Ihr
gez. Rust.

**DIE KAISER-WILHELM-GESELLSCHAFT
ZUR FÖRDERUNG DER WISSENSCHAFTEN
beehrt sich
in Gemeinschaft mit der
Deutschen Chemischen Gesellschaft
und der Deutschen Physikalischen Gesellschaft
zu einer
GEDÄCHTNISFEIER FÜR
FRITZ HABER
am Dienstag, den 29. Januar 1935, 12 Uhr mittags,
im Harnack-Haus, Berlin-Dahlem, Ihnestrasse 16-20,
einzuladen.**

Andante con moto (Thema mit Variationen) aus dem Quartett Nr. 14 von Franz Schubert

2. *Einleitende Worte*

Geheimrat Prof. Dr. Max Planck, Präsident der Kaiser-Wilhelm- Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften

7. *Gedächtnisreden*

Prof. Dr. Otto Hahn, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Chemie

Oberst a. D. Dr.-Ing. e. h. Josef Koeth

Prof. Dr. Karl-Friedrich Bonhoeffer, Auswärtiges wissenschaftliches Mitglied des Kaiser-Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie

4. *Cavatine (adagio molto espressivo)*

aus dem Quartett op. ijo von Ludwig van Beethoven Die Mitglieder des Philharmonischen Orchesters:

Konzertmeister Siegfried Borries (1. Violine), Karl Höver (2. Violine), Reinhard Wolf (Viola), Wolfgang Kleber (Cello).

Uniform oder dunkler Anzug

Der Verlauf der Feier war würdig und eindrucksvoll. Leider konnte Professor Bonhoeffer seinen Vortrag nicht selbst halten. Er hätte seine Stelle als Leipziger Hochschullehrer verloren. Auf seine Bitte las ich seinen Vortrag vor. Ich selbst war, da ich 1934 aus der Fakultät ausgetreten war, nicht gefährdet. (Otto Hahn)

Verein deutscher Chemiker e. K., Berlin W 34, Potsdamer Str. 10 ja

Gemäss Verfügung

des Präsidenten der RTA., Herrn Dr. Ing. Todt

ist die Teilnahme an der Gedächtnisfeier für Fritz Haber

am 29. Januar 1935 im Harnackhaus

allen Mitgliedern des Vereins deutscher Chemiker e. V. untersagt

Berlin, den 25. Januar 1935

Verein deutscher Chemiker e. V.

Die letzte Anweisung des Ministeriums war: Über die Veranstaltung wird nicht berichtet, die Vorträge sind nicht zu veröffentlichen.

Diese Erinnerung an Haber zeigt, dass man in den ersten Jahren des Hitlerregimes noch einen wenn auch kleinen Widerstand leisten konnte, was später nicht mehr möglich war. (Otto Hahn)

Der folgende Artikel erschien am 15. Juli 1937 im offiziellen Organ der SS «Das Schwarze Korps».

«Weisse Juden» in der Wissenschaft

Es gibt eine primitive Art des Antisemitismus, die sich darauf beschränkt, den Juden an sich zu bekämpfen. Ihre Anhänger geben sich damit zufrieden, dass ein klarer Trennungsstrich zwischen Deutschen und Juden gezogen ist. Sie meinen, das Problem sei gelöst, wenn einer Bluts Vermischung Einhalt geboten wird und Juden am politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Leben der Nation nicht mehr teilnehmen dürfen. Als totalste Lösung schwebt ihnen ein jüdischer Auszug nach Palästina oder sonstwohin vor. Der Augenblick, in dem Deutschland solcherart judenrein würde, müsste dann folgerichtig auch das Ende des Antisemitismus sein.

Diese Anschauung ist zwar bestechend durch ihre Einfachheit, krankt aber an einem Denkfehler. Würden wir die Juden nach den alten, nicht einmal unverkennbaren Merkmalen der krummen Nasen und krausen Haare bekämpfen, so wäre dieser Kampf ein Kampf gegen Windmühlen. Die Tatsache aber, dass wir den jüdischen Einfluss auf die Politik und das kulturelle Leben bekämpfen mussten und den jüdischen Einfluss auf die deutsche Wirtschaft weiterhin bekämpfen müssen, beweist bereits, dass es nicht um die Juden «an sich» geht, sondern um den Geist oder Ungeist, den sie verbreiten, eben um das, was man Einfluss nennt.

Es wird leider so sein, dass wir nach der idealen Lösung einer jüdischen Auswanderung immer noch gegen jüdische Einflüsse ankämpfen werden müssen und dass für einen aktiven Antisemitismus immer noch ein weites Betätigungsfeld verbleibt, selbst wenn es im ganzen Deutschen Reich keine einzige Krummnase gibt. Denn es ist leider so, dass die furchtbare Gefahr der Verjudung unseres öffentlichen Lebens und die Macht des jüdischen Einflusses, die der Nationalsozialismus dämmen musste, nicht allein von dem zahlenmässig schwachen Judentum getragen wurde, sondern in nicht geringerer Masse auch von solchen Menschen arischen Geblüts, die sich für den jüdischen Geist empfänglich zeigten und ihm hörig wurden.

Der Sieg des rassistischen Antisemitismus ist deshalb nur als Teilsieg zu werten. Wir dürfen uns nicht damit begnügen, auf der restlosen Durchführung der Nürnberger Gesetze zu bestehen und auf Lösung des noch offenen Problems «Juden in der Wirtschaft» zu dringen. Wir müssen auch den jüdischen Geist ausrotten, der heute ungestörter denn je seine Blüten treiben kann, wenn seine Träger über die schönsten Ariernachweise verfügen.

Denn nicht der Rassejude an sich ist uns gefährlich gewesen, sondern der Geist, den er verbreitete. Und ist der Träger dieses Geistes nicht Jude, son-

dern Deutscher, so muss er uns doppelt so bekämpfenswert sein als der Rassejude, der den Ursprung seines Geistes nicht verbergen kann.

Gesinnungsjuden

Der Volksmund hat für solche Bazillenträger die Bezeichnung «Weisser Jude» geprägt, die überaus treffend ist, weil sie den Begriff des Juden über das Rassische hinaus erweitert. Man könnte im gleichen Sinne auch von Geistesjuden, Gesinnungsjuden oder Charakterjuden sprechen. Sie haben den jüdischen Geist willfährig aufgenommen, weil es ihnen an eigenem mangelt. Sie sind Anbeter eines spitzfindigen Intellekts, weil ihnen natürliche Instinkte fehlen und jene charakterlichen Werte, die den Menschen zwingen, eigene Fähigkeiten zu entwickeln und sich nötigenfalls auf sie zu beschränken.

Es gibt vor allem ein Gebiet, wo uns der jüdische Geist der «Weissen Juden» in Reinkultur entgegentritt und wo die geistige Verbundenheit der «Weissen Juden» mit jüdischen Vorbildern und Lehrmeistern stets einwandfrei nachzuweisen ist: die Wissenschaft. Sie vom jüdischen Geist zu säubern; ist die vordringlichste Aufgabe, denn dem «Weissen Juden», dem wir im Alltag begegnen, können wir wohl mit den Mitteln der Polizei und schärferer Gesetze beikommen, eine jüdisch verseuchte Wissenschaft aber ist die Schlüsselstellung, von der aus das geistige Judentum immer wieder massgebenden Einfluss auf alle Lebensgebiete der Nation erringen kann.

So ist es beispielsweise charakteristisch, dass in unserer Zeit, die die deutsche Ärzteschaft vor gänzlich neue Aufgaben stellt und von der medizinischen Forschung entscheidende Taten auf erbbiologischem, rassenhygienischem, volksgesundheitlichem Gebiete erwartet, die medizinische Fachpresse innerhalb eines halben Jahres von insgesamt 2138 Aufsätzen 1085 Aufsätze ausländischer Autoren, darunter von 116 Sowjetrussen, bringt, die sich kaum mit Problemen befassen, die uns heute vordringlich erscheinen müssten. Hinter dem Mäntelchen «Erfahrungsaustausch» verbirgt sich hier jene These von der Internationalität der Wissenschaft, die der jüdische Geist allzeit aufgestellt und propagiert hat, weil sie die Voraussetzung für eine unkontrollierbare Selbstherrlichkeit schuf.

Am klarsten erkennbar ist der jüdische Geist wohl im Bereich der Physik, wo er in Einstein seinen «bedeutendsten» Vertreter hervorgebracht hat. Während alle grossen naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Erkenntnisse auf die besonderen Fähigkeiten germanischer Forscher zur geduldigen, fleissigen und aufbauenden Naturbeobachtung zurückzuführen sind; während der germanische Forscher in der sogenannten Theorie immer nur ein Hilfsmittel sieht, das die Naturbeobachtung gegebenenfalls erleichtern, niemals aber ein Mittel zum Zweck werden kann; während die Erkenntnis der realen Wirklichkeit das einzige Ziel seiner Forschung ist, dem er auch die ei-

gene Hilfstheorie opfert, wenn sie sich als unrichtig oder ungenügend erweisen sollte, hat der in den letzten Jahrzehnten vordringende jüdische Geist die dogmatisch verkündete, von der Wirklichkeit losgelöste Theorie in den Vordergrund zu schieben gewusst. Durch spitzfindige Verallgemeinerung vorhandener Erkenntnisse, durch geschicktes Jonglieren mit mathematischen Formeln, durch vernebelnde Zweideutigkeiten wurde die Alleinherrschaft solcher Theorien begründet. Sie entsprachen dem jüdischen Geist und der jüdischen «Forschungsmethode» deshalb in so hohem Masse, weil sie die fleissige, geduldige, aufbauende Naturbeobachtung als überflüssig erscheinen liessen.

Die Diktatur der grauen Theorie

Von dem jüdischen Professor Leo Grätz, der in München wirkte, stammt der bezeichnende Satz, dass mit der Zeit der Experimentalphysiker gegenüber dem Theoretiker auf den Rang eines guten Mechanikers herabsinken würde, dem der Theoretiker Aufträge für experimentelle Untersuchungen geben würde. Und Einstein verkündete 1922 in einem Vortrag: «Man darf erwarten, dass die Theorie bald imstande sein wird, die Eigenschaften der chemischen Atome und ihre Reaktionen vorauszuberechnen, so dass sich die mühevollen, zeitraubenden experimentellen Arbeiten der Chemiker erübrigen werden.»

Diesem Bestreben, den der Wirklichkeit verbundenen Forscher in den Hintergrund zu drängen, folgte sehr schnell die Praxis.

Die Juden Einstein, Haber und ihre Gesinnungsgenossen Sommerfeld und Planck regelten fast unbeschränkt die Nachwuchsfrage der deutschen Lehrstühle. Sommerfeld allein durfte sich rühmen, zehn Ordinariate mit seinen Schülern besetzt zu haben. Die Literatur der jüdischen Theoretiker und ihrer Propagandisten schwoll in knapp fünfzehn Jahren auf 50'000 Druckseiten an. Die studentische Jugend wurde fast ausschliesslich in ihrem «Geiste» ausgebildet. Hätte man sie gewähren lassen, so wäre in wenigen Jahrzehnten der Typ des produktiven wirklichkeitsnahen Forschers ausgestorben. Spintisierende, unfruchtbare Theoretiker wären an seine Stelle getreten.

Die Machtergreifung des Nationalsozialismus hat diese Gefahr gebannt, aber sie hat sie noch nicht beseitigt. Der jüdische Geist versucht mit aller Macht, seine Stellungen wenigstens in jenen Zweigen der Wissenschaften zu halten, die, wie die Physik, nicht einer augenscheinlichen weltanschaulichen Prägung unterworfen sind, und diese Stellungen können eines Tages zu Ausgangsstellen für einen erneuten Vormarsch werden.

Einstein als Eckstein

Wie sicher sich die «Weissen Juden» in ihren Stellungen fühlen, beweist das Vorgehen des Professors für theoretische Physik in Leipzig, Professor Werner Heisenberg, der es 1936 zuwege brachte, in ein parteiamtliches Organ einen Aufsatz einzuschmuggeln, worin er Einsteins Relativitätstheorie als

«die selbstverständliche Grundlage weiterer Forschung» erklärte und «eine der vornehmsten Aufgaben der deutschen wissenschaftlichen Jugend in der Weiterentwicklung der theoretischen Begriffssysteme» sah. Zugleich versuchte er, durch eine Abstimmung der deutschen Physiker über den Wert der Theorie Eindruck bei den massgebenden Stellen zu schinden und Kritiker seines Wirkens mundtot zu machen.

Dieser Statthalter des Einsteinschen «Geistes» im neuen Deutschland wurde 1928 im Alter von 26 Jahren als Musterzögling Sommerfelds Professor in Leipzig, in einem Alter also, das ihm kaum Zeit geboten hatte, gründliche Forschungen zu betreiben. Er begann seine Tätigkeit, indem er den deutschen Assistenten seines Instituts entliess und dafür erst den Wiener Juden Beck, dann den Züricher Juden Bloch einstellte. Sein Seminar war bis 1933 vorwiegend von Juden besucht, und der engere Kreis seiner Hörer setzt sich auch heute noch aus Juden und Ausländern zusammen.

Der «Ossietzky» der Physik

1933 erhielt Heisenberg den Nobelpreis zugleich mit den Einstein- Jüngern Schrödinger und Dirac - eine Demonstration des jüdisch beeinflussten Nobelkomitees gegen das nationalsozialistische Deutschland, die der «Auszeichnung» Ossietzkys gleichzusetzen ist. Heisenberg stattete seinen Dank ab, indem er sich im August 1934 weigerte, einen Aufruf der deutschen Nobelpreisträger für den Führer und Reichskanzler zu unterzeichnen. Seine Antwort lautete damals: «Obwohl ich persönlich «ja» stimme, scheint mir politische Kundgebung von Wissenschaftlern unrichtig, da auch früher niemals üblich. Unterzeichne daher nicht.»

Diese Antwort kennzeichnet den jüdischen Geist ihres Verfassers, der Volksverbundenheit und nationale Verantwortung der «Wissenschaftler» für «unrichtig» hält.

Heisenberg ist nur ein Beispiel für manche andere. Sie allesamt sind Statthalter des Judentums im deutschen Geistesleben, die ebenso verschwinden müssen wie die Juden selbst.

Die Dringlichkeit dieser Forderung und die Bedeutung, die dem angeschnittenen Problem für die Zukunft der deutschen wissenschaftlichen Forschung zukommt, hat «Das Schwarze Korps» veranlasst, eine Meinungsäußerung von ...* zu erbitten. Die Persönlichkeit des Angerufenen, der ja nicht nur ein alter Vorkämpfer des Nationalsozialismus, sondern auch Inhaber des Nobelpreises ist - den er zu einer Zeit erhielt, als seine Verteilung noch von politischen Hass- und Rachemotiven unbeeinflusst war -, sollte jedem die Augen darüber öffnen, dass die deutsche Wissenschaft und ihre verantwortlichen Betreuer vor einer Entscheidung stehen, der man nicht mehr ausweichen kann.

* Vgl. Anmerkung auf S. 212.

Die «Wissenschaft» versagte politisch Professor ... schrieb uns dazu:

Der vorstehende Artikel ist in grundsätzlicher Hinsicht so treffend und vollständig, dass sich eigentlich eine Ergänzung erübrigt. Aber auf Einladung der Schriftleitung will ich noch folgende Bemerkungen anfügen.

Allgemein ist bekannt, dass die überwiegende Mehrzahl der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen in der Kampfzeit des Nationalsozialismus national schmäählich versagt hat. Sie standen Hitler und seiner Bewegung verständnislos und zum Teil sogar ablehnend gegenüber; an mehreren Universitäten kam es zu scharfen Konflikten zwischen der nationalsozialistisch gesinnten Studentenschaft und der mit dem schwarzen System verbundenen Professorenschaft. Mit Recht hat Reichsminister Rust im Jahre 1933 in dieser Hinsicht der Berliner Professorenschaft bittere Worte gesagt. Der entscheidende Grund für das politische Versagen der Mehrheit der deutschen Professoren in dem nationalsozialistischen Ringen um die deutsche Freiheit war der beherrschende jüdische Einfluss an den deutschen Universitäten.

Er hatte nicht allein darin seine Stärke, dass in zahlreichen Fakultäten 10 bis 30 v. H. der Dozenten jüdisch oder jüdisch versippt waren, sondern vor allem auch darin, dass die Juden die Unterstützung von arischen Judengenossen und Judenzöglingen hatten.

Der politische Einfluss des jüdischen Geistes an den Universitäten war offenkundig; weniger offenkundig, aber ebenso schädlich war sein Einfluss in wissenschaftlicher Hinsicht, indem er die auf die Wirklichkeit eingestellte germanische Forschung durch den jüdischen Intellektualismus, dogmatischen Formalismus und propagandistischen Geschäftsbetrieb lähmte und die Studentenschaft sowie vor allem den akademischen Nachwuchs zu jüdischer Denkweise zu erziehen suchte.

Die Taktik wechselte

Nun mussten zwar die rassejüdischen Dozenten und Assistenten im Jahre 1933 aus ihren Stellungen ausscheiden; auch werden gegenwärtig die arischen Professoren, die mit Jüdinnen verheiratet sind, abgebaut; aber die grosse Zahl der arischen Judengenossen und Judenzöglinge, welche früher offen oder versteckt die jüdische Macht in der deutschen Wissenschaft stützten, sind in ihren Stellungen geblieben und halten den Einfluss des jüdischen Geistes an den deutschen Universitäten aufrecht.

Während sie noch bis zur Wahl des Führers zum Reichspräsidenten in ihrer Weltfremdheit mit einem baldigen Ende der nationalsozialistischen Regierung rechneten und sich darum einer öffentlichen Kundgebung für den Führer versagten, haben sie seit zwei Jahren ihre Taktik geändert; sie gebärden sich nämlich nunmehr äusserlich als national, frühere Pazifisten drängen sich zum Militärdienst, Judenzöglinge, die zahlreiche wissenschaftliche Ar-

Beiten zusammen mit in- und ausländischen Juden veröffentlicht und noch 1929 an Kongressen von Sowjetjuden teilgenommen haben, suchen Verbindung mit Dienststellen von Partei und Staat.

Ausser mit ihrer nationalen oder sogar nationalsozialistischen Betätigung suchen sie noch mit folgenden Argumenten Einfluss auf massgebende Stellen zu gewinnen: Als wissenschaftliche Fachleute seien sie und ihre Kandidaten für die Durchführung des Vierjahresplanes unentbehrlich; zudem seien sie von dem Ausland als grosse deutsche Wissenschaftler anerkannt und müssten darum im Interesse des Ansehens der deutschen Wissenschaft den massgebenden Einfluss in dieser haben. Bei diesem Bluff glauben sie damit rechnen zu können, dass die massgebenden Stellen nicht darüber unterrichtet sind, dass ihre «Berühmtheit» im Ausland eine aufgeblasene Folgeerscheinung der Zusammenarbeit mit ausländischen Juden und Judengenossen ist.

Bezeichnend für die Fortdauer des jüdischen Einflusses in den deutschen akademischen Kreisen sind folgende Tatsachen: Vor noch nicht langer Zeit hat mir ein einflussreicher deutscher Mediziner erklärt: «Eine medizinische Wissenschaft ohne Juden kann ich mir überhaupt nicht denken.»

Neue jüdische Sintflut

Die naturwissenschaftliche Fakultät einer grossen Universität hat kürzlich für einen Lehrstuhl drei Judenzöglinge in Vorschlag gebracht, von denen zwei zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten zusammen mit in- und ausländischen Juden veröffentlicht haben. Der wissenschaftliche Büchermarkt in Deutschland wird neuerdings wieder, vor allem in der Physik, mit Büchern aus der Feder in- und ausländischer Juden und Judenzöglinge überschwemmt unter besonderer Beteiligung der früher volljüdischen, heute angeblich zu 50 v. H. arischen Verlagsfirma Julius Springer in Berlin und Wien.

Während der Einfluss des jüdischen Geistes auf die deutsche Presse, Literatur und Kunst sowie auf das deutsche Rechtsleben ausgeschaltet worden ist, hat er in der deutschen Wissenschaft an den Universitäten einen Verteidiger und Fortsetzer in den arischen Judengenossen und Judenzöglingen gefunden; hinter der Kulisse der wissenschaftlichen Sachlichkeit und unter Berufung auf die internationale Anerkennung wirkt er ungeschwächt weiter und sucht seine Herrschaft sogar durch eine taktische Einflussnahme auf massgebende Stellen zu sichern und zu stärken.

Bei dieser Lage ist es ein grosses Verdienst des «Schwarzen Korps», dass es durch seine mutigen, grundsätzlich wichtigen Ausführungen die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Schädigung lenkt, von welcher ein Teil des deutschen Geisteslebens und die Erziehung der akademischen Jugend von seiten der «Weissen Juden» bedroht ist.

Ein historisches Dokument:

Der Brief nebst Anlagen, der den Anstoss
zum Bau der Atombombe gab:

A. Letter Of Transmittal Szilard To Dr. Alexander Sachs, August 15, 1939

Dear Dr. Sachs:

Enclosed I am sending you a letter from Prof. Albert Einstein, which is addressed to President Roosevelt and which he sent to me with the request of forwarding it through such channels as might appear appropriate. If you see your way to bring this letter to the attention of the President, I am certain Prof. Einstein would appreciate your doing so; otherwise would you be good enough to return the letter to me?

If a man, having courage and imagination, could be found and if such a man were put – in accordance with Dr. Einstein's Suggestion – in the Position to act with some measure of authority in this matter, this would certainly be an important Step forward. In order that you may be able to see of what assistance such a man could be in our work, allow me please to give you a short account of the past history of the case.

In January this year, when I realized that there was a remote possibility of setting up a chain reaction in a large mass of uranium, I communicated with Prof. E. P. Wigner of Princeton University and Prof. E. Teller of George Washington University, Washington, D. C., and the three of us remained in constant consultation ever since. First of all it appeared necessary to perform certain fundamental experiments for which the use of about one gram of radium was required. Since at that time we had no certainty and had to act on a remote possibility, we could hardly hope to succeed in persuading a university laboratory to take Charge of these experiments, or even to acquire the radium needed. Attempts to obtain the necessary funds from other sources appeared to be equally hopeless. In these circumstances a few of us physicists formed an association, called "Association for Scientific Collaboration," collected some funds among ourselves, rented about one gram of radium, and I arranged with the Physics Department of Columbia University for their permission to carry out the proposed experiments at Columbia. These experiments led early in March to rather striking results.

At about the same time Prof. E. Fermi, also at Columbia, made experiments of his own, independently of ours, and came to identical conclusions.

A close collaboration arose out of this coincidence, and recently Dr. Fermi and I jointly performed experiments which make it appear probable that a chain reaction in uranium can be achieved in the immediate future.

The path along which we have to move is now clearly defined, but it takes some courage to embark on the journey. The experiments will be costly since we will now have to work with tons of material rather than – as

hitherto – with kilograms. Two or possibly three different alternatives will have to be tried; failures, setbacks and some unavoidable danger to human life will have to be faced. We have so far made use of the Association for Scientific Collaboration to overcome the difficulty of persuading other organizations to take financial risks, and also to overcome the general reluctance to take action on the basis of probabilities in the absence of certainty. Now, in the face of greater certainty, but also greater risks, it will become necessary either to strengthen this association both morally and financially, or to find new ways which would serve the same purpose. We have to approach as quickly as possible public-spirited private persons and try to enlist their financial Cooperation, or, failing in this, we would have to try to enlist the collaboration of the leading firms of the electrical or Chemical industry.

Other aspects of the Situation have to be kept in mind. Dr. Wigner is taking the stand that it is our duty to enlist the cooperation of the Administration. A few weeks ago he came to New York in order to discuss this point with Dr. Teller and me, and on his initiative conversations took place between Dr. Einstein and the three of us. This led to Dr. Einstein's decision to write to the President.

I am enclosing memorandum which will give you some of the views and opinions which were expressed in these conversations.

I wish to make it clear that, in approaching you, I am acting in the capacity of a trustee of the Association for Scientific Collaboration, and that I have no authority to speak in the name of the Physics Department of Columbia University, of which I am a guest.

Yours sincerely,

B. Memorandum, Szilard To The President, August 15, 1939

Much experimentation on atomic disintegration was done during the past five years, but up to this year the problem of liberating nuclear energy could not be attacked with any reasonable hope for success. Early this year it became known that the element uranium can be split by neutrons. It appeared conceivable that in this nuclear process uranium itself may emit neutrons, and a few of us envisaged the possibility of liberating nuclear energy by means of a chain reaction of neutrons in uranium.

Experiments were thereupon performed, which led to striking results. One has to conclude that a nuclear chain reaction could be maintained under certain well defined conditions in a large mass of uranium. It still remains to prove this conclusion by actually setting up such a chain reaction in a large-scale experiment.

This new development in physics means that a new source of power is now being created. Large amounts of energy would be liberated, and large quantities of new radioactive elements would be produced in such a chain reaction.

In medical applications of radium we have to deal with quantities of grams; the new radioactive elements could be produced in the chain reaction in quantities corresponding to tons of radium equivalents. While the practical application would include the medical field, it would not be limited to it.

A radioactive element gives a continuous release of energy for a certain period of time. The amount of energy which is released per unit weight of material may be very large, and therefore such elements might be used – if available in large quantities – as fuel for driving boats or airplanes. It should be pointed out, however, that the physiological action of the radiations emitted by these new radioactive elements makes it necessary to protect those who have to stay close to a large quantity of such an element, for instance the driver of the airplane. It may therefore be necessary to carry large quantities of lead, and this necessity might impede a development along this line, or at least limit the field of application.

Large quantities of energy would be liberated in a chain reaction, which might be utilized for purposes of power production in the form of a stationary power plant.

In view of this development it may be a question of national importance to secure an adequate supply of uranium. The United States has only very poor ores of uranium in moderate quantities; there is a good ore of uranium in Canada where the total deposit is estimated to be about 3'000 tons; there may be about 1'500 tons of uranium in Czechoslovakia, which is now controlled by Germany; there is an unknown amount of uranium in Russia, but the most important source of uranium, consisting of an unknown but probably very large amount of good ore, is Belgian Congo.

It is suggested therefore to explore the possibility of bringing over from Belgium or Belgian Congo a large stock of pitchblend, which is the ore of both radium and uranium, and to keep this stock here for possible future use. Perhaps a large quantity of this ore might be obtained as a token reparation payment from the Belgian Government. In taking action along this line it would not be necessary officially to disclose that the uranium content of the ore is the point of interest; action might be taken on the ground that it is of value to secure a stock of the ore on account of its radium content for possible future extraction of the radium for medical purposes.

Since it is unlikely that an earnest attempt to secure a supply of uranium will be made before the possibility of a chain reaction has been visibly demonstrated, it appears necessary to do this as quickly as possible by performing a large-scale experiment. The previous experiments have prepared the ground to the extent that it is now possible clearly to define the conditions under which such a largescale experiment would have to be carried out. Still two or three different Setups may have to be tried out, or alternatively preliminary experiments have to be carried out with several tons of material if

we want to decide in advance in favor of one setup or another. These experiments cannot be carried out within the limited budget which was provided for laboratory experiments in the past, and it has now become necessary either to strengthen – financially and otherwise – the organizations which concerned themselves with this work up to now, or to create some new Organization for the purpose. Public-spirited private persons who are likely to be interested in supporting this enterprise should be approached without delay, or alternatively the collaboration of the Chemical or the electrical industry should be sought.

The investigations were hitherto limited to chain reactions based on the action of *slow* neutrons. The neutrons emitted from the Splitting uranium are fast, but they are slowed down in a mixture of uranium and a light element. Fast neutrons lose their energy in colliding with atoms of a light element in much the same way as a billiard ball loses velocity in a collision with another ball. At present it is an open question whether such a chain reaction can also be made to work with *fast* neutrons which are not slowed down.

There is reason to believe that, if fast neutrons could be used, it would be easy to construct extremely dangerous bombs. The destructive power of these bombs can only be roughly estimated, but there is no doubt that it would go far beyond all military conceptions. It appears likely that such bombs would be too heavy to be transported by airplane, but still they could be transported by boat and exploded in port with disastrous results.

Although at present it is uncertain whether a fast neutron reaction can be made to work, from now on this possibility will have to be constantly kept in mind in view of its farreaching military consequences. Experiments have been devised for settling this important point, and it is solely a question of Organization to ensure that such experiments shall be actually carried out.

Should the experiments show that a chain reaction will work with *fast* neutrons, it would then be highly advisable to arrange among scientists for withholding publications on this subject. An attempt to arrange for withholding publications on this subject has already been made early in March but was abandoned in spite of favorable response in this country and in England on account of the negative attitude of certain French laboratories. The experience gained in March would make it possible to revive this attempt whenever it should be necessary.

Niels Bohrs Memorandum an Präsident Roosevelt, Juli 1944

Es übersteigt gewiss die Vorstellungskraft jedes Menschen, wenn er sich ausmalen wollte, welche Folgen die Entwicklung des Atomprojektes in den kom-

menden Jahren haben wird; denn bestimmt werden die gewaltigen, bis dahin zur Verfügung stehenden Energiequellen das ganze Industrie- und Transportwesen revolutionieren. Im Augenblick jedoch liegt das Schwergewicht auf der Herstellung einer Waffe, die an Durchschlagskraft nicht ihresgleichen kennt und die für alle Zukunft völlig neue Voraussetzungen zur Kriegführung schaffen wird.

Abgesehen von der Frage, wann diese Waffe einsatzbereit sein kann und welche Aufgabe ihr im jetzigen Krieg zukommen wird, wirft die gegenwärtige Situation noch zahlreiche weitere Probleme auf, die der dringenden Aufmerksamkeit bedürfen. Wenn nicht so bald wie möglich ein Abkommen geschlossen wird, das eine Kontrolle über die Verwendung dieser neuen, radioaktiven Elemente garantiert, könnte jeder gegenwärtig noch so grosse Vorteil durch eine ständige Bedrohung der allgemeinen Sicherheit aufgehoben werden.

Seit die Möglichkeit nähergerückt ist, grössere Mengen Atomenergie frei zu machen, wurde immer wieder die Frage einer Kontrolle aufgeworfen. Aber je weiter die wissenschaftlichen Forschungen auf diesem Gebiete fortschreiten, desto klarer wird es, dass die für diesen Zweck üblichen Massnahmen nicht genügen und dass sich die grauenerregende Aussicht auf eine Zukunft, in der sich die Nationen um diese furchtbare Waffe streiten werden, nur durch ein weltumspannendes, auf voller Ehrlichkeit beruhendes Abkommen vermeiden lässt.

In diesem Zusammenhang ist besonders bemerkenswert, dass das ganze Unternehmen, so ungeheuerlich es auch ist, sich bis jetzt doch als geringfügiger erwiesen hat, als man erwarten durfte, und dass bei der ständig vorschreitenden Arbeit wiederholt neue Wege entdeckt wurden, wie die Produktion der radioaktiven Stoffe gefördert und ihre Wirkung verstärkt werden könnte.

Um eine im geheimen vorbereitete Konkurrenz zu verhüten, ist es deshalb notwendig, Zugeständnisse zu machen: Informationen müssen ausgetauscht werden können, und bei allen industriellen und militärischen Planungen muss restlose Offenheit herrschen. Derartige Zugeständnisse dürften jedoch kaum denkbar sein; es sei denn, alle Partner wären vor diesen Gefahren von nie dagewesener Grösse durch eine ausgleichende Garantie allgemeiner Sicherheit geschützt.

Die Einrichtung wirksamer Kontrollmassnahmen wird natürlich schwierige Probleme verwaltungstechnischer und auch rein technischer Art mit sich bringen; entscheidend für diesen Vorschlag ist jedoch nicht nur die Notwendigkeit, ein solches Projekt durchzuführen, sondern auch die sich leicht daraus ergebende Möglichkeit, die Probleme der internationalen Beziehungen neu anzupacken.

Die gegenwärtige Stunde, in der fast alle Nationen in einen Kampf auf Leben und Tod um die Freiheit und Menschenwürde verstrickt sind, mag auf den ersten Blick für jederlei bindende Abmachung über diesen Plan recht ungeeignet erscheinen. Denn einerseits verfügen die Angriffsmächte immer noch über eine erhebliche militärische Stärke, wenn dabei auch zugegeben

werden muss, dass ihre ursprünglichen Pläne einer Weltherrschaft vereitelt worden sind und man mit ziemlicher Sicherheit ihrer Kapitulation entgegensehen darf; andererseits werden – auch im Falle einer Kapitulation – die gegen den Angreifer vereinten Nationen mit ernstlichen Auseinandersetzungen rechnen müssen, weil ihre Einstellung zu sozialen und wirtschaftlichen Fragen einander widersprechen.

Bei näherer Betrachtung jedoch ist es unbestreitbar, dass die Möglichkeit eines solchen Planes, unter diesen besonderen Umständen Vertrauen einzuflößen, mehr und mehr an Wert gewinnt. Ausserdem bietet die augenblickliche Lage in dieser Hinsicht einzigartige Chancen; wenn ihre Wahrnehmung aber verzögert wird, weil die weitere Entwicklung des Krieges und die Vollendung der neuen Waffe abgewartet werden sollen, könnte man sich diese Chancen leicht verscherzen...

Angesichts dieser möglichen Ereignisse dürfte die augenblickliche Situation eine höchst günstige Gelegenheit zu einem baldigen ersten Schritt bieten, und zwar von seiten jener Nation, die das Glück hat, in der Beherrschung jener gewaltigen Naturkräfte, die bisher dem Menschen verborgen waren, führend zu sein.

Ohne die unmittelbaren militärischen Operationsziele zu beeinträchtigen, sollte eine Initiative, die einem schicksalsschweren Wettstreit Vorbeugen will, jegliches Misstrauen zwischen den einzelnen Mächten ersticken, von deren harmonischer Zusammenarbeit die Zukunft der kommenden Generationen abhängt.

Natürlich können sich die einzelnen Partner nur dann auf die ehrlichen Absichten der anderen verlassen, wenn unter den Vereinten Nationen die Frage beantwortet wird, welche Zugeständnisse die einzelnen Mächte als Beitrag zu einem erfolversprechenden Kontrollabkommen zu machen gedenken.

Selbstverständlich ist der Einblick in die gegenwärtigen politischen Verhältnisse allein den verantwortlichen Staatsmännern vorbehalten. Es dürfte jedoch ein glücklicher Umstand sein, dass die in eine künftige harmonische internationale Zusammenarbeit gesetzten Erwartungen, die innerhalb der Vereinten Nationen von allen Seiten einmütig Ausdruck gefunden haben, so auffallend mit den einzigartigen, der Öffentlichkeit unbekanntem Voraussetzungen übereinstimmen, die von der stetig fortschreitenden Wissenschaft geschaffen worden sind.

Es sind wahrhaftig der Gründe genug, welche die Überzeugung rechtfertigen, dass jegliches Streben zur Festigung der allgemeinen Sicherheit und damit zur Überwindung der drohenden Gefahr durch eine loyale Zusammenarbeit im Ausbau der nötigen und weitreichenden Kontrollmassnahmen willkommen geheissen würde; dabei brauchte keine einzige Nation von der vielversprechenden industriellen Entwicklung, welche die Vollendung des Atomprojektes mit sich bringt, ausgeschlossen zu werden.

In dieser Hinsicht könnte vielleicht Hilfe aus der weltweiten wissen-

schaftlichen Zusammenarbeit kommen, die seit Jahren die leuchtenden Verheissungen gemeinsamer humaner Bemühungen verkörpert hat. Die persönlichen Beziehungen zwischen den Wissenschaftlern der einzelnen Nationen böten sogar die günstige Gelegenheit, bereits einen vorläufigen und inoffiziellen Kontakt anzubahnen.

Es braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden, dass bei all diesen Hinweisen und Vorschlägen keineswegs unterschätzt wird, wie schwierig und heikel es für die Staatsmänner ist, eine für alle Beteiligten befriedigende Vereinbarung zu treffen. Diese Hinweise und Vorschläge wollen lediglich das eine: einige Gesichtspunkte aufzeigen, welche die Bemühungen, das Atomprojekt zu einer dauerhaften und segensreichen Einrichtung der Allgemeinheit zu machen, erleichtern könnten.

Der «Franck Report»

Ein Bericht an den amerikanischen Kriegsminister, Juni 1945 1. *Einleitung*
Der einzige Grund, weshalb die Kernenergie anders zu behandeln ist als die übrigen Sachgebiete der Physik, liegt in der Möglichkeit, dass sie im Frieden politischen Druck und im Kriege plötzlicher Zerstörung dienen kann. Alle gegenwärtigen Pläne zur Organisation der Forschung, der wissenschaftlichen und industriellen Entwicklung und der Publizierung auf dem Gebiet der Kernphysik sind bedingt durch das politische und militärische Klima, in dem diese Pläne verwirklicht werden sollen. Wenn man also Vorschläge für die nach dem Kriege zu schaffende Organisation der Kernphysik macht, so lässt sich eine Diskussion der politischen Probleme nicht vermeiden. Die auf diese Organisation hinarbeitenden Wissenschaftler geben nicht vor, in der nationalen und internationalen Politik sachverständig zu sein. Wir, eine kleine Gruppe von Staatsbürgern, haben jedoch in den letzten fünf Jahren unter dem Zwang der Ereignisse eine ernste Gefahr für die Sicherheit unseres Landes und für die Zukunft aller anderen Nationen erkannt, eine Gefahr, von der die übrige Menschheit noch nichts ahnt. Wir halten es daher für unsere Pflicht, darauf zu drängen, dass die politischen Probleme, die sich aus der Beherrschung der Kernenergie ergeben, in all ihrer Schwere begriffen und dass geeignete Schritte zu ihrer Untersuchung und zur Vorbereitung der nötigen Entschlüsse unternommen werden. Wir hoffen, dass das durch den Kriegsminister gegründete Komitee, welches die verschiedenen aus der Kernphysik erwachsenden Fragen zu behandeln hat, ein Beweis dafür ist, dass diese einschneidenden Folgen von der Regierung erkannt worden sind. Wir glauben, dass unser Vertrautsein mit den wissenschaftlichen Voraussetzungen dieser Situation, der stetigen Weiterentwicklung und den daraus entstehenden weltumspannenden politischen Verwicklungen uns die Pflicht

auferlegt, diesem Komitee etliche Vorschläge zu einer eventuellen Lösung dieser schwerwiegenden Frage zu unterbreiten.

Wiederholt hat man den Wissenschaftlern den Vorwurf gemacht, die Nationen mit neuen Waffen zu ihrer wechselseitigen Vernichtung versorgt zu haben, anstatt zu ihrem Wohlergehen beizutragen. Es stimmt zweifellos, dass zum Beispiel die Erfindung des Fliegens der Menschheit mehr Unglück als Freude und Gewinn gebracht hat. In der Vergangenheit jedoch konnten die Wissenschaftler jede unmittelbare Verantwortung für den Gebrauch, den die Menschheit von ihren uneigennütigen Entdeckungen machte, ablehnen. Jetzt aber sind wir gezwungen, einen aktiven Standpunkt einzunehmen, weil die Erfolge, die wir auf dem Gebiet der Kernenergie errungen haben, mit unendlich viel grösseren Gefahren verbunden sind als bei den Erfindungen der Vergangenheit. Wir alle, die wir den augenblicklichen Stand der Kernphysik kennen, leben ständig mit der Vision einer jähen Zerstörung vor Augen, einer Zerstörung unseres eigenen Landes, einer Pearl-Harbor-Katastrophe, die sich in tausendfacher Vergrösserung in jeder Grossstadt unseres Landes wiederholen könnte.

Überdies vermochte die Wissenschaft in der Vergangenheit häufig neue Methoden zum Schutze gegen die neuen Angriffswaffen zu entwickeln – Waffen, deren Vorhandensein sie erst ermöglicht hatte; doch gegen die zerstörende Kraft der Kernenergie kann sie keinen wirksamen Schutz versprechen. Dieser Schutz wird ausschliesslich von einer weltumfassenden politischen Organisation geboten werden können. Unter allen Argumenten, die für eine leistungsfähige internationale Friedensorganisation sprechen, ist die Existenz der Kernwaffen das zwingendste. Da es bisher keine internationale Behörde gibt, die bei internationalen Konflikten jede Anwendung von Gewaltmitteln unmöglich zu machen hätte, könnten die Nationen doch noch immer von einem Weg abgebracht werden, der lediglich in die restlose gegenseitige Vernichtung führt – vorausgesetzt, es würde ein besonderes internationales Abkommen getroffen, das ein Kernwaffenwettrüsten verhindert.

2. Aussichten eines Kernwaffenwettrüstens

Man könnte folgenden Vorschlag unterbreiten: Die Gefahr einer Zerstörung durch Kernwaffen – wenigstens soweit es unser Land betrifft – liesse sich dadurch vermeiden, dass wir entweder unsere Entdeckungen für immer geheimhalten oder unsere Kernwaffenausrüstung so weit vorantreiben, dass keine andere Nation auch nur daran dächte, uns anzugreifen – aus Furcht vor einer katastrophalen Vergeltung.

Die Antwort auf diesen Vorschlag lautet: Wenn wir auch im Augenblick in dieser Beziehung der Welt sicherlich voraus sein dürften, so sind doch die Grundlagen der Kernenergie allgemein bekannt. Die britischen Forscher wissen ebensoviel wie wir über die grundlegenden im Krieg gemachten Fortschritte in der Kernphysik – womöglich sind sie sogar über bestimmte Er-

gebnisse unterrichtet, die im Verlauf unserer technischen Fortschritte erzielt wurden; und die Rolle, die französische Kernphysiker während der Vorkriegsentwicklung auf diesem Gebiet gespielt haben – ganz abgesehen von ihrer teilweisen Kenntnis unserer Arbeiten wird es ihnen erlauben, schnellstens aufzuholen, wenigstens soweit es die grundlegenden wissenschaftlichen Entdeckungen betrifft. Die deutschen Wissenschaftler, auf deren Forschungsergebnisse die ganze Entwicklung der Kernphysik zurückgeht, bauten sie offenbar während des Krieges nicht im selben Masse aus, wie dies in Amerika der Fall war; aber wir lebten doch bis zum letzten Tage des europäischen Krieges in ständiger Furcht, den Deutschen könnte die Herstellung einer Kernwaffe gelungen sein. Die Gewissheit, dass die deutschen Forscher an dieser Waffe arbeiteten und dass ihre Regierung höchstwahrscheinlich keine Skrupel kennen würde, sie bei Vorhandensein auch anzuwenden, war der vornehmliche Grund zu der von den amerikanischen Wissenschaftlern ergriffenen Initiative, die Kernenergie weiterzuentwickeln und sie zu militärischen Zwecken grossen Umfangs für unser Land auszuwerten. Auch in Russland waren bereits 1940 die grundlegenden Fakten und die Bedeutung der Kernenergie durchaus bekannt[^] und die Erfahrung der russischen Wissenschaftler in der Kernforschung ist immerhin so gross, dass sie uns in wenigen Jahren einholen könnten, selbst wenn wir alle Anstrengungen machten, unsere Versuche geheimzuhalten. Denn selbst wenn wir die Führung innerhalb der Grundlagenforschung auf dem Gebiet der Kernphysik für einige Zeit nicht aus der Hand gäben, indem wir alle erworbenen Erkenntnisse und die damit verbundenen Projekte geheimhielten, wäre es töricht zu glauben, dadurch für mehr als ein paar Jahre geschützt zu sein.

Es wäre zu überlegen, ob wir nicht die Entwicklung einer in anderen Ländern vom Militär ausgenutzten Kernphysik durch ein Monopol auf den Rohstoff der Kernenergie verhüten könnten. Die Antwort heisst: Obwohl die grössten bis jetzt bekannten Uranerzlager von Staaten kontrolliert werden, die zu den Westmächten gehören (Kanada, Belgien und Britisch-Indien), liegen doch die alten Lager der Tschechoslowakei ausserhalb dieses Einflussbereiches. Es ist bekannt, dass Russland in seinem eigenen Land Uran schürft; und wenn wir auch nichts von dem Umfang der bis heute in der UdSSR entdeckten Lager wissen, so ist doch die Wahrscheinlichkeit gering, dass in einem Land, welches ein Fünftel der Erde einnimmt (und dessen Einflussphäre sich auch noch über zusätzliche Gebiete erstreckt), keine grossen Uranvorräte gefunden werden sollten; ein Sicherheitsfaktor jedenfalls darf dies nicht sein. *So können wir nicht hoffen, ein Kernwaffen-Wettrüsten zu verhindern, indem wir entweder die grundlegenden wissenschaftlichen Erkenntnisse auf dem Feld der Kernenergie vor den konkurrierenden Nationen geheimhalten oder die für ein derartiges Wettrüsten nötigen Rohstoffe aufkaufen.*

Untersuchen wir nun den zweiten Vorschlag, der zu Beginn dieses Absatzes gemacht wurde, und fragen wir uns, ob wir uns bei einem Kernwaffen-Wettrüsten nicht sicher fühlen können, weil wir über ein grösseres Indu-

striepotential, einschliesslich einer grösseren Verbreitung von wissenschaftlichen und technischen Kenntnissen, über grössere Aufgebote an Fachkräften und eine erfahrenere Betriebsführung verfügen – lauter Faktoren also, deren Bedeutung einleuchtend demonstriert wurde, als sich unser Land während des Krieges in ein Arsenal der Alliierten verwandelte. Die Antwort lautet: Alles, was uns diese Vorteile verschaffen können, ist die Ansammlung einer grösseren Zahl von gewaltigeren und besseren Atombomben.

Solch ein quantitativer Vorsprung an gestapelten Zerstörungswaffen sichert uns jedoch nicht vor einem plötzlichen Angriff. Gerade weil ein möglicher Feind befürchten könnte, an Zahl und Waffen ausgestochen zu werden, dürfte die Versuchung, einen unerwarteten und keinesfalls herausgeforderten Angriff zu wagen, besonders gross sein – vor allem dann, wenn er uns verdächtige, aggressive Pläne gegen seine Sicherheit oder seine Einflussosphäre zu hegen. Bei keiner anderen Art der Kriegführung liegt der Vorteil so eindeutig beim Angreifer. Er kann seine «Höllmaschinen» als erster auf alle unsere Grossstädte einsetzen und sie gleichzeitig explodieren lassen, womit er die Schwerpunkte unserer Industrie und ausserdem einen grossen Teil unserer Bevölkerung vernichten würde, die in den dichtbesiedelten Gebieten unserer Städte zusammengedrängt lebt. Unsere Vergeltungsmöglichkeiten – Vergeltung als adäquater Ausgleich für den Verlust von Millionen Menschenleben und für die Zerstörung unserer grössten Städte verstanden – wären sehr gering, weil wir vom Lufttransport der Bomben abhängig wären und weil wir es überdies mit einem Feind zu tun haben könnten, dessen Industrie und Bevölkerung über grosse Territorien zerstreut sind.

Wenn man das Kernwaffen-Wettrüsten zulässt, dann gibt es nur einen Weg, unser Land vor der Vernichtung durch einen plötzlichen Angriff zu retten: Wir müssen unsere Kriegsindustrie sowie die Bevölkerung unserer grösseren Städte über weite Gebiete verteilen. Solange Kernwaffen rar sind (das heisst, solange Uran der einzige Rohstoff zu ihrer Herstellung bleibt), solange wird eine erfolgreiche Zerstreuung unserer Industrie und der Bevölkerung unserer grösseren Städte die Versuchung, uns mit Kernwaffen anzugreifen, zumindest sehr herabsetzen.

Gegenwärtig kommt die Wirkung einer Atombombe der Detonation von 20'000 Tonnen TNT gleich. Also könnte eine solche Bombe etwa 3 Quadratmeilen einer Stadt zerstören. Man darf erwarten, dass bis in etwa 10 Jahren Atombomben zur Verfügung stehen, die eine wesentlich höhere Radioaktivität besitzen und doch immer noch leichter als eine Tonne sein werden und die somit über zehn Quadratmeilen einer Stadt zerstören könnten. Eine Nation also, die es sich leisten kann, 10 Tonnen Atomsprengstoff zu einem heimtückischen Angriff auf unser Land aufzubringen, darf mit der Möglichkeit rechnen, die ganze Industrie und den grössten Teil der Bevölkerung in einem Gebiet von 500 Quadratmeilen und mehr zu vernichten. Wenn nun

aber 500 Quadratmeilen amerikanischen Bodens kein rechtes Angriffsziel böten, weil auf dieser Fläche wenig Industrie und nur verhältnismässig wenig Menschen angesiedelt wären und daher kein vernichtender Schlag gegen das Kriegspotential und die nationale Verteidigungskraft geführt werden könnte, dann würde sich der Angriff kaum lohnen und vielleicht gar nicht unternommen werden. Augenblicklich jedoch könnte man in unserem Land mühelos hundert Gebiete von je 5 Quadratmeilen finden, deren gleichzeitige Vernichtung sich für unsere Nation niederschmetternd auswirken würde. Da aber die Vereinigten Staaten ein Gebiet von 3 Millionen Quadratmeilen umfassen, sollte es möglich sein, ihre Industrie und ihre Bevölkerung so zu verteilen, dass keine 500 Quadratmeilen übrigbleiben, die einem Angriff mit Kernwaffen ein lohnendes Ziel bieten könnten.

Wir sind uns durchaus bewusst, dass eine solch radikale soziale und wirtschaftliche Veränderung in der Struktur unserer Nation ausserordentliche Schwierigkeiten mit sich brächte. Wir sind jedoch der Ansicht, dass auf dieses Dilemma hingewiesen werden muss, weil nur so klar wird, für welche Art des Selbstschutzes man sich zu entscheiden hat – wiederum vorausgesetzt, dass keine erfolgreiche internationale Verständigung zu erreichen ist. Es muss dabei hervorgehoben werden, dass wir gegenüber den anderen Nationen im Nachteil sind; denn die anderen Länder sind entweder dünner besiedelt und ihre Industrien mehr verstreut, oder ihre Regierungen verfügen über eine uneingeschränkte Macht, wodurch es ihnen möglich ist, die Bevölkerung über das ganze Land zu verteilen und den Aufbau von Industrien zu überwachen.

Sollte kein wirkungsvolles internationales Abkommen erzielt werden, so wird bereits am Morgen nach unserer ersten Demonstration, dass wir Kernwaffen besitzen, das allgemeine Wettrüsten losgehen. Die anderen Nationen werden dann vielleicht drei oder vier Jahre brauchen, um uns einzuholen, und acht oder zehn Jahre, bis sie womöglich mit uns Schritt halten können – selbst wenn wir fortfahren, angestrengt auf diesem Gebiet zu arbeiten. Diese Spanne würde jedoch genügen, unsere Bevölkerung und Industrie zu verlagern. Jedenfalls sollte keine Zeit verloren werden, dieses Problem von Experten prüfen zu lassen.

7. Aussichten einer Verständigung

Die Folgen eines Atomkrieges und die Massnahmen, die zum Schutze eines Landes vor seiner totalen Zerstörung durch Kernwaffen notwendig sind, dürften wohl auch den andern Nationen genauso erschreckend erscheinen wie den Vereinigten Staaten. England, Frankreich und die kleineren dichtbesiedelten Staaten Europas mit ihren konzentriert gelagerten Industrien wären angesichts solcher Bedrohung in einer furchtbaren Lage. Russland und China sind die einzigen grossen Nationen, die im Augenblick einen An-

griff mit Kernwaffen überstehenwürden. Aber wenn auch diese Nationen das Leben eines Menschen nicht so hoch einschätzen mögen wie die Völker Westeuropas und Amerikas und wenn auch Russland ein riesiger Raum zur Verfügung steht, über den es seine wichtigen Industrien verteilen kann, und ausserdem eine Regierung hat, die eine solche Verlagerung an dem Tag zu befehlen vermag, da sie von der Notwendigkeit dieser Massnahme überzeugt ist – so gibt es doch trotz alledem keinen Zweifel, dass auch Russland vor der Möglichkeit einer plötzlichen Zerstörung Moskaus und Leningrads, die im gegenwärtigen Krieg wunderbarerweise fast erhalten geblieben sind, und seiner neuen Industriestädte im Ural und in Sibirien erschauert. So kann es also nur der Mangel an gegenseitigem *Vertrauen* sein, nicht aber der mangelnde *Wunsch* nach Verständigung, der einem wirkungsvollen Abkommen über die Verhütung eines Atomkrieges im Wege steht. Das Zustandekommen eines solchen Abkommens hängt daher im Wesentlichen von der Rechtschaffenheit der Absichten und von der Bereitschaft aller Partner ab, ihre Souveränität zu einem gewissen Teil zu opfern.

Eine Möglichkeit, die Welt mit der Kernwaffe bekannt zu machen – einleuchtend vor allem für jene, die Atombomben vorwiegend als eine Geheimwaffe betrachten, die lediglich dazu entwickelt wurde, den gegenwärtigen Krieg zu gewinnen –, besteht darin, sie ohne Ankündigung gegen geeignete Ziele in Japan einzusetzen.

Wenn auch durch den unerwarteten Einsatz von Kernwaffen zweifellos wichtige taktische Ergebnisse errungen werden könnten, so glauben wir dennoch, dass die Anwendung der ersten verfügbaren Atombomben im japanischen Krieg sorgfältig erwogen werden sollte – nicht nur von militärischen Sachverständigen, sondern auch von den höchsten politischen Vertretern unseres Landes.

Russland, aber auch die zu den Alliierten gehörenden Länder, die unseren Wegen und Plänen weniger misstrauen, und schliesslich die neutralen Länder, sie alle werden von diesem Schritt wahrscheinlich schwer erschüttert sein. Es dürfte sehr schwierig sein, die Welt davon zu überzeugen, dass man einer Nation, die eine neue Waffe insgeheim vorzubereiten und plötzlich anzuwenden in der Lage war – eine Waffe, die so diskriminierend ist wie die Raketenbombe, nur dass ihre vernichtende Wirkung tausendmal grösser ist –, in ihrem Wunsch vertrauen soll, derartige Waffen auf Grund eines internationalen Abkommens abzuschaffen. Wir verfügen über grosse Mengen Giftgas, aber wir wenden es nicht an; vor kurzem erhobene Befragungen haben ergeben, dass die öffentliche Meinung in unserem Land dies missbilligen würde, selbst wenn damit der siegreiche Ausgang des Krieges im Fernen Osten beschleunigt werden könnte. Es stimmt zwar, dass ein irrationales Element in der Massenpsychologie Gasvergiftungen schrecklicher erscheinen lässt als eine Vernichtung durch Sprengstoff, obwohl ein Gaskrieg in keiner Weise «unmenschlicher» wäre als ein Krieg mit Bomben und Ku-

geln. Dennoch ist es keinesfalls sicher, ob die amerikanische Öffentlichkeit, würde man ihr die Wirkung von Atombomben erklären, damit einverstanden wäre, dass unser Land als erstes eine solch verwerfliche Methode der restlosen Zerstörung jeglicher Zivilisation einführt.

Vom «optimistischen» Standpunkt aus (das heisst, wenn man dabei an ein internationales Abkommen zur Verhütung von Atomkriegen denkt) könnten also die militärischen Vorteile und die Ersparnis amerikanischer Menschenleben – Vorteile, die durch eine plötzliche Anwendung von Atombomben im Krieg gegen Japan errungen würden – aufgehoben werden durch den darauffolgenden Vertrauensverlust und eine Welle des Schreckens und Widerwillens, die sich über die übrige Welt ergösse und die vielleicht sogar die öffentliche Meinung in der Heimat spaltete.

Im Hinblick darauf wäre zu empfehlen, die neue Waffe in der Wüste oder auf einer unbewohnten Insel vor den Augen der Abgeordneten aller vereinten Nationen vorzuführen. Die günstige Atmosphäre für das Zustandekommen eines internationalen Abkommens liesse sich dadurch schaffen, dass Amerika der Welt erklären könnte: «Ihr seht, was für eine Waffe wir besaßen, aber wir haben sie nicht angewandt. Wir sind bereit, sie auch in Zukunft nicht anzuwenden, wenn sich die anderen Nationen uns darin anschliessen und in die Gründung einer wirkungsvollen internationalen Kontrolle einwilligen.»

Nach dieser Vorführung könnte die Waffe eventuell gegen Japan angewandt werden – sofern dies von den Vereinten Nationen (und der öffentlichen Meinung in der Heimat) gebilligt würde; vielleicht erst nach einem Ultimatum an Japan, sich zu ergeben oder, als Alternative zu einer völligen Zerstörung, wenigstens gewisse Gebiete zu räumen. Dies mag phantastisch klingen, aber mit den Kernwaffen haben wir tatsächlich eine ganz neuartige gewaltige Zerstörungskraft gewonnen, und wenn wir ihren Besitz voll einsetzen wollen, dann müssen wir auch neue und neuartige Methoden ersinnen.

Es muss betont werden, dass vom pessimistischen Standpunkt aus und bei nur geringer Möglichkeit, eine wirkungsvolle internationale Kontrolle über die Kernwaffen zu schaffen, der baldige Einsatz von Atombomben gegen Japan bloss noch fragwürdiger wird – ganz abgesehen von irgendwelchen humanen Erwägungen. Wenn nicht gleich nach der ersten Demonstration ein internationales Abkommen zustande kommt, bedeutet dies einen fliegenden Start zu einem hemmungslosen Aufrüstungswettlauf. Wenn aber dieses Rennen nun einmal unvermeidlich ist, dann haben wir allen Grund, seinen Start so lange wie möglich hinauszuschieben, um unsere Vorrangstellung noch weiter voranzutreiben.

Der Vorteil für unsere Nation und die zukünftige Schonung amerikanischer Menschenleben, die wir uns dadurch erringen könnten, dass wir auf eine baldige Anwendung der Atombombe verzichten und die anderen Nationen nur zögernd ins Rennen kommen lassen – allein auf der Basis von

Vermutungen und ohne sicheres Wissen, dass «das Ding funktioniert», dürfte die Vorteile, die durch eine sofortige Anwendung der ersten und verhältnismässig schwachen Bomben im Krieg gegen Japan gewonnen würden, bei weitem aufwiegen. Andererseits mag entgegengehalten werden, dass es ohne eine solche baldige Demonstration schwierig sein dürfte, die nötige Unterstützung für die weitere Entwicklung der Kernphysik in unserem Lande zu erhalten; und wiederum könnte dadurch die Zeit bis zu dem verzögerten Start eines allgemeinen Aufrüstungswettlaufs nicht voll genutzt werden.

Weiterhin darf man annehmen, dass die anderen Nationen jetzt oder zumindest sehr bald unsere augenblicklichen Errungenschaften nicht ganz übersehen können und dass somit die Verzögerung einer Vorführung nicht gerade nützlich wäre, sofern dabei an einen Aufrüstungswettlauf gedacht wird, ja dass unsere Verzögerungstaktik nur zusätzliches Misstrauen schüfe und sich somit die Chancen, zu einer schliesslichen Übereinstimmung in der internationalen Kontrolle von Kernsprengstoffen zu gelangen, eher verschlechterten.

Wenn man also die Aussichten für ein Abkommen in allernächster Zukunft für gering erachtet, dann müssen Pro und Kontra einer baldigen, für die ganze Welt bestimmten Enthüllung unseres Kernwaffenbesitzes – nicht nur durch ihre tatsächliche Anwendung gegen Japan, sondern auch durch eine vorher eingeleitete Demonstration – von den höchsten politischen und militärischen Vertretern des Landes sorgfältig erwogen werden; jedenfalls sollte der Entschluss nicht allein vom taktischen Gesichtspunkt aus gefällt werden.

Man könnte erwidern, dass die Wissenschaftler ja selbst die Entwicklung dieser «Geheimwaffe» angeregt haben und dass es daher merkwürdig erscheint, wenn sie zögern, sie am Feind auszuprobieren, sobald sie zur Verfügung steht. Die Antwort auf diesen Einwand wurde bereits gegeben: Der zwingende Grund, diese Waffe mit solcher Eile zu schaffen, war unsere Furcht, Deutschland könne die nötigen technischen Kenntnisse zur Entwicklung einer solchen Waffe haben und die deutsche Regierung keine moralischen Bedenken hegen, sie einzusetzen.

Ein weiteres Argument, das zugunsten einer Anwendung der Atom-bombe, sobald sie erst einmal verfügbar ist, sprechen könnte, wäre folgendes: In diese Projekte haben die Steuerzahler so viel Geld hineingesteckt, dass der Kongress und das amerikanische Volk nun endlich sehen wollen, wo ihr Geld geblieben ist. Die bereits erwähnte Haltung der amerikanischen öffentlichen Meinung hinsichtlich eines Gaskrieges gegen Japan beweist jedoch, dass man von den Amerikanern Verständnis dafür erwarten kann, wie wichtig es manchmal ist, eine Waffe nur für den äussersten Notfall bereitzuhalten; und sobald die Bedeutung der Kernwaffen dem amerikanischen Volk offenbart wird, darf man sicher sein, dass es alle Versuche unterstützt, die Anwendung solcher Waffen unmöglich zu machen.

Wenn dies erst einmal erreicht ist, dann sollen die grossen Anlagen und Ansammlungen von Explosivstoffen, die augenblicklich zum eventuellen militärischen Einsatz bereitgehalten werden, ausschliesslich für bedeutende Entwicklungen im Frieden zur Verfügung stehen – samt der Energiegewinnung, den grossen Maschinenbauten und der Massenproduktion radioaktiven Materials. Auf diese Weise könnte das zu Kriegszwecken für die Entwicklung der Kernphysik ausgegebene Geld eine Spende für die Entwicklung der nationalen Wirtschaft im Frieden sein.

3. *Arbeitsweisen einer internationalen Kontrolle*

Betrachten wir nun die Frage, wie eine wirkungsvolle internationale Kontrolle über die Aufrüstung mit Kernwaffen erreicht werden kann. Ein schwieriges Problem, aber wir halten es für lösbar. Es verlangt von den Staatsmännern und internationalen Rechtsgelehrten eine sorgsame Untersuchung, und wir können für diese lediglich einige einleitende Ratschläge bieten.

Vorausgesetzt, dass auf allen Seiten gegenseitiges Vertrauen und guter Wille vorhanden sind, einen gewissen Teil der Souveränität aufzugeben, d. h. eine internationale Kontrolle über bestimmte Zweige der Volkswirtschaft anzuerkennen, könnte die Kontrolle – alternativ oder simultan – auf zwei verschiedenen Ebenen durchgeführt werden.

Der erste und wohl einfachste Weg ist die Rationierung der Rohstoffe – vor allem des Uranerzes. Die Produktion von nuklearem Sprengstoff beginnt mit der Gewinnung grosser Uranmengen in gewaltigen Isotopentrennungsgaräten oder riesigen Atommeilern. Die Erzmengen, die an den verschiedenen Orten gewonnen werden, liessen sich leicht von den dort ansässigen Mitgliedern des internationalen Kontrollausschusses überwachen; ausserdem dürfte jede Nation nur eine begrenzte Menge erhalten, so dass eine im grossen Stil durchgeführte Trennung von spaltbaren Isotopen von vornherein unmöglich wäre.

Solch eine Begrenzung hätte den Nachteil, dass dadurch die Gewinnung von Kernenergie auch für friedliche Zwecke unmöglich gemacht würde. Diese Begrenzung brauchte jedoch eine ausreichende Produktion von radioaktiven Spuren-Elementen nicht zu verhindern; durch diese Produktion liessen sich Industrie, Wissenschaft und Technik revolutionieren, und somit müsste nicht auf die Hauptvorteile, welche die Kernphysik der Menschheit bringen könnte, verzichtet werden.

Ein Abkommen auf höherer Ebene, das noch grösseres gegenseitiges Vertrauen und Verständnis erforderte, würde eine unbeschränkte Produktion erlauben, vorausgesetzt, dass über die Verwendung jedes Pfundes geschürften Urans genau Buch geführt wird. Wenn auf diese Weise auch der Verwandlung von Uran- oder Thoriumerz in reines radioaktives Material Einhalt geboten ist, so erhebt sich doch die Frage, wie man die Anhäufung von grossen Mengen solchen Materials in Händen einer oder mehrerer Nationen

verhüten soll. Denn wenn sich eine Nation der internationalen Kontrolle plötzlich entzöge, könnten derartige Anhäufungen sehr schnell zur Herstellung von Atombomben verwandt werden. Es ist vorgeschlagen worden, sich auf eine obligatorische Denaturierung reiner radioaktiver Isotope zu einigen; nach ihrer Gewinnung müssten sie lediglich mit den passenden Isotopen geschwächt und damit für militärische Zwecke wertlos gemacht werden; für den Antrieb von Maschinen dagegen blieben sie nach wie vor verwendbar. Eines ist klar: jedes internationale Abkommen zur Verhütung einer Kernwaffenausrüstung muss durch wirksame und erfolgversprechende Kontrollen unterstützt werden. Ein lediglich auf dem Papier bestehendes Abkommen hat wenig Sinn, denn weder unsere noch eine andere Nation kann ihre Existenz auf dem Vertrauen zur Unterschrift einer anderen Nation aufbauen. Jeder Versuch, die internationalen Kontrollstellen zu behindern, müsste als ein Verrat an diesem Abkommen geahndet werden.

Es braucht wohl kaum betont zu werden, dass wir als Wissenschaftler der Meinung sind, jedes ins Auge gefasste Kontrollsystem zur friedlichen Entwicklung der Kernphysik müsste noch so viel Freiheit lassen, wie mit der Sicherheit der Welt zu vereinbaren ist.

/ . Zusammenfassung

Die Entwicklung der Kernenergie bedeutet nicht nur eine Steigerung der technologischen und militärischen Kraft Amerikas, sondern schafft auch enorme politische und wirtschaftliche Probleme für die Zukunft unseres Landes.

Nukleare Bomben können keinesfalls länger als einige Jahre eine «Geheimwaffe» zum ausschliesslichen Nutzen unseres Landes bleiben. Die wissenschaftlichen Voraussetzungen, auf denen ihre Konstruktion basiert, sind den Forschern anderer Länder wohlbekannt. Wenn nicht eine wirkungsvolle internationale Kontrolle über die nuklearen Sprengstoffe geschaffen wird, ist es gewiss, dass unmittelbar auf die für die ganze Welt erstmalige Enthüllung unseres Besitzes von Kernwaffen ein allgemeines Aufrüsten einsetzen wird. Bis in zehn Jahren können dann andere Länder ebenfalls Kernwaffen besitzen, von denen jede ein Stadtgebiet von mehr als zehn Quadratmeilen zerstören kann und dabei nicht einmal eine Tonne zu wiegen braucht. In dem Krieg, zu dem solch ein Wettrüsten wohl führen würde, wären die Vereinigten Staaten durch ihre Bevölkerungsansammlungen und Industrieanhäufungen in verhältnismässig wenig Städten im Nachteil – verglichen mit Nationen, deren Bevölkerung und Industrie über grosse Gebiete verteilt sind.

Wir glauben, dass diese Überlegungen nicht dafür sprechen, nukleare Bomben in einem baldigen, unvorhergesehenen Angriff gegen Japan einzusetzen. Wenn die Vereinigten Staaten das erste Land wären, welches diese neuen Mittel zur rücksichtslosen Zerstörung der Menschheit anwendete, würden sie auf die Unterstützung aller Welt verzichten, den Aufrüstungswettlauf beschleunigen und die Chancen für ein künftiges internationales

Abkommen zur Kontrolle derartiger Waffen zunichte machen.

Wenn man jedoch diese Chancen für das Zustandekommen einer wirkungsvollen internationalen Kernwaffenkontrolle gegenwärtig als gering betrachtet, dann dürfte nicht nur die Anwendung solcher Waffen *gegen Japan*, sondern auch ihre *baldige* Anwendung den Interessen unseres Landes entgegenstehen. In solch einem Fall hätte eine Verzögerung den Vorteil, dass der Start zu einem Kernwaffen-Wettrüsten soweit wie möglich hinausgeschoben werden kann.

Sollte sich die Regierung zu einer baldigen Vorführung der Kernwaffen entscheiden, hätte sie die Möglichkeit, die öffentliche Meinung unseres Landes und anderer Nationen kennenzulernen und sie in Betracht zu ziehen, bevor sie sich entschliesse, diese Waffen gegen Japan einzusetzen. Auf diese Weise könnten die anderen Nationen einen Teil der Verantwortung für solch einen schicksalhaften Entschluss auf sich nehmen.

Verfasst und unterschrieben von

*J. Franck, D. Hughes, L. Szilard, J. Stearns, E. Rabinowitch,
G. Seaborg, J. J. Nickson.*

Ein Dokument ostjüdischer Sympathie für Deutschland

(aus: Süddeutsche Monatsheften, Februar 1916)

Hoch der Kejser!

Von Morris Rosenfeld

Morris Rosenfeld, der bedeutendste jiddische Dichter, stammt aus Russland und lebt seit vielen Jahren in Amerika. Dieses Gedicht, das wir einer in Amerika erscheinenden jiddischen Zeitung entnehmen, diene zur Kennzeichnung der Stimmung der in Amerika lebenden russischen Juden und zugleich als Muster der jiddischen Sprache.

Zur Aussprache: «ch» immer wie im Worte «Nacht». Die Umlaute ü und ö wie i und e.

In Russland is main Wieg gestannen,

Dort hot men mich zum Schlof gesungen...

Es hot im Land von die Tyrannen Main Wieglied trauerig geklungen.

Von Anfang hot geweint main Mutter,

Nochdem hob ich gegossen Trähren;

Mich hot gepeinigt der Nit-Guter¹ Un nit gewollt main Jammer hören.

Der Frühling pflegt far mir nit grünen, Dos Leben sein far mir verschlossen;
'ch hob nit gekennt dem Ssoine² dienen, Denn was wollt ich dervun genossen?

In Weh gewacht, in Schreck geschlofen, Hob ich in jenem Land vun Klogen;
Ich hob gesüfzt und bin entloffen, Entloffen, wo die Ejgen? trogen.

'ch hob in der waiten Welt vernummen Die Gwalten» vun dem groben
Schikker' Gehört vum Bär den wilden Brummen, Wenn er zerreisst main
Volk in Stücker.

»Wet Risches⁶ ejbig, ejbig siegen?

Ihr bejser Dünner ejbig rollen?

Wet Jowon⁷ mehr sain Psak⁸ nit kriegen? Wet Russland mehr ihr Schuld
nit zohlen?»

Gefragt hob ich dos mit Varzogen,

Ich hob gezittert noch Nekome⁹.

Itzt hör ich, as sie werd geschlofen, Un Freud füllt über main Neschome¹⁰.

Far jeden Schmitz¹¹, was sej derlangen, Begleit mit der Geschichte Be-
jser¹²,

Ruf ich mit fröhlichen Gesängen:

Hurra far Daitschland! Hoch der Kejser!

•Unhold, Teufel. – 'Feind. – «Augen. – «Gewalttaten. – «Trunkenbold. –
⁶Bosheit. –⁷ Der Russe. –⁸ Strafe. – 'Rache. – ⁰Seele. - "Hieb. - "Begleitet vom
Zorn der Geschichte.

Juden in Polen.. !

Proklamation der Generalkommandos der vereinigten Armeen des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns zu Beginn des Ersten Weltkrieges (hochdeutsche Übersetzung des jiddischen Originaltextes) :

Die siegreichen Armeen der verbündeten Grossmächte Deutschland und Österreich-Ungarn sind mit Gottes Beistand in Polen eingerückt.

Der Krieg, den wir jetzt führen, ist kein Krieg gegen die Bevölkerung, sondern nur gegen die russische Tyrannei. Der russische Despotismus ist unter

den starken Schlägen unserer tapferen Heere zusammengebrochen.

Juden in Polen! Wir kommen als Freunde und Erlöser zu euch! Unsere Fahnen bringen euch Recht und Freiheit: Gleiches, volles Bürgerrecht, wirkliche Glaubensfreiheit und Lebensfreiheit auf allen wirtschaftlichen und kulturellen Gebieten. Zu lange habt ihr unter dem eisernen Joche Moskaus gelitten. Wir kommen als Befreier zu euch. Die tyrannische Fremdherrschaft ist gebrochen, eine neue Epoche beginnt jetzt für Polen, mit allen unseren Kräften werden wir die Erlösung der ganzen polnischen Bevölkerung fördern und sichern. Auf sicheren Grundlagen und durch Gesetze garantiert werden wir die volle Gleichberechtigung der Juden nach westeuropäischem Muster in Polen einführen.

Lasst euch nicht durch die falschen Versprechungen der Russen betören! Im Jahre 1905 gab euch Russland das heilige Versprechen der Gleichberechtigung. Brauchen wir euch zu erinnern, euch erzählen, wie der Moskowiter Wort gehalten hat? Denkt an Kischinew, Hornel, Bialystok, Odessa, Siedlce und hundert andere blutige Pogrome! Erinnert euch an die Massenausweisungen und -Vertreibungen. Ohne Erbarmen mit menschlichem Leide hat der Peiniger euch mit Weib und Kind wie die wilden Tiere gejagt und gegetzt.

Vergesst nicht des Beilis-Prozesses und anderer Blutbeschuldigungen, da die russische Regierung selbst von Amts wegen die niederträchtige Lügenanklage des Ritualmordes erhob.

Denkt an alle die beschränkenden Gesetze gegen euch, die sich unter der Zarenherrschaft von Stunde zu Stunde mehren. Die Tore des Lebens hat man vor den Juden zugeschlagen, die Tore der Bildung – vor den jüdischen Kindern. Eure Söhne und Töchter sind aus den russischen Schulen, aus den russischen Städten und Dörfern gejagt worden. Nur mit gelben Pässen, als Prostituierte, durften sie in Russland wohnen. So hielt Russland sein heiliges Versprechen, das es euch gab, als es sich in Not befand.

Und jetzt ist Russland wieder in Not, und deshalb begann es euch mit neuen Versprechungen zu füttern.

Juden in Polen! Die Stunde der Vergeltung ist gekommen. Die tapferen Armeen der Grossmächte Deutschland und Österreich-Ungarn sind in Polen, und sie werden mit Gottes Hilfe mit euren Bedrückern und Peinigern abrechnen. Ihr aber habt die heilige Pflicht, alles zu tun, um die Erlösungsarbeit zu fördern. Alle Kräfte des Volkes: Eure Jugend, eure Gemeinden, eure Vereine, euch alle müsst ihr wie ein Mann in den Dienst der heiligen Sache stellen. Jeder von euch muss uns mit allen seinen Kräften helfen. Denn wenn ihr uns helfet, helft ihr euch selbst. Unser Feind ist auch euer Feind. Die Ränke unseres gemeinsamen Feindes müssen durch aller Wachsamkeit zerstört werden. Wir erwarten, dass ihr durch die Tat beweisen werdet, was eure Intelligenz und euer Eifer zu leisten imstande sind.

Vor unseren Soldaten braucht ihr nichts zu fürchten. Kein Haar wird euch gekrümmt werden. Was ihr uns liefern werdet, werden wir euch bar und gut bezahlen. Und wenn ihr ein Anliegen habt, so wendet euch vertrauensvoll an die Befehlshaber, die Kommandanten unserer Truppe.

Helfet bei der Niederringung des Feindes und arbeitet für den Sieg von Freiheit und Gerechtigkeit!

Die Generalkommanden der vereinigten Armeen
Deutschlands und Österreich-Ungarns.

Der Brief Rosa Luxemburgs aus dem Gefängnis an Sonja Liebknecht, der zum Anlass des im Text zitierten Leserbriefs an «Die Fackel» wurde, auf den Karl Kraus mit seinem *Credo* antwortete:

«... Ach, Sonitschka, ich habe hier einen scharfen Schmerz erlebt; auf dem Hof, wo ich spaziere, kommen oft Wagen vom Militär, voll bepackt mit Säcken oder alten Soldatenröcken und Hemden, oft mit Blutflecken ..., die werden hier abgeladen, in die Zellen verteilt, geflickt, dann wieder aufgeladen und ans Militär abgeliefert. Neulich kam so ein Wagen, gespannt, statt mit Pferden, mit Büffeln. Ich sah die Tiere zum erstenmal in der Nähe. Sie sind kräftiger und breiter gebaut als unsere Rinder, mit flachen Köpfen und flach abgebogenen Hörnern, die Schädel also unseren Schafen ähnlicher, ganz schwarz, mit grossen sanften Augen. Sie stammen aus Rumänien, sind Kriegstrophäen ... die Soldaten, die den Wagen führen, erzählen, dass es sehr mühsam war, diese wilden Tiere zu fangen, und noch schwerer, sie, die an die Freiheit gewöhnt waren, zum Lastdienst zu benutzen. Sie wurden furchtbar geprügelt, bis dass für sie das Wort gilt «vae victis». An hundert Stück der Tiere sollen in Breslau allein sein; dazu bekommen sie, die an die üppige rumänische Weide gewöhnt waren, elendes und karges Futter. Sie werden schonungslos ausgenutzt, um alle möglichen Lastwagen zu schleppen, und gehen dabei rasch zugrunde. Vor einigen Tagen kam also ein Wagen mit Säcken hereingefahren, die Last war so hoch aufgetürmt, dass die Büffel nicht über die Schwelle bei der Toreinfahrt konnten. Der begleitende Soldat, ein brutaler Kerl, fing an, derart auf die Tiere mit dem dicken Ende des Peitschenstiels loszuschlagen, dass die Aufseherin ihn empört zur Rede stellte, ob er denn kein Mitleid mit den Tieren hätte! «Mit uns Menschen hat auch niemand Mitleid», antwortete er mit bösem Lächeln und hieb noch kräftiger ein... Die Tiere zogen schliesslich an und kamen über den Berg, aber eines blutete... Sonitschka, die Büffelhaut ist sprichwörtlich an Dicke und Zähigkeit, und die war zerrissen. Die Tiere standen dann beim Abladen ganz still erschöpft, und eines, das, welches blutete, schaute dabei vor sich hin

mit einem Ausdruck in dem schwarzen Gesicht und den sanften schwarzen Augen, wie ein verweintes Kind. Es war direkt der Ausdruck eines Kindes, das hart bestraft worden ist und nicht weiss, wofür, weshalb, nicht weiss, wie es der Qual und der rohen Gewalt entgehen soll... ich stand davor, und das Tier blickte mich an, mir rannen die Tränen herunter, – es waren *stine* Tränen, man kann um den liebsten Bruder nicht schmerzlicher zucken, als ich in meiner Ohnmacht um dieses stille Leid zuckte. Wie weit, wie unerreichbar, verloren die freien, saftigen, grünen Weiden Rumäniens! Wie anders schien dort die Sonne, blies der Wind, wie anders waren die schönen Laute der Vögel oder das melodische Rufen der Hirten. Und hier – diese fremde schaurige Stadt, der dumpfe Stall, das ekelerregende, muffige Heu, mit faulem Stroh gemischt, die fremden, furchtbaren Menschen, und – die Schläge, das Blut, das aus der frischen Wunde rinnt... O, mein armer Büffel, mein armer, geliebter Bruder, wir stehen hier beide so ohnmächtig und stumpf und sind nur eins in Schmerz, in Ohnmacht, in Sehnsucht. Derweil tummelten sich die Gefangenen geschäftig um den Wagen, luden die schweren Säcke ab und schleppten sie ins Haus; der Soldat aber steckte beide Hände in die Hosentaschen, spazierte mit grossen Schritten über den Hof, lächelte und piff leise einen Gassenhauer. Und der ganze herrliche Krieg zog an mir vorbei...»